

Das Geheimnis der Schwarzen Bibel

La Biblia Negra

by José Calvo Poyato,

Übersetzt von Bianca GÜth

Published: 2000



Inhalt

Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 26



Kapitel 1

Santiago, der Amtsschreiber, hatte seinen kleinen Laden früher als üblich geschlossen. Während der harten Wintermonate sperrte er sein Geschäft immer schon vor fünf Uhr nachmittags zu, wenn die Sonne gerade zu sinken begann und die Schatten der Nacht noch nicht mehr waren als eine ferne Bedrohung über den Häusern der Stadt, die sich zwischen den Wassern des Tajo drängten—des Flusses, der sie in einer engen, beinahe kreisförmigen Kurve umspülte.

Seit mehr als drei Jahren hing eine große Uhr an der Seitenfassade der Kathedrale, und seit dieser Zeit hatte der Amtsschreiber seine Arbeit an den Rhythmus dieses Instruments angepaßt. Im Sommer blieb sein Geschäft zwei Stunden länger geöffnet: bis die majestätischen Glocken sieben Uhr schlugen. Sobald er sein Geschäft verriegelt hatte, ging Santiago Díaz, so hieß der Schreiber, stets auf direktem Wege nach Hause—kaum daß er Grüße mit den Leuten austauschte, denen er auf seinem Weg begegnete, und selbstverständlich konnten nur gewichtige Gründe ihn zum Stehenbleiben bewegen. Er war gern zu Hause, bevor die letzten Lichter des Tages sich am Horizont verloren, und wenn seine Dienste im Haus eines Kunden gebraucht wurden—was relativ häufig der Fall war—schloß er sein Geschäft noch früher. Bei Tageslicht zu Hause anzukommen, war für ihn eine Maxime, die er als beinahe obligatorisch empfand. Nicht nur er hatte dies schon immer so gehandhabt, genau so hatte er es auch bei seinen Vorfahren gesehen. Es war, wenn man es so nennen konnte, eine Familientradition, die von Vater zu Sohn weitergereicht wurde—ebenso wie das Amt des Schreibers und Buchhändlers, das er seit seiner Jugend ausübte. Er hatte diesen Beruf von seinem Vater erlernt, der ihn wiederum von seinem Großvater ererbt hatte, und dieser war seinerseits in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Es verlor sich in der Erinnerung der Familie, seit wie vielen Generationen die Díaz' das Amt des Schreibers und Buchhändlers schon ausübten. Zuverlässig dokumentiert waren vier von ihnen, die sich in dieser Stadt niedergelassen hatten, nachdem die westgotischen Könige sie in das Herz ihres Reichs auf der iberischen Halbinsel und in das bedeutendste religiöse Zentrum der Monarchie verwandelt hatten.

An diesem trüben, kalten Januarnachmittag hatte Santiago Díaz die Türen seines Ladens bereits lange vor fünf Uhr zugesperrt, obwohl er heute nicht im Hause eines Kunden benötigt wurde. Er hatte beschlossen, seinen Arbeitstag früher als gewöhnlich zu beenden, weil ein Unwetter in der Luft hing—und damit meinte er nicht nur das meteorologische Unwetter, das sich durch dicke schwarze Wolken ankündigte, die den Himmel über Toledo völlig verdunkelten. In der Stadt waren außerdem seltsame Gerüchte laut geworden—nur wenige Tage, nachdem sich die Nachricht verbreitet hatte, daß die christlichen Truppen Granada eingenommen hatten, das letzte Bollwerk der Muselmanen in Spanien. Es lag schlechte Stim-

mung in der Luft, denn die Gerüchte hatten in den Herzen vieler Familien in Toledo Schmerz und Angst gesät.

In dem Moment, als Santiago den Schlüssel im Schloss der soliden Tür seines Ladens zweimal herumdrehte und das Vorhängeschloß an den großen, horizontalen Metallriegel hängte, der sie zusätzlich verstärkte, fielen die ersten Regentropfen. Wenige noch, aber so groß und schwer, daß es fast wehtat, als sie ihm auf den Kopf fielen. Er legte sich das dicke Wollcape, mit dem er der Strenge des Winters trotzte, über die Schultern und stellte den hohen Kragen auf, um sich vor dem Regen zu schützen. Anschließend zog er seine runde Kappe, die er sowohl im Sommer als auch im Winter trug, bis zu den Augenbrauen herunter und über die Ohren. So eingepackt machte er sich auf den Weg den Berg hinauf. Sorge zeichnete sein von Wind und Regen gepeitschtes Gesicht.

Er war kaum ein Dutzend Schritte gegangen, als er stehen blieb, sich auf dem Absatz herumdrehte und in seinen Laden zurückkehrte. Er öffnete Schloß und Riegel und durchsuchte die Bücherstapel, die sich überall in der Kammer, in der er seiner Arbeit nachging, auftürmten. Er fand schnell, was er wollte: ein Buch von durchschnittlicher Größe, mit einem auffälligen Einband aus Messing, in den seltsame Schriftzeichen eingraviert waren. Er schützte es so gut er konnte, indem er es zwischen sein Cape und sein Wams steckte, verschloß den Laden wieder und nahm von neuem den Weg zu seinem Haus in Angriff. Der Regen war heftiger geworden und ebenso der Wind, der ihm das Gehen so sehr erschwerte, daß er sich mit vorgebeugtem Oberkörper vorkämpfen mußte.

Er begegnete auf seinem alltäglichen Heimweg nur wenigen Passanten—das heranziehende Unwetter und der Regen hatten die Straßen in einen unbehaglichen Ort verwandelt. Wer noch unterwegs war, eilte nach Hause. Der Nachmittag wurde immer unfreundlicher und lud dazu ein, sich ins eigene Heim zurückzuziehen. Wenn der Regen so weiterfiele, würde er die Stadt bald überschwemmen; in der Straße, in der sein Haus lag—neben einer alten Moschee, die die Christen Ende des 11. Jahrhunderts, nach der Eroberung der Stadt, in die Kirche Santo Tomé verwandelt hatten—stand bereits das Wasser. Jetzt zuckte der erste Blitz durch den Himmel und erhellte einen kurzen Moment lang die Straße. Unmittelbar danach ertönte mit markerschütternder Lautstärke das Brüllen des Donners. Das Gewitter befand sich direkt über Toledo. Ein Schauer lief Santiago den Rücken hinunter, begleitet von einer unbestimmten Furcht, die seinen ganzen Körper erfaßte. Es war niemand auf der Straße. Weder vor ihm noch hinter ihm. Santiago beschleunigte seine Schritte, um so schnell wie möglich den Schutz seines Hauses zu erreichen. Als er über die Türschwelle in die Diele eintrat, troff Wasser vom Saum seines Capes, und die Kappe, die er auf dem Kopf trug, war so durchnäßt, daß die Feuchtigkeit durch den Stoff auf seinen Kopf gedrungen war. Er atmete hektisch und stoßweise—nicht nur wegen der Anstrengung, die es ihn gekostet hatte, durch das Unwetter zu laufen, sondern auch wegen der inneren Aufregung, die er verspürte.

Als er in sein Haus eingetreten war, eilte seine Frau Ana hastig herbei, weil sie das Geräusch des Schlüssels im Türschloß und das Quietschen der Türangeln gehört hatte. Sie kam aus dem ersten Stock des Hauses heruntergelaufen und rief halb beunruhigt, halb überrascht:

„Santiago! Du bist es, Santiago.“

„Ja... ja... Ich bin es,“ antwortete er müde, fast wie ein alter Mann.

„Ist etwas passiert? Es hat gerade erst drei Uhr geschlagen. Oder bin ich verwirrt und habe mein Zeitgefühl verloren?“

„Nein, Ana, du bist nicht verwirrt. Es ist noch keine vier Uhr.“

„Ist etwas passiert?“ fragte seine Frau besorgt.

Santiago beantwortete ihre Frage mit einem Kopfschütteln, so daß sich die Aufregung, in die er seine Frau mit seiner verfrühten Ankunft versetzt hatte, zumindest zum Teil legte.

Der Amtsschreiber zog seinen Mantel aus, schüttelte das herabtriefende Wasser ab und breitete ihn sorgfältig über einer Truhe aus, damit der Rest abtropfen konnte. Er öffnete sein Wams und holte das Buch hervor, das er so behutsam vor dem Wolkenbruch geschützt und nach Hause getragen hatte. Er starrte es an und seufzte tief. Etwas in seinem Inneren sagte ihm, daß dies kein normales Buch war und daß seine Seiten höchst Ungewöhnliches enthielten. Ihn beunruhigten die Zeichen, die in den Messingeinband eingraviert waren und deren Bedeutung er nicht kannte. Es waren keine lateinischen Buchstaben. Es handelte sich um hebräische Lettern, aber er konnte ihren Inhalt nicht entschlüsseln. Sie waren von leuchtend goldener Farbe und zogen die Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich, als läge ein Zauber in ihnen verborgen.

Santiago Díaz und seine Frau Ana Girón waren ein recht glückliches Paar, das trotzdem keinen Nachwuchs bekommen hatte. Vor bereits dreizehn Jahren hatten sie das heilige Band der Ehe geknüpft, aber Gott der Herr hatte ihnen noch keine Kinder geschenkt. Obwohl sie noch jung waren—Santiago war einunddreißig und Ana noch keine siebenundzwanzig Jahre alt—hegten sie nach so langer Zeit der Unfruchtbarkeit nicht mehr viel Hoffnung. Santiago beunruhigte der fehlende Erbe sehr, bedeutete er doch unter anderem auch, daß die lange Familientradition der Amtsschreiber und Buchhändler Díaz mit ihm enden würde.

Trotz seiner sitzenden Tätigkeit—an manchen Tagen hockte er den ganzen Tag zwischen den Büchern und Dokumenten seines Geschäfts—besaß er das Aussehen eines agilen Mannes in guter körperlicher Verfassung. Sein schmaler Körper strahlte eine Vitalität aus, die im Kontrast zu den körperlichen Herausforderungen seiner Arbeit zu stehen schien. Auch seine olivfarbene Haut war nicht typisch für einen Mann, der seine Arbeit nicht in der Natur ausübte. Sein krauses schwarzes Haar fiel ihm zu beiden Seiten des Gesichts bis auf die Schultern, so daß es seine Züge zum Teil verbarg. Seine Augen waren ebenso schwarz wie seine Haare. Santiagos Blick war kraftvoll, obwohl sich hinter seinen Pupillen ein Hauch von Melancholie zu verbergen schien—vielleicht auch wegen des Sohnes, den er sich gewünscht hatte und der ihm, zumindest bisher, versagt geblieben war. Seinen Händen war jedoch sehr wohl anzusehen, was für eine Tätigkeit er ausübte: Die schmalen Handflächen liefen in lange, feingliedrige Finger aus, und sie waren so weich und seidig, daß sie eher zu einer Frau als zu einem Mann zu gehören schienen.

Ana Girón hatte sich die Anziehungskraft der Jugend bewahrt. Sie war kaum vierzehn Jahre alt gewesen, als sie geheiratet hatte, und sie hatte ihr Leben dem Führen des Familienhaushalts und ihren religiösen Pflichten gewidmet, die sie äußerst gewissenhaft erfüllte. Ihr größter Kummer war, daß sie ihrem Mann keinen Erben geschenkt hatte, obwohl sie die Hoffnung, daß dieses Wunder sich

noch eines Tages ereignen würde, nicht aufgegeben hatte. Bei ihren täglichen Besuchen in der benachbarten Kirche Santo Tomé zündete sie häufig eine teure Wachskerze an, um sie vor dem Standbild ihrer verehrten heiligen Ana darzubringen und sie zu bitten, ihren größten Wunsch zu erfüllen. Ihr Leben verlief angenehm und ohne materielle Sorgen. Sie konnte es sich erlauben, großzügige Almosen zu stiften und einen Haushalt zu führen, der die wenigen Bedürfnisse eines Paares wie Santiago und sie es waren, sogar überstieg. Ihre größte Sorge neben ihrem unerfüllten Wunsch nach Kindern waren die Freundschaften ihres Mannes, die sie für ungebührlich und gefährlich hielt. Ihr gefiel zum Beispiel nicht, daß er im Hause des Arztes Samuel Levi verkehrte, einer herausragenden Persönlichkeit in der jüdischen Gemeinde von Toledo, doch Ana war der Meinung, daß aus dieser Verbindung nichts Gutes hervorgehen könne. Auch daß Santiago regelmäßig Treffen im Hinterzimmer der Apotheke von Pedro de Aranda, neben der Puerta Vieja de Bisagra, besuchte, billigte sie nicht. Ebenso mißfiel ihr der Kanoniker Armenta, mit dem ihr Gatte eine enge Beziehung pflegte. Ihr Argwohn gegenüber dem Geistlichen beruhte auf den Gerüchten über seine Neigungen und Aktivitäten, die überall zu hören waren, und darauf, daß der Würdenträger der Kathedrale mit einer Konkubine in Sünde lebte. Diese wenig tugendhafte Beziehung war unter den Menschen in Toledo allgemein bekannt.

Der Schreiber betrat den kleinen Raum, der ihm für die Arbeit zu Hause als Büro diente und in dem er seine Gäste empfing—angesichts des Widerstandes seiner Frau, der diese Freundschaften so gefährlich erschienen und mit der er nicht aneinander geraten wollte, geschah Letzteres natürlich nicht allzu häufig. In diesem Raum arbeitete Santiago stets allein, seine Kunden empfing er hier niemals. Die Kammer war nur spärlich beleuchtet, die einzige Lichtquelle war ein kleines Dachfenster zum Hinterhof des Hauses, das kurz vor der Abenddämmerung mehr Sonne bekam als morgens—doch richtig hell wurden die Wände dieses Raumes nie. Nichtsdestotrotz war er ein Ort, der zum Rückzug und zur Besinnung einlud.

Das Zimmer war spärlich möbliert: ein schwerer Tisch—aus Walnußholz, wie an den geschwungenen Maserungslinien, die die Bretter zeichneten, zu erkennen war—und mehrere unbequem aussehende Lehnstühle mit ledernen Sitzflächen und Rückenlehnen. Die Wände waren zugestellt mit Holzregalen, die vom Fußboden bis zur Decke reichten und mit Büchern und Dokumenten vollgestopft waren, unter denen das größte Durcheinander zu herrschen schien. Doch Santiago gestattete weder seiner Frau noch der Dienerin Elvira—einer konvertierten Muselmanin, die zu den Dienstboten des Hauses zählte und die neben anderen Aufgaben auch für die Reinigung des Hauses zuständig war—in diesem Raum Hand anzulegen. In dieser Sache prallte der Wunsch nach Ordnung und Organisation, der im Haus der Díaz sonst so vorherrschend war, mit dem eisernen Willen des Amtsschreibers zusammen, der nicht wollte, daß auch nur ein einziges der Papiere, die sich in seinem Arbeitszimmer auftürmten, von seinem Platz genommen werden solle. Er wiederholte ein ums andere Mal, daß in diesem Raum eine geordnete Unordnung herrsche und daß er mit absoluter Präzision wisse, wo jeder einzelne Gegenstand, der sich hier stapelte, zu finden sei. Dies war schwer zu glauben, wenn man das Zimmer betrachtete, aber in der Tat suchte Santiago Díaz, wenn er etwas aus den Büchern, den handschriftlichen Folianten oder den

Schreibmappen, in denen er Papiere und Dokumente aufbewahrte, benötigte, immer ohne das geringste Zögern an der richtigen Stelle.

Er ging zu seinem Arbeitstisch, auf dem ebenfalls ungeordnete Ordnung herrschte, und legte das Buch mit dem Messingeinband darauf. Dann entzündete er eine Fettkerze, die das Licht liefern sollte, das im Zimmer fehlte. Er nahm Platz und machte sich daran, den Inhalt des ungewöhnlichen Werks zu erforschen. Genau in diesem Augenblick erschütterte ein langer, heftiger Donnerschlag das Haus—es klang, als rollten schwere Gegenstände durch das oberste Stockwerk—und wurde sofort von einem Blitz beantwortet, der das Zimmer mit gespenstischem Licht erfüllte. Wieder erschauerte Santiago, wie schon auf seinem Weg nach Hause.

Er wandte sich wieder den merkwürdigen Lettern zu, die den Buchdeckel zierten. Er mußte an den Mann denken, der am selben Tag um kurz nach zwölf Uhr mittags in sein Geschäft gekommen war und sehr erregt gewirkt hatte. Sein verzerrtes Gesicht war Santiago nicht bekannt gewesen, ohne Zweifel hatte es sich um einen Fremden gehandelt, der sich vielleicht in Finanznöten befand und klingende Münze benötigte. Vielleicht war das seltsame Buch per Zufall in die Hände dieses Fremden gelangt, und es barg für ihn kein Interesse, so daß er es in Bargeld verwandeln wollte. Er hatte Santiago das Buch zur Verpfändung überlassen—er wollte sich die Möglichkeit offen halten, es innerhalb von sechs Monaten wieder abzuholen, und dann sechs Maravedis mehr zu bezahlen als die zwei Doblas, die er von Santiago erhalten hatte. Santiago wußte aus Erfahrung, daß die meisten Verpfändungen sich als endgültige Verkäufe entpuppten, vor allem, wenn es sich um einen Fremden handelte. Jenem Mann hatte die Angst in den Augen gestanden, und er schien in Eile zu sein, in großer Eile. In den wenigen Minuten, die das Geschäft in Anspruch genommen hatte, hatte er pausenlos in alle Richtungen geschaut, als fürchte er sich vor etwas oder jemandem. Er hatte den ersten Preis akzeptiert, den ihm der Buchhändler genannt hatte, und nicht um einen einzigen Maravedi gehandelt. Santiago war überzeugt, daß der Fremde auch einen niedrigeren Preis akzeptiert hätte.

Jetzt, als er sich in der Ruhe seines Arbeitszimmers an diese Situation erinnerte, kam ihm der Gedanke, daß der Mann das Buch vor allem hatte loswerden wollen, egal zu welchem Preis. Ihm fiel auch wieder ein, daß der Besitzer des merkwürdigen Werks so durcheinander gewesen war, daß er ungeschickterweise nicht einmal eine Quittung mitgenommen hatte, um das Buch nach dem vereinbarten Zeitraum wieder einfordern zu können. Das Geschäft war vor allem von Eile dominiert gewesen, die sich in regelrechte Nervosität verwandelt hatte, als Meister Pedro, der Organist der Kathedrale, sich dem Geschäft genähert hatte, um fünf Kopien der Partitur des feierlichen *Te Deum* zu bestellen—dieses Werk war am vergangenen Dreikönigsfest aufgeführt worden, und ganz Toledo hatte seither nicht aufgehört davon zu sprechen. Der Besitzer des Buchs, der gerade seine zwei Doblas eingesteckt hatte, war davongeeilt, als sei der Leibhaftige hinter ihm her.

Ob das Buch Beute eines Diebstahls war? Auch diese Idee kreuzte kurz seine Gedanken.

Wieder tauchte ein Blitz das Zimmer in weißliches Licht, unmittelbar gefolgt von einem so heftigen Donnerschlag, daß ihm vor Schreck das Herz stockte und er aus seinen Überlegungen herausgerissen wurde.

Er schlug das Buch auf. Die erste Seite enthielt eine Art Widmung:

DER JUDE ABRAHAM, FÜRST, PRIESTER, LEVIT, ASTROLOGE UND
PHILOSOPH, DEM VOLK DER JUDEN, DAS DER ZORN GOTTES IN
GALLIEN VERSTREUT HAT. GRUSS, D.I.

Diese Widmung war in großen, goldenen Kapitalen in lateinischer Sprache geschrieben.

Etwas weiter unten auf dieser ersten Seite, vom restlichen Text abgesetzt, war das Wort *Maranatha* zu lesen.

Dann richtete Santiago seine Aufmerksamkeit auf die Innenseiten des Buchs. Diese waren aus feinstem Gewebe und von außergewöhnlicher Qualität. Sie sahen aus wie dünne Lamellen aus fein verarbeitetem Papyrus. Die Kalligrafie war exquisit und ließ sich für jeden, der der lateinischen Sprache mächtig war, leicht lesen. Obwohl Santiago rudimentäre Kenntnisse dieser Sprache besaß, war er nicht in der Lage, den Text genau zu übersetzen. Dennoch sagte ihm etwas in seinem Inneren, daß der Inhalt dieses Buchs über das Gewöhnliche hinausging. Ohne genau zu wissen warum, verstärkte dies die Unruhe und die Sorge, die ihm aufs Gemüt drückten.

Er vertiefte sich so intensiv in die Betrachtung dieser mysteriösen Seiten, daß er nicht bemerkte, wie das Gewitter erst abflaute und sich dann endgültig entfernte. Nachdem der Himmel aufgeklart hatte, waren Toledo noch einige Momente Helligkeit vergönnt, bevor die Dunkelheit der Nacht sich über die Stadt legen würde. Ebenso wenig nahm Santiago wahr, daß Ana und die schwarze Dienerin das verbleibende Tageslicht, das Gott der Herr ihnen in den letzten Stunden dieses Tages zuteil werden ließ, nutzten, um das Haus zu verlassen und in der benachbarten Kirche ihr Abendgebet zu verrichten.

Er verlor jegliches Zeitgefühl, und als Ana seine Überlegungen unterbrach, hatte er nicht die geringste Ahnung, wie viel Uhr es war.

„Santiago, es ist schon sehr spät. Das Abendessen ist schon lange fertig, und die Suppe wird kalt. Laß uns essen.“

Der Schreiber rieb sich mit geballten Fäusten die Augen, um auf diese Weise den Schmerz zu vertreiben. Sie waren gerötet von den langen Stunden, die er damit verbracht hatte, das faszinierende Buch zu untersuchen. Ohne ein Wort erhob er sich aus seinem Lehnstuhl und folgte seiner Frau ins Esszimmer.

Am Eßtisch herrschte Schweigen. Ana machte mehrere Versuche, ein belangloses Gespräch anzufangen, um ihren Gatten aus seiner tiefen Versunkenheit zu holen, aber sie scheiterten alle. Santiago beschränkte sich auf lustlose, einsilbige Antworten. Erst als sie ihren Nachtschisch aßen, Quittenbrot mit Honig, sagte Ana etwas, das seine Aufmerksamkeit erregte:

„Als ich vorhin in der Kirche Santo Tomé war, brachten sie die Leiche eines Mannes. Man hatte ihn mit einem Schnitt durch den Hals getötet. Die Verletzung war noch frisch, scheinbar war er erst kurz zuvor ermordet worden, aber da er im Regen gelegen hatte, war sein Gesicht bereits angeschwollen, und die Wunde an seinem Hals war voller Geschwüre. Er sah entsetzlich aus! Ebenso schrecklich wie die Narbe auf seiner Wange!“

„Was sagst du da?“ rief Santiago aus, als sei er plötzlich wieder zum Leben erwacht.

Seine Gattin fuhr bei diesem unerwarteten Aufschrei zusammen.

„Santiago, um Gottes willen, du hast mich erschreckt! Ich habe nur gesagt, daß der Tote, den sie nach Santo Tomé gebracht haben, eine schreckliche Narbe auf der Wange hatte.!

„Wie... wie sah diese Narbe aus?“

„Nun... wie alle Narben: häßlich.“

„Ana, um Himmels willen, bring mich nicht auf die Palme! Sag mir... sag mir genau, wie diese... diese häßliche Narbe aussah!“

„So wichtig ist die Narbe dieses Toten, Santiago?“

„Viel wichtiger, als du dir vorstellen kannst! Versuch dich zu erinnern!“

Verwundert über das Verhalten ihres Mannes fügte Ana ihrer Beschreibung weitere Details hinzu, die die Aufregung ihres Mannes noch vergrößerten.

„ie war wellenförmig und verlief von einem Auge bis hinunter zum Mundwinkel.“

„Erinnerst du dich noch, welches Auge es war?“ fragte er aufgeregt.

„Laß mich nachdenken, laß mich nachdenken... Ich war im Sanktuarium der Kapelle, als ich die Leiche sah... Ja, es war das rechte Auge.“

„Er ist es. Dann ist er es!“

Die Frau des Schreibers rutschte unbehaglich in ihrem Sitz nach vorne und fragte ängstlich ihren Mann:

„Wer ist er? Wovon zum Teufel redest du da?“ Als Ana sich bewußt wurde, daß sie den Satan erwähnt hatte, bekreuzigte sie sich mechanisch.

Statt zu antworten, fragte Santiago, ob die Türen von Santo Tomé der Gemeinde jetzt noch offen stünden.

„Um diese Uhrzeit ist keine einzige Kirche in Toledo mehr geöffnet! Es ist kurz vor neun!“

„Aber... aber wenn ich dem Küster ein Almosen gebe... vielleicht, vielleicht...“

Ana Girón sah ihren Mann an, als sei er ein Fremder. Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, was passiert sein mußte, um ihren Mann zu solch merkwürdigem Verhalten zu bewegen.

Ohne ein weiteres Wort verließ Santiago das Eßzimmer, nahm seinen Mantel und ging hinaus auf die Straße, wobei er die Tür laut hinter sich zuschlug. Seine Frau war sprachlos. Sie verstand überhaupt nicht, was gerade vor sich ging.

Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, als Santiago zurückkehrte. Sein Gesicht war verzerrt, und er sah so elend aus, daß seine Frau erschrak.

„Santiago, sag mir sofort, was hier vorgeht! Seit heute Nachmittag benimmst du dich so merkwürdig—erst warst du ganz weit weg, völlig abwesend, und seit ich dir von diesem Toten erzählt habe, den sie nach Santo Tomé gebracht haben, bist du so verändert, daß ich mir langsam Sorgen mache.“ Ana sprach in sanfterem Tonfall weiter, um ihre Ruhe auf ihren Mann zu übertragen. „Was hast du mit dieser verdammten Leiche zu tun?“

Der Amtsschreiber knöpfte sein Wams auf und löste die Schlaufe, mit der sein Hemdkragen befestigt war. Er atmete tief ein und anschließend mit einem heftigen Stoß wieder aus. Als er dies drei Mal wiederholt hatte, schien er ein wenig ruhiger zu werden. Seine Frau, die Elvira bereits angewiesen hatte, einen dampfend heißen und mit einigen Tropfen Honig gesüßten Heilkräutertee zuzubereiten, wartete

währenddessen geduldig darauf, daß sich die Aufregung ihres Mannes legte. Es dauerte mehrere Minuten, dann begann Santiago endlich zu sprechen.

„Heute Mittag, um kurz nach zwölf Uhr, kam ein Mann in den Laden, um ein Buch zu verpfänden. Zunächst schien es nichts Besonderes zu sein, schließlich gehört das zu meinem Geschäft. Aber mir fiel auf, wie überaus aufgeregt dieser Kunde wirkte. Er hörte nicht auf, sich in alle Richtungen umzusehen, und er akzeptierte das erste Angebot, das ich ihm machte, ohne zu verhandeln. Er war so sehr in Eile, daß er nicht einmal seinen Pfandschein mitnahm. Ich dachte, es handele sich vielleicht um einen Dieb oder einen Flüchtling. Anschließend betrachtete ich das Buch, das er mir gebracht hatte—ich habe heute den ganzen Nachmittag nichts anderes getan, habe aber trotzdem keine Ahnung, was sein Inhalt ist. Es ist ein sehr mysteriöses Buch. Allein sein materieller Wert ist sehr viel höher als die zwei Doblras, die ich dem Mann gegeben habe. Es hat mich sehr verwirrt und neugierig gemacht...“ Nachdem Santiago dies gesagt hatte, schwieg er lange, als dächte er über etwas nach, das ihn bedrückte.

Ana beschloß, sein Schweigen zu respektieren und abzuwarten. Nach einigen Minuten fuhr ihr Mann fort:

„Als du mir beim Essen von dem toten Mann erzähltest, den sie in die Kirche brachten, hörte ich erst kaum richtig zu. Aber als du dann seine Narbe erwähntest, dachte ich, es könne sich vielleicht um den armen Mann handeln, der mich an diesem Morgen besucht hat.“

Der Buchhändler schwieg wieder. Dieses Mal bat seine Frau ihn fortzufahren.

„Und dann...?“

„Ich habe die Leiche gesehen, und es ist wirklich derselbe Mann.“

Ana sah ihren Mann unbeirrt an.

„Santiago, ich verstehe nicht, warum der Tod dieses Mannes dich so sehr trifft. Ist da noch etwas, das du mir nicht erzählt hast?“

Sie wartete wieder geduldig auf Antwort, die sie auch schließlich bekam.

„Du wirst sicher verstehen, daß es mich bedrückt, daß sie einen Mann getötet haben, mit dem ich heute Morgen ein Geschäft gemacht habe. Daß es mich sogar erschreckt, weil dieser Mann sich so offensichtlich vor etwas oder vor jemandem fürchtete. Wie ich dir schon sagte: sein Benehmen verwunderte mich. Ich hatte den Eindruck, daß er vielleicht bei mir war, um ein Buch, das offensichtlich eine Rarität ist (wenn ich auch seinen Inhalt nicht kenne), loszuwerden, zumindest für eine gewisse Zeit. Aber da ist noch etwas anderes...“

Santiago holte ein gefaltetes Stück Papier aus einer seiner Wamstaschen und legte es auf den Tisch. Langsam begann sich die Unruhe, die ihn schon den ganzen Nachmittag plagte, auch auf seine Frau zu übertragen.

„Was ist das für ein Papier, Santiago? Woher kommt das?“

„Es war zwischen den Kleidern des Toten.“

„Zwischen den Kleidern des Toten, sagst du? Und... Wie bist du daran gekommen?“

Der Schreiber zuckte mit den Achseln und erklärte es ihr:

„Juan, der Küster von Santo Tomé, hat eingewilligt, mir gegen ein paar Maravedis die Kirche aufzuschließen. Ich gab ihm so viel, daß er mir gestattete, mit dem Toten einige Minuten allein zu sein. Ich habe ihn durchsucht“—als er dies sagte, entfuhr Ana ein leises Wimmern, das sie zu ersticken versuchte, indem sie sich die

Hand vor den Mund legte; ihr Mann ließ sich davon nicht unterbrechen—„und ich konnte feststellen, daß die Doblas, die ich ihm an diesem Morgen gegeben hatte, verschwunden waren. Stattdessen fand ich, in seinem Hemdsärmel versteckt, dieses Stück Papier.“

Nach dieser Erklärung faltete er das Blatt Papier auf und las vor, was dort geschrieben stand. Nachdem er geendet hatte, blickte er in das Gesicht seiner zu Tode erschreckten Frau. Aus ihrem Mund kam ein Schrei, der mehr einer Fürbitte glich:

„Heiliger Gott! Beschütze uns!“

Kapitel 2

In den Gewölben der noch unvollendeten spanischen Primatskathedrale hallten immer noch die Stimmen der Kanoniker und Benefiziere von Toledo wider. Sie hatten gerade die Psalmen beendet, die sie zur Preisung Gottes unseres Herrn jeden Morgen in dem alten Chor, der sich genau im Zentrum des Mittelschiffs erhob, beteten. Mit der Feierlichkeit, die die Zeremonie gebot, zogen sich die eindrucksvollen Figuren der Geistlichen paarweise in Richtung Sakristei zurück. Sie gingen bis zur Vierung, um anschließend in Richtung Uhrentür abzubiegen und von dort durch eines der Seitenschiffe bis zum Chorumgang zu gehen, von wo eine Tür in die Sakristei führte. Alle trugen schwarze Talare und weite, purpurfarbene Umhänge, deren Farbtöne, wenn man sie aus der Nähe betrachtete, leicht unterschiedlich waren. Die Haltung fast aller Kanoniker zeichnete sich durch Andacht und Würde aus, was durch den harmonischen Rhythmus ihrer Schritte, die Position ihrer auf Brusthöhe ineinander verschränkten Hände und ihren in die Ferne schweifenden Blick noch unterstrichen wurde. Ihre Zahl belief sich auf weit über fünfzig, so daß die langen Reihen ihrer Prozession den Gang zwischen Chor und Sakristei fast vollständig füllten.

An der Spitze dieser zeremoniellen Kongregation schritten zwei in Chorhemd und Rochett gekleidete Küster. Hinter ihnen folgte ein Priester in schwarzem Talar, er trug ein Kreuz, das an einem langen Stab befestigt war, so daß es die Köpfe der Kanoniker um mehr als zwei Ellen überragte. Hinter ihm wiederum ging ein weiterer Geistlicher, ebenfalls schwarz gekleidet, der ein Buch über seinen Kopf hielt—eine so beschwerliche Position, daß er bei jedem Schritt schnaufte und sein Gesicht von der Anstrengung gerötet war. Nach ihm folgten feierlich und würdevoll die Reihen der Kanoniker. Die Besucher, die an diesem Gottesdienst teilgenommen hatten, schwiegen respektvoll, und viele von ihnen neigten sogar den Kopf, wenn die Kanoniker vorüberschritten. Die Prozession schloß mit einer Gruppe niederer Geistlicher mit verschiedenen liturgischen Instrumenten, darunter Räuchergefäße, die auf besondere Weise geschwenkt wurden und die Luft mit intensivem Weihrauchgeruch füllten. Die Unordnung dieser Gruppe bildete einen lebendigen Kontrast zu dem Zug, der ihnen vorausging.

Sobald sie den Eingang der großen Sakristei durchschritten hatten, war die feierliche Atmosphäre der Prozession dann plötzlich wie weggezaubert. Die Herren Kanoniker stellten sich in Grüppchen zusammen, in denen die unterschiedlich-

sten Angelegenheiten, sowohl sakraler als auch profaner Art, diskutiert wurden. Würde und Feierlichkeit verschwanden zugunsten von lautstarken, aufgeregten Gesprächen. Um sich Gehör zu verschaffen, erhoben einige der Anwesenden ihre Stimme so sehr, daß sie eher wie Marktschreier als wie hochwürdige Benefiziere der heiligen, erzbischöflichen Primatskathedrale von Toledo wirkten. In einem bestimmten Augenblick erreichte die Lebhaftigkeit unabänderlich ihren Höhepunkt: wenn alle Geistlichen in die Sakristei eingetreten waren und sich angeregt unterhielten, während ihnen gleichzeitig die schweren Ornate abgenommen wurden, mit denen sie geschmückt waren, weil die Liturgie es so erforderte. Zahlreiche Sakristane flatterten rund um die hohen Würdenträger der Kathedrale und halfen ihnen, ihre Gewänder auszuziehen und ordentlich zusammengelegt in die riesigen Kommoden zu legen, die die gesamte Sakristei säumten.

Don Diego de Armenta, der Beichtvater der Kathedrale, nahm an diesem Morgen nicht sehr eifrig an dem Geschrei teil, wie er es sonst immer tat. Er gab lediglich einen kurzen Kommentar zu einem Thema ab, das die Gespräche mehrerer Grüppchen in der Sakristei dominierte: Das Auftauchen der Leiche eines Fremden am vorhergehenden Nachmittag. Es war faszinierend festzustellen, wie viele Versionen der gleichen Geschichte hier angeboten wurden—sie unterschieden sich so sehr voneinander, daß es sich ebenso gut um ganz unterschiedliche Fälle hätte handeln können. Einige sagten, die Leiche sei die eines Ertrunkenen, auf den ein paar Fischer flußabwärts der Brücke von San Martín gestoßen seien und den sie aus dem Fluß geholt hätten. Andere versicherten, der Fremde sei von Räubern, die es auf seinen Beutel abgesehen hatten, von Stichen durchbohrt worden, während er gerade in der Kirche Santo Tomé sein Gebet verrichtete. Wiederum andere beriefen sich auf gesicherte, weil aus zuverlässiger Quelle stammende Informationen und behaupteten, der Tote habe dieses Jammertal verlassen, weil er in eine Auseinandersetzung mit zwei Soldaten geraten war, von denen es in diesen Tagen in den kastilischen Städten wimmelte, nachdem sie aus dem Krieg von Granada verabschiedet worden waren; der Kampf habe neben der neuen Kirche von San Juan stattgefunden. Die Soldaten hätten sich hinterher aus dem Staub gemacht, und es mangle an Spuren, anhand derer man die Mörder identifizieren könne. Ein anderes Gerücht schließlich besagte, daß der Fremde in einem der Freudenhäuser der Stadt bei einem Streit um eine Weiberangelegenheit ums Leben gekommen war. Die Vertreter dieser Version wiesen darauf hin, daß der Fremde kurz vor seinem Tod im Laden von Santiago Díaz gewesen war, dem Amtsschreiber an der abschüssigen Straße zwischen Zocodover und Kathedralenplatz, gegenüber der Pforte, die man neuerdings die Uhrentür nannte. Die Wahrheit war jedoch, daß keine der Versionen den tatsächlichen Geschehnissen entsprach.

Armenta hatte sich kaum sein Chor-Ornat abgestreift, als er sein Birett holte, es aufsetzte und eilig die Sakristei verließ. Auf das Ersuchen eines seiner Kollegen vom Domkapitel, der seine Meinung zu einer Festlichkeit nach dem mozarabischen Ritual erbat, antwortete er lediglich, ohne stehen zu bleiben:

„Das kann warten, Señor Magistral. Wir sprechen morgen darüber. Jetzt muß ich gehen, denn ich habe eine Verpflichtung, und ich möchte keine weitere Minute verlieren.“

Der Beichtvater der heiligen erzbischöflichen Primatskathedrale von Toledo war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten nicht nur des mächtigen, einflussreichen

Lokalklerus, sondern der ganzen Stadt. Er ging auf die fünfzig zu, doch sein Gesicht strahlte die Dynamik und Energie eines viel Jüngeren aus. Er war ein korpulenter Mann, der leidenschaftlich gerne Fleisch aß. Sein schwarzes Haar war noch so voll wie in seiner Jugend, und er schnitt es regelmäßig kurz—es durfte nie länger als eine Daumenbreite wachsen. Dieser Haarschnitt verlieh ihm eine Ausstrahlung voller Kraft und Stärke, die perfekt mit seiner Korpulenz harmonierte. Er war ein energischer Mensch, sowohl in seinen Ansichten als auch in seinen Handlungen. Er besaß einen ausgesprochen scharfen Verstand, der von seinen Gegnern gefürchtet wurde, denn er gab sie häufig der Lächerlichkeit preis, wenn im Domkapitel Vorschläge debattiert wurden und sie auf einer gegenteiligen Meinung beharrten. In diesen Situationen war jede Partei froh, den Beichtvater auf ihrer Seite zu haben, denn das bedeutete, daß ihre Ansichten energisch verteidigt wurden. Aber es war unvorhersehbar und gelegentlich auch verblüffend, auf welche Seite er sich stellte. Kanoniker Armenta war eines der wenigen Mitglieder—fast das einzige—des Domkapitels, das sich keiner der beiden Parteien fest angeschlossen hatte, die sich ohne Unterlaß bekämpften, um die Kontrolle über die kirchliche Macht zu bekommen—und wer in einer Stadt wie Toledo die Kirche kontrollierte, kontrollierte praktisch die ganze Stadt. Diese Position Armenias—die ohne Zweifel ihre Vorteile hatte, weil sie dazu führte, daß er von beiden gegnerischen Gruppen umworben wurde, war zugleich auch höchst gefährlich. Die Gefahr lag in der Isolation, in der er sich ohne Zweifel befinden würde, sollte er eines Tages in Schwierigkeiten geraten. Und in solch stürmischen Zeiten wie den jetzigen konnten jeden Augenblick Probleme auftauchen.

Armenta war kein Freund von Machenschaften, und er war berühmt für seine Entschlossenheit. Er war ein guter Prediger und ein noch besserer Theologe, obwohl einige—möglicherweise seine Feinde—der Ansicht waren, die von ihm vertretenen Meinungen entsprächen nicht der Doktrin der katholischen Kirche. Einigen Gerüchten zufolge beschäftigte er sich sogar mit übersinnlichen Künsten und mit der Alchimie. Die Vertreter dieser Ansicht begründeten diese mit der Existenz jenes berühmten Kellers in Armenias Haus—berühmt, obwohl niemand schwören konnte, ihn je gesehen zu haben. Dort, so sagte man, bewahrte der einzigartige Geistliche all die Instrumente und Materialien auf, die er benötigte, um seine merkwürdigen, ja diabolischen Experimente durchzuführen. Seine übertriebene Begeisterung für Bücher und Schriftdokumente trug zu diesem Bild noch bei. Außerdem zirkulierte in Toledo das Gerücht, daß der Geistliche eine riesige Bibliothek besäße—mehr als dreihundert Bände, bestätigten einige, wenn auch mit offenkundiger Übertreibung—in der sich zahlreiche Werke befänden, die für einen guten Christen kaum gebühlich seien und andere, die man nicht anders als offenkundig gottlos einstufen konnte. Obwohl nur sehr wenige schon einmal Zugang zu seiner Bibliothek erhalten hatten, erzählte man sich in den „unterrichteten Kreisen“ der Stadt haarklein den Inhalt derselben. Am besten unterrichtet schießen jene, die in Wahrheit niemals einen Fuß in das Haus des Kanonikers gesetzt hatten. Man munkelte sogar, einige der Texte in seinen berühmten und selten gesehenen Papieren habe er selbst verfaßt. Unter den Männern, die dies versicherten, befand sich ein eitler Winkeladvokat, der sich Doktor Aloberra nennen ließ, obwohl er kein Doktor, ja nicht einmal Akademiker war, und seine Feinde, die er ebenfalls hatte, bezweifelten, daß er auch nur die Hochschulreife erlangt hatte. Es

waren Leute wie er, die dem Kanoniker seine Position neideten und zu seinen schärfsten Kritikern wurden. Sie kritisierten unter anderem, daß der Beichtvater von seinen Pflichten als Pastor der Kirche abgelenkt sei, indem er seine Zeit dem Schreiben und den Experimenten widmete, die den Augen Gott unseres Herrn nicht gefällig waren.

Neben all den Gerüchten, die über seine Person und seine zweifelhaften Aktivitäten in Umlauf waren, war Diego de Armenta als Gipfel der Ungehörigkeit auch noch mit zweifelhaften Menschen befreundet. Er traf sich häufig mit zwei jüdischen Ärzten, denen man nachsagte, Kabbalisten zu sein—habgierige, gemeine Wesen und eingeschworene Feinde der Heiligen Mutter Kirche: Samuel Levi und Salomón Conques. Trotz des Geredes über sie hatte die große Mehrheit der Stadtbewohner keine Bedenken, sie um ihre Dienste zu bitten, wenn jemand schwer erkrankte oder eine Krankheit sich verkomplizierte, denn sie erzielten bei der Ausübung ihres Berufs ungleich größere Erfolge als die anderen Ärzte von Toledo. Keiner der beiden war Freund der Methode, die unter ihren christlichen Kollegen zu den meistgebrauchten gehörte: dem Aderlaß, den die meisten Ärzte beim ersten Anzeichen einer Veränderung im Organismus des Patienten anwandten.

Stattdessen neigten sie mehr dazu, bestimmten Leiden damit zu begegnen, daß sie Diäten verordneten und den Genuß gewisser Nahrungsmittel verboten. Wenn eins der ausgeschlossenen Nahrungsmittel Schweinefleisch war, so wiesen die Feinde dieser Therapie sofort auf den Judaismus der Ärzte hin, um ihre Wirksamkeit in Frage zu stellen und gegen sie zu wettern; sie beschuldigten sie, unter den guten Christen jüdische Gesetze einzuführen. Eine andere Heilmethode, für die sie eintraten, war das Brauen von Trünken, Arzneien und Säften aus Pflanzen, denen man besondere Eigenschaften zuschrieb. Obwohl diese Vorgehensweise unter allen Ärzten sehr verbreitet war, verursachte sie im Falle der jüdischen Ärzte Mißtrauen. Einige böse Zungen schreckten nicht einmal davor zurück, zu behaupten, daß die verordneten Liköre, Elixiere und Narkotika nicht zum Ziel hatten, den Patienten zu heilen, sondern sich aus ehrlosen Gründen seines Willens zu bemächtigen. Obwohl die bemerkenswert erfolgreiche Ausübung ihres Berufs diese boshafte Gerüchte Lügen strafte, verbreiteten ihre Feinde sie ein ums andere Mal und stießen immer wieder auf Gehör bei jenen, die in der Billigung dieser Verleumdungen einen Akt des Glaubens sahen.

Ein anderer seiner Freunde war Pedro de Aranda, der Apotheker von der Puerta Vieja de Bisagra, ein alter Mann mit exzentrischem Äußeren: Er trug sommers wie winters weite Gewänder, die ihm bis an die Knie reichten, und hatte eine lange, weiße Haarmähne, die nur von der hinteren Hälfte seines Kopfes herabhing, denn vorne schimmerte eine blanke Glatze. Auch von ihm erzählte man sich die merkwürdigsten Geschichten, und wenn auch keine von ihnen belegt war, wurden sie doch behandelt wie erwiesene Wahrheiten. Er war Experte auf dem Gebiet der Heilkräuter, weil diese die Grundlage seiner Arzneien bildeten. Mit Hilfe der Kräuter bereitete er Elixiere, Aufgüsse, Tees, Heiltränke, Pillen sowie jede Art von Salben, Tinkturen und Arzneien zu. Er kannte ausnahmslos alle Kräuter, die in der Umgebung von Toledo wuchsen, von wo er einen bedeutenden Teil seiner Vorräte bezog. Bis vor wenigen Jahren war er nur einmal pro Saison hinausgegangen—einmal im Frühling und einmal im Herbst—um mit seinen eigenen Händen diese Wunderwerke der Natur zu sammeln, deren Eigenschaften für ihn nicht ein einzi-

ges Geheimnis bargen. Seit einigen Jahren begleitete ihn jedoch sein jüngster Enkel, der bereits dreiundzwanzig Jahre zählte und, wenn die Zeit reif war, eines Tages das Geschäft seines Großvaters übernehmen würde. Die Apotheke war einer der Treffpunkte des Kanonikers Armenta und der anderen Mitglieder des Kreises, zu dem auch Samuel Levi und Salomón Conques zählten. In ihrem Inneren standen zahlreiche Utensilien und Arbeitsgeräte verschiedener Größen und merkwürdiger Formen: Kocher, Schmelztiegel, Dränagerohre, Destillierkolben und so weiter. Von den Deckenbalken hingen große Bündel mit jeder nur erdenklichen Sorte Kräuter in so großer Menge, daß sie eine Art duftende Kräuterkuppel bildeten, die einen intensiven, aber undefinierbaren Geruch verströmte. Hier war es, wo Pedro de Aranda seine Trünke braute, seine Destillate bereitete und seine Sublimationen produzierte, und hier war es, wo er gelegentlich—dieser Teil der Gerüchte entsprach der Wahrheit—versuchte, Metalle zu verwandeln, was stets in einem prachtvollen Scheitern endete. Einer dieser Versuche kostete ihn beinahe das Leben, als die Explosion, mit der das Experiment endete, einen bedeutenden Teil der Wohnung in die Luft fliegen ließ. Aranda hatte Glück, daß er sich im Augenblick der Explosion in der Apotheke befand und einen Kunden bediente. Dieses Ereignis hatte die Toledaner erschüttert, ebenso wie andere alchemistische Praktiken, die er im Rahmen seiner Arbeit ausübte und denen der Geruch des Okkulten und Esoterischen anhaftete. So war er in den Augen der guten Christen zu einem wenig vorteilhaften Ruf gekommen. Dennoch war Pedro de Aranda ein guter Christ—als Sohn, Enkel und Urenkel von Christen befolgte er beispielhaft alle Gebote der Heiligen Mutter Kirche, und es konnte keinen Zweifel an seinem Glauben geben. Nur einen kleinen Makel konnte man ihm in dieser Hinsicht nachsagen—eine Kleinigkeit, eigentlich eine Kinderei, doch einigen verursachte sie Unbehagen. Er kaufte große Mengen Kröten zum Preis von einem Maravedi das halbe Dutzend. Viele Lausbuben der Stadt verdienten sich ordentliche Sümmchen, indem sie den Apotheker mit den abstoßenden Tieren versorgten; ein bösesartiges Viehzeug, das im Glauben vieler Leute—und bedeutende Würdenträger der Kirche stützten diesen Glauben—eine der vielfältigen Inkarnationen war, in denen sich Satan zeigte.

Und noch ein Freund des Kanonikers kam regelmäßig zu den Zusammenkünften in der Apotheke an der Puerta Vieja de Bisagra: der Amtsschreiber und Buchhändler von der abschüssigen Straße zwischen Zocodover und Kathedralenplatz. In den Augen vieler Nachbarn war er ein eigenartiger Mann, denn abgesehen von den Treffen in der Apotheke unterhielt er neben seiner beruflichen Tätigkeit nur wenige soziale Kontakte. Er war ein wortkarger Mann mit unfreundlichem Gesicht, doch sein berufliches Können und der Eifer, mit dem er seiner Arbeit nachging, wogen zu seinen Gunsten. Sein Ansehen war bei einer Tätigkeit wie der seinen von außerordentlicher Bedeutung, schließlich verfaßte er Eheverträge, Testamente, eidesstattliche Erklärungen, Zeugenaussagen und andere wichtige Schriftstücke.

Die scharfen Zungen Toledos wußten, daß die Díaz vor etwas mehr als einem Jahrhundert in die Stadt gekommen waren, als es unter der kastilischen Königin Katharina von Lancaster zu einer grausamen Verfolgung der Juden und ihrer Besitztümer gekommen war. Auch die Díaz waren damals Juden gewesen. Sie kamen auf der Flucht vor dem Scheiterhaufen nach Toledo und schafften es, ihre Herkunft so geschickt zu verbergen, daß nicht eine einzige Spur blieb, die sie mit den Anhängern des Gesetzes Moses in Verbindung brachte. Unter anderem änderten

sie ihren Namen in Díaz und bemühten sich um die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten wie die besten Christen ihrer neuen Heimat. Santiagos Vater hatte es sogar geschafft, Ratsmitglied der Zunft von San Martín zu werden, einer der angesehensten Innungen der Stadt.

Bis vor kurzem war in Toledo—einer Stadt, die als Zentrum der Toleranz und des friedlichen Zusammenlebens von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen sprichwörtlich war—solches Gerede noch abgelehnt und verurteilt worden. Doch jetzt, im Spanien des späten 15. Jahrhunderts, als Intoleranz und Sektierertum mit großen Schritten Einzug hielten, gewannen diese Gerüchte mehr und mehr an Bedeutung. Seit einigen Jahren blies im Königreich Spanien ein rauher Wind: Seit Königin Isabella und König Ferdinand im Jahre 1479 nach Erhalt der entsprechenden päpstlichen Bulle die Erschaffung eines Kirchentribunals bewilligt hatten, das in der Öffentlichkeit bereits unter dem Namen „Heilige Inquisition“ bekannt geworden war.

Nachdem der Beichtvater die Sakristei der Kathedrale so übereilt verlassen hatte, durchquerte er den angebauten Kreuzgang und ging durch die Seitentür unter der Uhr nach draußen. Sobald er die Straße erreicht hatte, lenkte er seine Schritte zum Laden des Schreibers Díaz, der sich ganz in der Nähe befand. Es war ein eiskalter Morgen. Ein kräftiger Nordwind schnitt ihm wie mit Messern in die Haut, aber die Kälte war eine trockene, vor der man sich mit einem guten Mantel schützen konnte. Der Kanoniker besaß einen solchen guten Mantel, und er hüllte sich gut in ihn ein, um dem Frost zu trotzen. Der Himmel war makellos blau, und je weiter der Tag fortschritt und die Sonne Wärme spendete, umso milder wurde die eiskalte Luft des Morgens.

Es schlug zehn Uhr, als er die Schwelle zum Geschäft seines Freundes überquerte. Der Schreiber war gerade damit beschäftigt, mit einer feinen Klinge sorgfältig die für seine Arbeit so unabdingbaren Schreibfedern zurechtzuschneiden. Ohne Umschweife kam der Kanoniker zur Sache:

„Habt Ihr das Gerücht gehört, von dem die ganze Stadt heute Morgen spricht?“

Der Schreiber rückte die Gläser zurecht, die ihm als Sehhilfe dienten, und blickte den Geistlichen über ihren Rand hinweg an, schwieg jedoch. Seine geschickten Hände setzten einen weiteren Schnitt an der Feder zwischen seinen Fingern an. Erst als er diese diffizile Tätigkeit beendet hatte, antwortete er:

„Ich habe kein Gerücht gehört, aber ich weiß, wovon Ihr sprecht.“

„Und woher wißt Ihr, wovon ich spreche, wenn Ihr kein Gerücht gehört habt?“ fragte der Kanoniker spöttisch.

Der Schreiber und Buchhändler antwortete mit einer Gegenfrage:

„Wißt Ihr vielleicht nicht, daß der Tote diesen Laden besucht hat, kurz bevor er starb?“

Don Diego de Armenta räusperte sich mehrere Male kräftig, als ob er einen Frosch im Hals habe, obwohl dies eigentlich nicht der Fall war.

„Dann erzählt mir, was Ihr von dieser Angelegenheit wißt.“

Díaz bedeutete dem Geistlichen mit einer Geste, daß er in die privatere Kammer eintreten solle, wo sie vor indiskreten Blicken und neugierig gespitzten Ohren geschützt wären. In wenigen Worten erzählte er Don Diego vom Besuch des Fremden

in seinem Laden. Er betonte, in welchem erregtem Zustand dieser sich befunden hatte und wie sehr er in Eile gewesen war.

„...so sehr, daß er nicht einmal den Pfandschein mitnahm, mit dem er das verpfändete Buch wieder hätte einlösen können.“

„Seid Ihr sicher, daß es sich bei dem Toten, von dem alle Welt spricht, um die gleiche Person handelt, die Ihr meint?“

„Ohne den geringsten Zweifel. Ich selbst bin gestern, nachdem meine Frau mir die Neuigkeit überbracht hatte, noch spät in der Nacht in die Kirche Santo Tomé gelaufen. Dort ist er aufgebahrt, bis man heute für ihn einen Gottesdienst abhält und ihn begräbt.“

„In Santo Tomé?“ fragte der Kanoniker.

„Ja, in Santo Tomé—dort liegt er aufgebahrt. Wenn man ihn an einen anderen Ort gebracht hätte, hätte ich nie davon erfahren.“

„Was glaubt Ihr, warum dieser Mann so aufgeregt war, wie Ihr mir erzählt?“

„Das kann ich nicht mit Sicherheit beantworten, aber so wie sich die Dinge entwickelt haben, wage ich zu behaupten, daß ihn jemand verfolgte. Jemand, der ihn noch gestern fand und seinem Leben ein Ende setzte.“

Nach dieser Antwort des Schreibers folgte ein langes Schweigen. Während der Kanoniker intensiv nachzudenken schien und völlig in seine Grübeleien versunken war, erweckte Santiago den Eindruck, als fühle er sich von Minute zu Minute unbehaglicher. Ständig wandte und drehte er die Hände und die ineinander verschränkten Finger, was darauf hindeutete, daß er zutiefst beunruhigt war. Es fiel ihm zunehmend schwerer, die Stille, die sich über den Raum gelegt hatte, zu ertragen, bis sie schließlich unerträglich wurde, und er beschloß, sie zu durchbrechen.

„Wenn die Frage nicht indiskret ist, warum interessieren sich Euer Hochwürden denn für all dies?“

Die Frage riß den Geistlichen jäh aus seinen Überlegungen. Er hob den Blick und richtete seine Augen auf Santiago, der einen Moment lang fürchtete, etwas Unpassendes gesagt zu haben.

„Einige der Gerüchte, die heute Morgen in der Sakristei der Kathedrale kursierten, nannten Euren Namen in Zusammenhang mit dieser undurchsichtigen Angelegenheit.“

Die Nervosität, die der Amtsschreiber ohnehin schon gezeigt hatte, schien sich noch einmal rasant zu steigern. Er war bleich geworden und begann unkontrolliert zu zittern. Erst jetzt nahm der Geistliche den Zustand wahr, in dem sich sein Freund befand.

„Geht es Euch nicht gut? Ihr seid ganz blaß geworden.“

Don Diego brachte einen Stuhl herbei und half Santiago, sich zu setzen, danach holte er einen Krug mit Wasser—er wußte, daß der Buchhändler immer einen in der Nähe stehen hatte—und bot ihm einen Schluck an. Nach und nach beruhigte sich der Amtsschreiber und gewann seine Gesichtsfarbe wieder. Sehr sanft bat der Kanoniker ihn, sich von der Seele zu reden, was ihn bedrückte. Statt einer Antwort stand Santiago auf und holte aus einer Kiste das Buch, auf dessen Einband große Lettern in auffälliger, goldener Farbe prangten. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er es dem Kanoniker, der den Band vor seinen Augen voller Erstaunen betrachtete.

„Ich nehme an, dies ist das fragliche Buch.“

„So ist es. Dies ist das Buch, das der Mann verpfändet hat, der gestern ermordet wurde.“

Der Geistliche heftete erneut seine tiefen grauen Augen auf Santiagos Gesicht.

„Warum seid Ihr so sicher, daß er ermordet wurde? Kann es nicht ein Unfall gewesen sein? Können wir einen Selbstmord ausschließen?“

„Es war weder ein Unfall noch war es Selbstmord. Dieser Jude wurde gestern ermordet.“

„Habe ich mich verhört, oder habt Ihr *dieser Jude* gesagt?“

„Ihr habt ganz richtig gehört. Der Mann, der das Buch verpfändete und der kurz danach ermordet wurde, war Jude.“

„Hat er es Euch gesagt? Oder habt Ihr es vielleicht an seiner Kleidung erkannt, oder vielleicht...“

Der Amtsschreiber unterbrach die Aufzählung des Kanonikers.

„Nichts von alledem, Euer Hochwürden. Weder hat der Mann etwas Diesbezügliches gesagt noch hat mir sein Äußeres verraten, daß er Jude ist.“

„Dann...“

Ein weiteres Mal kramte Santiago in der Kiste, aus der er vorher das Buch geholt hatte. Jetzt hielt er ein dickes Blatt gefaltetes Pergament in der Hand. Don Diego machte eine Geste, als wolle er danach greifen, aber der Schreiber zog seinen Arm zurück.

„Bevor ich Euch gestatte, dieses Schreiben zu lesen, müßt Ihr mir bei Gott unserem Herrn schwören, daß Ihr ohne meine vorherige Erlaubnis niemandem offenbaren werdet, was darin geschrieben steht.“

Hitze befiel den Körper des Kanonikers. Sein Gesicht wurde scharlachrot, und gleichzeitig erschien eine Vene von der Größe eines Fingers an seinem Hals. Sein Blick sprühte vor Zorn.

„Ihr bittet mich um einen Schwur, um mir den Inhalt dieses Papiers zu zeigen? So viel Vertrauen setzt Ihr in mich? Ist das die Antwort darauf, daß ich mich um Euch Sorge, weil mir Gerüchte zu Ohren gekommen sind, die Euch mit einer Angelegenheit in Verbindung bringen, in deren Mittelpunkt eine Leiche steht?“ Der Kanoniker hatte die Stimme mit jedem Satz weiter erhoben—so sehr, daß sein letzter Satz ein regelrechter Schrei war: „Santiago, Ihr seid undankbar!“

Der Schreiber war verwirrt, auch sein Gesicht hatte sich verfärbt, aber im Gegensatz zu dem Zorn, der den Ausbruch des Kanonikers verursacht hatte, war es bei ihm die Scham, die ihm die Röte ins Gesicht getrieben hatte. Er zitterte am ganzen Leib so stark, daß das Dokument, das er in den Händen hielt, heftig bebte. Trotz der Kälte des Morgens trat ihm Schweiß ins Gesicht, zuerst in kleinen Perlen auf der Stirn, dann brachte er sein ganzes Gesicht zum Glänzen. Als er sprach, war seine Stimme so dünn, daß man kaum hören konnte, was er sagen wollte.

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Hochwürden... Ich hätte Euch nicht um diesen Schwur bitten sollen. Nur... nur diese Unruhe und... die Furcht, die mich seit gestern Abend peinigen, können vielleicht als notdürftige Erklärung für mein Verhalten dienen. Ich bitte Euch, mir zu vergeben, und bitte habt die Gnade, diese Zeilen zu lesen.“

Ebenso rasch, wie der Zorn ihn manchmal überwältigte, konnte Don Diego ihn auch wieder versiegen lassen und sein Gemüt besänftigen. Er näherte sich Sant-

iago und legte ihm freundschaftlich eine Hand auf die Schulter. Bei der Berührung erbebt der Schreiber und begann zu weinen. Der Kanoniker half ihm wieder auf den Stuhl und reichte ihm noch einmal den Wasserkrug.

„Manchmal, mein Sohn, sind unsere Ängste kleiner, wenn wir sie mit jemandem teilen können. Was beunruhigt dich denn heute Morgen so sehr?“ Jetzt war der Beichtvater Armenia vor allem ein Pastor, der einem Schäfchen aus seiner Herde Trost spendete.

Statt einer Antwort streckte Santiago, der den Kopf auf die Brust gelegt hatte und auf die Erde blickte, die Hand mit dem mysteriösen Schriftstück aus. Seine Schultern zuckten rhythmisch vom Weinen, das jetzt ruhiger, erleichternd geworden war.

Es verstrichen lange Sekunden, während der Kanoniker von Toledo, unterstützt von seinen Augengläsern, die Zeilen verschlang, die auf diesem Blatt Pergament geschrieben standen. Seine Gesichtsfarbe, bis zu diesem Moment noch rosig, nahm mit erschreckender Geschwindigkeit einen aschgrauen Ton an, der ihn wie einen Kranken aussehen ließ. Verstärkt wurde dieser Eindruck von seinen einsinkenden Augen, in deren Umkreis sich die aschgraue Farbe seines Gesichts intensivierte. Auch seine Hände begannen leicht zu zittern, kaum wahrnehmbar, aber doch ein untrügliches Anzeichen der Erregung, die ihn in diesem Augenblick überwältigte. Er faltete das Pergament wieder zusammen und rief aus:

„Das ist viel schlimmer, als ich ahnen konnte!“

Kapitel 3

„Das hat uns gerade noch gefehlt!“ Mit diesen Worten legte der Geschäftsführer der Immobilienfirma IMBARSA (Immobilien Barcelona AG) den Telefonhörer auf. Das Architekturbüro, das mit dem Bau mehrerer Häuser in Toledo beauftragt war, hatte ihn informiert, daß es beim Ausheben der Baugrube Komplikationen gab: Der Bagger hatte unter ein paar alten Zwischenwänden merkwürdige Ziegelmauern ans Tageslicht befördert. Und das alles nur, um ein paar Zentimeter Boden zu gewinnen!

Das war gleich zu Beginn des Arbeitstages gewesen, und seither war Josep Martí, der Geschäftsführer von IMBARSA, fuchsteufelswild. Seine Sekretärin Carmen organisierte gerade den Terminkalender ihres Chefs neu.

Sie hatte bereits ein Flugticket für den Pendelflug Barcelona–Madrid reserviert. Er würde um 12 Uhr mittags vom Flughafen Barcelona Prat aus starten, falls es keine Komplikationen oder Verspätungen geben würde. Das war jedoch angesichts des bereits seit drei Wochen andauernden Bummelstreiks des Flughafen-Bodenpersonals und des nahezu alltäglichen Kollapses des Madrider Flughafens Barajas, der mit dem immer rascher ansteigenden Luftverkehr hoffnungslos überfordert war, reichlich unwahrscheinlich.

Bei IMBARSA hatte man daher überlegt, ob das Auto nicht möglicherweise die schnellere Reisemöglichkeit wäre. Letztendlich hatten sie sich aber doch für den Luftweg entschieden, da die Pendelflüge, die die beiden wichtigsten Städte Spaniens miteinander verbinden, an diesem Morgen bisher mit maximal zehn Minuten

Verspätung gestartet waren. Wenn nicht doch noch irgendein Problem auftauchte, konnte Martí vor 13:00 Uhr in Barajas und gegen 14:00 Uhr in Toledo sein.

„Das passiert nur, weil wir in einer Stadt arbeiten, in der wir nichts zu suchen haben! Was zum Teufel haben wir in Toledo verloren?“ schrie Martí den Planungschef der Firma an, der sich gemeinsam mit anderen leitenden Angestellten in seinem Büro eingefunden hatte. Hier wurde diskutiert, ob das Problem Sache des Madrider Bauunternehmens war, das sie mit den Bauarbeiten beauftragt hatten, oder ob die Verantwortung bei ihnen als Bauherren lag. Da Lizenzen und alle anderen Formalitäten auf den Namen IMBARSA liefen, hing es wohl an ihnen. Sie hatten das Projekt geplant, und der Vorarbeiter der GERMÁN ARANA AG, des ausführenden Madrider Bauunternehmens, hatte die verantwortlichen Architekten über die Situation informiert. Diese hatten wiederum in Barcelona angerufen.

Im Gegensatz zur hellen Wut von Josep Martí legte ein Mann von kleiner Statur—er war nicht größer als 1,65 m—inmitten der Anspannung um ihn herum ausgesprochene Ruhe an den Tag. Er hatte einen olivfarbenen Teint und glattes schwarzes Haar, das an den Schläfen schon grau zu werden begann, obwohl er noch keine fünfzig Jahre alt war. Er hieß Rafael García und war einer der vielen Andalusier, die in den Sechzigerjahren nach Katalonien gekommen waren, um Arbeit zu finden, was in seiner Heimat damals nahezu unmöglich gewesen war. Dank seiner ungewöhnlich hohen Intelligenz und seines Einfallsreichtums war es ihm gelungen, die fehlende Ausbildung wettzumachen, und mit beharrlicher Arbeit war er in einem der bedeutendsten Bauunternehmen Barcelonas schließlich zur gehobenen Führungskraft aufgestiegen. Seit seiner Ankunft in Barcelona vor drei Jahrzehnten hatte er unter anderem als Kellner, Taxifahrer, Hafenarbeiter und Maurer gearbeitet. Mitte der Achtziger gründete er dann eine kleine Firma für Gelegenheits-Maurerarbeiten und ergatterte den Auftrag für den Bau einer kleinen Wohnsiedlung in Santa Coloma de Gramenet. Darauf folgten mehrere Reihenhäuser in Prat del Llobregat, und anschließend gewann er gemeinsam mit zwei anderen Firmen, mit denen er eine Art Konsortium gegründet hatte, die Ausschreibung für den Bau eines Sozialviertels in Badalona: mehr als 1500 Wohnungen. Das war sein unternehmerischer Durchbruch. Später folgten diverse Hotelkomplexe und die Mitarbeit an den großen öffentlichen Bauten, die Barcelona für die olympischen Spiele im Jahre 1992 benötigte. In dieser Zeit, während die Bauarbeiten in vollem Gange waren, entstand die Idee, IMBARSA zu gründen: eine Immobilienfirma, mit der sie von den ausgesprochen günstigen Winden, die damals auf diesem Terrain wehten, noch mehr profitieren wollten. Es war die Zeit, in der die Regierung in Madrid eine ganze Lawine finanzieller Mittel nach Barcelona schickte, damit die Generalität de Catalunya, die autonome Regierung Kataloniens, ihr nicht mehr politisches Kopfzerbrechen bereitete als unbedingt notwendig.

Rafael García war einer der fünf Eigentümer von IMBARSA—wie die vier anderen besaß er zwanzig Prozent der Firma. Als er gehört hatte, daß es Probleme gab, war er gleich in das Büro des Geschäftsführers geeilt, um aus erster Hand zu erfahren, was genau auf der Baustelle in Toledo vorgefallen war. Im Gegensatz zu einigen anderen hatte er es befürwortet, den Auftrag in der Stadt am Tajo anzunehmen. Er war der Ansicht, daß IMBARSA expandieren müsse und hielt Toledo für hervorragend geeignet, um diesen Prozeß einzuleiten. Die Stadt befand sich im Wachstum und lag darüber hinaus nahe bei Madrid. Hinzu kamen die Vorteile, die

ein Immobilienprojekt dieser Größenordnung mit sich brachte. Zudem schätzten die Experten die Erfolgsaussichten als sehr hoch ein. Doch ein Bauvorhaben in einer Stadt, die von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt worden war, brachte außerdem auch eine ganze Reihe von Schwierigkeiten mit sich. Allein das Einholen aller vor Beginn der Arbeiten erforderlichen Genehmigungen und Lizenzen hatte sich als wahres Hindernisrennen entpuppt. Mehr als einmal hatte García sich gefragt—wenn er es auch niemandem gesagt hatte—ob die schlaflosen Nächte, die diese Baustelle verursachte, die Sache wirklich wert waren... Und jetzt, wo alle Probleme überwunden schienen und das beauftragte Bauunternehmen endlich mit den Arbeiten begonnen hatte, kam dieser Anruf und informierte sie über neue Komplikationen. Er hätte den Auftrag am liebsten abgegeben. Doch die geschätzte Größenordnung des Projekts lag bei mehr als sechs Millionen Euro, und die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß die endgültigen Zahlen noch um 25 bis 30 Prozent höher liegen würden. Abgesehen davon würde dieser Bau IMBARSA viele neue Türen öffnen. Schließlich war es keine kleine Herausforderung, mitten im Herzen einer mittelalterlichen Stadt, die so viel Geschichte, aber auch massive Verkehrs- und Parkplatzprobleme hatte, eine Tiefgarage mit 1200 Parkplätzen zu bauen. Dazu kamen ein großer Markt, der modernste, anspruchsvollste Einkaufsmöglichkeiten mit mittelalterlichem Ambiente kombinierte, und 300 Luxusapartments, deren innere und äußere Gestaltung im Einklang mit einer Stadt stehen sollte, die besonders stolz darauf war, sich das Ambiente erhalten zu haben, das sie bereits seit vielen Jahrhunderten charakterisierte. Dieser Bauauftrag war eine persönliche Herausforderung—für IMBARSA und für ihn selbst, den charnego (so nannte man hier die Einwanderer aus dem Süden Spaniens), der es zum Mitinhaber einer der größten katalanischen Immobilienfirmen gebracht hatte.

Er zögerte nicht. Angesichts des Bildes, das sich vor seinem inneren Auge auftat, traf er eine schnelle Entscheidung—eine jener Entscheidungen, denen er seinen Ruf als risikofreudiger und mutiger Mann verdankte, eine jener Entscheidungen, die ihn dorthin gebracht hatten, wo er heute war: in eine Position, die es ihm gestattete, seine Ideen in die Tat umzusetzen, ohne viele Erklärungen abgeben zu müssen.

„Josep, du regst dich viel zu sehr auf. Das ist nicht die richtige Verfassung, um das Problem in Toledo anzugehen, was auch immer dieses sein mag. Für wie viel Uhr ist der Flug reserviert?“

„Ich glaube, er geht um 12 Uhr. Ich muß mich gleich fertig machen, um zum Flughafen zu fahren.“

„Nein, du fährst nicht zum Flughafen. Mach mit der Arbeit weiter, die du für heute geplant hattest.“ Sein Tonfall duldete keinen Widerspruch.

Dennoch äußerte der Geschäftsführer seine Zweifel.

„Rafael, es ist alles für meine sofortige Abreise vorbereitet, meine Sekretärin hat alle meine heutigen Termine umdisponiert.“

„Ich fahre nach Toledo.“

Der gleiche Tonfall.

„Macht mein Auto bereit. Ich möchte auch, daß alles Notwendige veranlasst wird, damit ich sofort nach meiner Landung in Barajas nach Toledo weiterreisen kann.“

Der Verkehr auf der Autobahn von Madrid nach Toledo war flüssig. Der Chauffeur des Mietwagens—ein metallic-grauer Citroën Safran—hatte ihn vom Madrider Flughafen bis zu den ersten Wohnsiedlungen gefahren, die ihm ankündigten, daß er in rund fünfzig Minuten die Kaiserstadt erreichen würde. Es war 14:00 Uhr, als vor Rafael Garcías Augen dann schließlich die Puerta Vieja de Bisagra auftauchte. Auf ihr prangte der eindrucksvolle doppelköpfige Adler, das kaiserliche Symbol der Habsburger, die das spanische Reich fast zweihundert Jahre lang beherrschten und es auf die höchsten Gipfel seines Glanzes führten wie auch in die tiefsten Abgründe seiner Dekadenz stürzten. Als der Wagen unter diesem Tor hindurchfuhr, veränderte sich die Welt um den Besucher. Das Durchqueren dieses Tores schien ihn fünfhundert Jahre in die Vergangenheit zu katapultieren—ein Eindruck, der lediglich durch die Autos und die Menschen gestört wurde, die in den Straßen herumstreiften oder ihrer Arbeit nachgingen.

Sie fuhren den steilen Abhang hinauf, auf dessen Gipfel die historische Altstadt von Toledo lag, die Plaza Zocodover—ein ungleichmäßig geformter Platz, an dem ein halbes Dutzend Straßen aufeinander trafen und sich dann von hier in verschiedene Richtungen zerstreuten. Um an diesen Platz zu kommen, der so voller Geschichte steckte und an dem so viele bedeutende Ereignisse stattgefunden hatten, mußte der Fahrer mehrmals den Weg erfragen, da die Beschilderung und die Verkehrsführung es Ortsunkundigen schwer machten, an den gewünschten Punkt zu kommen. Dazu kam, daß zwei Baustellen den Verkehr beträchtlich behinderten und sie zu Umwegen zwangen. Als sie den Zocodover schließlich erreichten, hatten sie innerhalb der Stadt halb so viel Zeit gebraucht wie für die Strecke zwischen Madrid und Toledo. Doch jetzt waren sie an dem Platz angekommen, wo sich, wie man dem Teilhaber von IMBARSA erklärt hatte, die Büros befanden, die die Firma für das Projekt *Millennium* in Toledo eröffnet hatte.

Im Inneren der Büros begriff man schnell, daß der Mann, der gerade aus dem Auto ausstieg, derjenige war, den sie schon den ganzen Morgen erwartet hatten. Noch bevor er die Eingangstür aus Glas und Aluminium erreicht hatte, waren zwei Männer durch sie hinausgetreten und näherten sich lächelnd dem Ankömmling. Einer von ihnen war ausgesprochen gut aussehend, ungefähr vierzig Jahre alt, dünn und von großer Statur mit eleganter Haltung. Er trug einen dunklen Anzug aus edlem Stoff mit noch besserem Schnitt. Der andere war untersetzter und etwas älter, auf seinem Kopf hatte sich schon eine recht fortgeschrittene Glatze breit gemacht, und er hatte einige Kilo Übergewicht; er trug einen abgetragenen, aber sauberen Arbeitsanzug.

„Señor García, gestatten Sie mir, mich vorzustellen. Mein Name ist Ignacio Idigoras, ich bin einer der Leiter des Projekts *Millennium*. Willkommen in Toledo, es ist mir ein Vergnügen, Sie endlich einmal persönlich kennen zu lernen, obwohl die Umstände nicht die erfreulichsten sind.“

Während er dies sagte, streckte er eine Hand aus, und García schüttelte sie mit einem Druck, der nicht erwidert wurde. Die Hand des Architekten war glatt und weich, sein Händedruck kraftlos—für García ein wichtiges Kriterium, nach dem er Menschen einordnete. Der andere Mann, der herausgekommen war, beschränkte sich darauf, seinen Namen und seine Position zu nennen.

„Ich bin Manuel Pareja, der Polier der GERMÁN ARANA AG.“ Jetzt wurde doch noch ein ordentlicher Händedruck ausgetauscht.

Nachdem sie sich bekannt gemacht hatten, nahm García die Situation in die Hand.

„Wir haben sehr wenig Zeit. Ich muß noch heute nach Barcelona zurück. Also, machen wir uns an die Arbeit.“

Sie gingen ins Büro, das durch und durch funktionell war. Die Metallmöbel, die Bilder an den Wänden, die Lampen und die Dekoration—alles in diesem Büro wirkte unpersönlich. Die Einrichtung war mit Sicherheit komplett gekauft worden, vermutlich bei einem großen Kaufhaus, in dem es feste Dekorations- und Möblierungsschemata gab (Büro mit Publikumsverkehr: Bilder mit Drucken von Waldlandschaften, Teppiche bestimmter Größe, indirekte Beleuchtung in warmen Farbtönen, gepolsterte Sitzgelegenheiten, Sessel und Sofas in leuchtenden Farben, Möbel mit Holzdetails und geschicktes Platzieren eines Gegenstands, der dem Raum vermeintlich einen Hauch von Distinguiertheit verleiht, an einem diskreten, aber gut sichtbaren Ort. Arbeitsraum: Vorhänge, die die Sicht nach außen begrenzen für den—nicht empfehlenswerten—Fall, daß es Fenster gibt, platzsparende Möbel und Aktenschränke, ergonomische Stühle, Beleuchtung durch Leuchtstoffröhren oder Ähnliches). Zwei elegant gekleidete Sekretärinnen, deren Röcke kurz genug waren, um den größten Teil ihrer Oberschenkel sehen zu lassen, waren attraktiv und stark geschminkt—an einem anderen Ort hätte man sie für angehende Fotomodelle halten können. Die beiden begrüßten ihn auf genau die gleiche Weise—sie wirkten wie geklont.

„Guten Tag, Señor. Hatten Sie eine gute Reise?“

Nachdem er die beiden Mädchen kurz begrüßt hatte, betraten die drei Männer eines der Büros. García zog seine Jacke aus, ließ sich im Chefsessel nieder und kam ohne Umschweife zur Sache, während die anderen beiden Platz nahmen:

„Wir in Barcelona sind sehr besorgt über den Anruf von heute morgen. Vor Wochen wurden bereits alle bürokratischen und administrativen Schwierigkeiten für beseitigt erklärt, und Sie wissen ja selbst, daß das nicht wenige waren. Wie Ihnen nicht entgangen sein wird, bedeutet meine Anwesenheit hier, daß wir dieser Angelegenheit maximale Priorität eingeräumt haben. Wurde ein Bericht über diese Sache verfaßt?“ Während er dies fragte, sah er ohne zu blinzeln ins Gesicht des Architekten, der seinem Blick nicht standhalten konnte und die Augen flehentlich auf den Polier richtete. Dieser beantwortete die Frage.

„Sehen Sie, es wurde kein Bericht verfaßt, weil es in der Situation, in der wir uns befinden, möglicherweise besser ist, nichts Schriftliches zu haben.“

Ein Lächeln huschte über Garcías Gesicht, ihm gefiel dieser Mann. Wenn ihn das Leben nicht auf andere Wege geführt hätte, könnte es sehr gut er sein, der jetzt an seiner Stelle säße.

„Und welche Situation ist das, wenn ich fragen darf?“

„Heute morgen,“ erklärte der Polier, „haben wir ganz früh mit dem Abräumen des letzten Schutts begonnen. Der Boden war schon fast sauber. Die alten Gebäude waren verschwunden und jegliches Material, das wir für den Neubau gebrauchen können, verpackt und beiseite gelegt. Bis auf ein paar Kleinigkeiten war alles bereit, um mit dem Ausheben des Kellers für die Tiefgarage zu beginnen. Als der Bagger ein paar kleine Ziegelmauern an der Seite des Grundstücks einreißen wollte, blieb er im Boden stecken. Wir fanden die Überreste von merkwürdigen unter-

irdischen Räumen, darin liegen zahlreiche Gegenstände aus Ton, Metall und Glas. Es sieht aus wie ein Geschäft oder etwas Ähnliches. Aber...“

Der Satz blieb unbeendet in der Luft hängen. García sah das Zögern im Gesicht des Poliers und ermunterte ihn fortzufahren.

„Was, aber?“

„Aber irgendetwas passt nicht zusammen. Diese eigenartigen Räume liegen sehr weit unterhalb der Straße. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es in diesen Zeiten ein unterirdisches Geschäft gegeben haben soll, welcher Art auch immer. Und daß es sehr alt ist, zeigt die Art der Werkzeuge und Materialien, die dort herumliegt.“

„Habt ihr viele alte Gefäße gefunden?“

„Nicht sehr viele. Aber denen vom Denkmalschutzamt würden sie reichen, um die Arbeiten für geraume Zeit zu unterbrechen.“

„Weiß man im Rathaus davon?“

Zum ersten Mal schaltete sich der Architekt in das Gespräch ein.

„Ich glaube nicht und auch im Denkmalschutzamt nicht. Aber die Leute von der Behörde werden sofort da unten sein; es scheint, als ob sie es riechen, wenn...“

„Sie werden nur da unten sein, wenn sie etwas erfahren,“ entgegnete García so energisch, daß es schien, als ziehe er diese Möglichkeit gar nicht in Betracht. Anschließend fragte er den Polier: „Wer war heute Morgen auf der Baustelle, als der Fund gemacht wurde?“

„Wir waren nicht viele Leute. Nur die zwei Baggerführer, zwei Maurer, ein Geselle, ein Hilfsarbeiter zum Ausbessern der Trennmauern und ich.“

„Insgesamt fünf Personen also?“

„Ja, Señor, fünf mit mir.“

García stellte weitere Fragen. Er schien einen Plan zu haben, wie weiter vorzugehen war—oder zumindest brodelten ein paar Ideen in seinem Kopf.

„Wo sind die anderen vier jetzt?“

„Sie sind noch dort, auf der Baustelle,“ antwortete der Polier. „Sie haben den Platz nicht verlassen, obwohl ich glaube, daß sie heute nicht allzu viel gearbeitet haben.“

„Wissen Sie, ob noch jemand von dieser Sache weiß?“ Der Mitinhaber von IMBARSA hob einen mahnenden Finger, zeigte auf den Polier und fügte hinzu: „Manuel“—es war das erste Mal, daß er den Polier beim Namen nannte—„denk gut nach, bevor du mir antwortest. Es ist sehr wichtig, daß wir uns nicht irren.“

Manuel Pareja nahm sich Zeit, bevor er antwortete. In Gedanken ging er alle Ereignisse rund um diese Angelegenheit durch, dann antwortete er und unterstrich seine Worte mit einem entschlossenen Kopfnicken.

„Ich bin sicher, daß niemand sonst davon weiß.“

„Dann sollten wir keine weitere Minute vergeuden. Hier können wir nichts weiter tun. Fahren wir zur Baustelle! Wir müssen mit den Arbeitern sprechen! Auf geht's, wir dürfen keine Zeit verlieren!“

Sie verließen überstürzt das Zimmer und das Gebäude und stiegen alle gemeinsam in den Citroën Safran, der vor der Tür wartete. Als sie auf der Baustelle ankamen, stellte Rafael García mit einer gewissen Erleichterung fest, daß die Umzäunung den Platz komplett von der Außenwelt abschirmte. Von draußen war nicht zu sehen, was im Inneren des Grundstücks vor sich ging. Der Polier stellte fest, daß die Eingangstür verschlossen war und das Vorhängeschloß davorhing. Er

sah auf die Uhr—es war kurz vor drei. Die Arbeiter hatten vor fast einer Stunde die Baustelle verlassen, um zu essen; sie würden gleich zurück sein, um ab 15 Uhr die Arbeit wieder aufzunehmen. Mit einem entschuldigenden Achselzucken wandte er sich an García.

„Es tut mir sehr Leid, aber wir müssen ein paar Minuten auf die Männer warten—bis drei Uhr. Um zwei machen wir eine Stunde Mittagspause... Vielleicht können wir die Zeit ja nutzen, um auch einen Happen...“ Obwohl es nicht seine Schuld war, war er ein wenig beunruhigt wegen der Abwesenheit der Arbeiter und versuchte sich mit diesem Vorschlag aus der Verlegenheit zu retten.

„Nein, wir dürfen keine Minute verlieren,“ sagte García nachdrücklich, aber ohne Vorwurf. „Ich nehme an, Sie haben einen Schlüssel.“

Statt einer Antwort holte Pareja einen großen Schlüsselbund aus der Tasche und schloß den Bauzaun auf, ohne ein Wort zu sagen. Die drei Männer betraten die Baustelle: eine ebene Erdfäche, die auf drei Seiten von Ziegelmauern und zur Straße hin durch den Zaun begrenzt wurde. Nur zwei riesige Schaufelbagger unterbrachen die Monotonie des Platzes.

„Wo ist dieser Keller?“ fragte der Architekt.

García sah ihn fragend an.

„Waren Sie bisher noch nicht hier?“

Ignacio Idígoras murmelte eine Entschuldigung—er sei erst kurz vor García aus Madrid angekommen und habe es vorgezogen, ihn im Büro zu erwarten.

Ohne seiner Erklärung viel Aufmerksamkeit zu schenken, folgte García dem Polier auf eine Seite der Baustelle. Am Fuß einer der beiden Wände klappte ein dunkles Loch von etwa vier Quadratmetern Größe. Darin sah man in etwa drei Metern Tiefe Schutt und Erde auf einem mit großen Steinplatten gepflasterten Boden. Eine sehr alte Wendeltreppe aus Stein führte hinunter in diesen Keller oder was auch immer dort unten sein mochte. Im Schein einer starken Laterne, die der Polier in der Hand trug, obwohl man ihr Licht nicht unbedingt benötigt hätte, stiegen die Männer die Stufen hinunter. Sie führte in einen geräumigen Saal von mehr als fünfzig Quadratmetern Größe. Er hatte eine Gewölbedecke aus scheinbar einst rötlichen Ziegeln, die an einigen Stellen von Rauch geschwärzt zu sein schienen. In der Mitte stand eine dicke Säule, ebenfalls aus Ziegelsteinen, die sich nach oben hin öffnete wie eine Palme; die sechs Rundbögen, die aus ihr hervorgingen, bildeten das Gerüst des Gewölbes.

An einer der Seitenwände erhob sich ein pyramidenförmiger Kamin, ansonsten waren die Wände von Regalbrettern bedeckt, und wie der Polier gesagt hatte, lagen überall im Raum Gerätschaften herum; teils kompliziert geformte Werkzeuge, teils Gefäße unterschiedlicher Formen und Größen. García sah den Architekten scharf an—dieser Blick forderte eine Meinungsäußerung, und darüber hinaus signalisierte er, daß ihm dieser elegant gekleidete Mann, der jegliche Verantwortung auf die Schultern des Poliers abgeladen hatte, nicht sympathisch war.

„Meiner Meinung nach handelt es sich um den Keller eines Hauses, das im 14. oder vielleicht im 15. Jahrhundert erbaut wurde. Da das Baumaterial Ziegelstein ist, bin ich geneigt zu glauben, daß es sich um Morisken-Mauerwerk handelt. Der Schornstein könnte auf eine Küche hindeuten, aber der unterirdische Charakter des Raumes läßt mich daran zweifeln. Darüber hinaus deuten die Menge und die Art der hier vorhandenen Gerätschaften darauf hin, daß dieser Raum das Unter-

geschoss einer Apotheke oder... oder..." jetzt zögerte er, bevor er weitersprach, „oder das Laboratorium eines Chemikers der Epoche gewesen sein könnte. Damals nannte man sie Alchimisten.“

Nach dieser kurzen Erklärung gingen die drei Männer durch den Raum und betrachteten die kuriosen Gegenstände, die dort verstreut lagen.

„Sie als technischer Leiter der Bauarbeiten—was denken sie, wie wir uns in dieser Situation verhalten sollten?“ fragte García entschlossen und unverblümt.

Während der Architekt abwog, welche Antwort den Auftraggeber zufrieden stellen würde, ohne dabei angesichts des Funds vor ihren Augen rechtlich gesehen allzu riskant zu sein, wanderte Manuel im Raum umher. Er öffnete einen Wandschrank, dessen hölzerne Türen noch recht gut erhalten waren, und klopfte an eine der Wände. Etwa einen halben Meter unterhalb des Türrahmens befand sich ein Boden. Er hielt die Laterne hinein und tastete darauf herum—er war Profi genug, um sofort zu erkennen, daß der Boden falsch war und einen Hohlraum verbarg. Sein Gehirn arbeitete hastig. Dann löschte er die Laterne und schloß den Wandschrank. Der Architekt verlor sich indessen in einer vagen Phrasendrescherei, um der Frage, die García ihm gestellt hatte, auszuweichen.

„Wenn Sie mir gestatten, meine Meinung zu sagen,“ unterbrach der Polier, „ich würde, ohne viel Zeit zu verlieren, Erde in dieses Loch schütten. Alle Papiere für dieses Bauprojekt sind in Ordnung, inklusive der Genehmigung des Denkmalschutzamts, und im Augenblick wissen nur ein halbes Dutzend Personen von der Existenz dieses Raumes.“

Manuel war direkt zum Kern der Sache gekommen. Der Architekt widersprach den kategorischen Worten des Poliers nicht, stattdessen verfiel er in beredtes Schweigen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte erkannt, daß Manuels Einmischung ihm sogar eine gewaltige Last von der Seele genommen hatte. García ließ seinen Blick zwischen den beiden Männern hin und her wandern, während er die Situation abwog. Dann rief er mit der ihm eigenen Bestimmtheit:

„Dieser Keller existiert nicht. Weder der Keller noch irgendeiner der Gegenstände, die er enthält.“ Wieder blickte er die beiden Männer an, die mit einer Kopfbewegung zustimmten.

„Don Rafael...“

„Ja?“

„Finden sie nicht, daß es angebracht wäre, sich den beiden Maurern und den Hilfsarbeitern ein wenig erkenntlich zu zeigen?“

„Es sind vier, nicht wahr?“

„Ja, Señor, vier,“ antwortete der Polier.

„Ist gut. 120 Euro pro Kopf und für dich noch einmal so viel. Und es wird kein Wort mehr darüber verloren!“

„Hier ist nichts vorgefallen! Da können Sie ganz sicher sein! Es ist gleich drei Uhr—warum erzählen Sie den Arbeitern nicht selbst von ihrem Präsent?“

Sie stiegen wieder hinauf zur Baustelle, wo die Arbeiter bereits standen und die Neuigkeit von der außerordentlichen Zahlung voller Freude zur Kenntnis nahmen. Der IMBARSA-Kompagnon betonte mehrfach, daß keines der kuriosen Objekte aus dem Keller mitgenommen werden dürfe, er wünsche keinerlei Hinweise auf die Existenz dieses Raumes. Dann fuhr er, ohne sich weiter zu verabschieden, zum Flughafen Barajas, wo er den ersten Pendelflug nach Barcelona nehmen wollte;

vielleicht würde er auf dem Flughafen dazu kommen, etwas zu essen. Der Architekt Ignacio Idígoras, der während des Besuchs dieses andalusischen Katalanen ziemliche Qualen durchlitten hatte, gab dem Polier ein paar vage Instruktionen und machte sich ebenfalls auf den Weg nach Madrid, wo er wohnte. Manuel Pareja verabschiedete die vier Arbeiter, die sich vor Freude kaum halten konnten, und sagte ihnen, sie sollen um sieben Uhr abends ins Büro der Firma kommen—sie wußten schon, warum. Als er alleine war, rief er von seinem Mobiltelefon aus bei TOLEDO BETON AG, *Der Partner Ihres Vertrauens* an—eine der Firmen, mit denen die GERMÁN ARANA AG in Toledo zusammenarbeitete—und bestellte für den gleichen Nachmittag zweihundert Kubikmeter Beton. Man bestätigte ihm, daß die ersten Kübel ab 17:00 Uhr eintreffen würden und zwei Stunden später alles erledigt wäre. Pareja war zufrieden. Er vergewisserte sich, daß der Zaun der Baustelle verschlossen war und ging mit der Laterne in einer Hand und einer Spitzhacke in der anderen in den mysteriösen Keller. Er ging sofort nach rechts auf den Wandschrank zu und zerschlug den falschen Boden. Mit jedem Schlag spürte er, wie sich sein Herzschlag beschleunigte, und das lag nicht an der Anstrengung. Nach kaum fünf Minuten war der falsche Boden geöffnet, und er leuchtete mit der Laterne hinein. Darunter befand sich ein kleiner Zwischenraum, in dem ein Lederbündel lag, das einen Kasten zu enthalten schien. Seine Vorahnung hatte ihn nicht getrogen. Ein Gegenstand, der so sorgfältig versteckt worden war, mußte sehr wertvoll sein. Ganz vorsichtig holte er den Beutel heraus, öffnete ihn aber noch nicht. Er blies auf eines der Regalbretter, bis eine so dichte Wolke dunklen Pulvers aufstieg, daß er niesen mußte. Dieser Staub hatte sich über Jahrhunderte hinweg angesammelt. Er legte das Bündel auf das Regalbrett und machte sich daran, es zu öffnen. Er war bis zum Äußersten gespannt und so aufgeregt, daß ihm das Herz bis zum Halse schlug.

Die Zeit hatte die zweifellos einst weiche und biegsame Lederhaut hart werden lassen. Als der Polier sie mit zitternden Händen öffnen wollte, knirschte sie und wurde brüchig. Er mußte das Bündel mehrmals herumdrehen—begleitet von den klagenden Lauten des Materials—bis der Inhalt endlich vor seinen Augen lag. Er sah es an, öffnete es, blätterte darin und verspürte unendliche Enttäuschung. Eine der größten Enttäuschungen seines Lebens. Es war ein Buch! Ein gottverdammtes Buch!

Kapitel 4

In der Apotheke des Pedro de Aranda waren an diesem Abend alle zusammengekommen, die hier regelmäßig an den Zusammenkünften teilnahmen. Neben dem Gastgeber waren dies die beiden jüdischen Ärzte Samuel Levi und Salomón Conques, der Amtsschreiber Santiago Díaz und der Kanoniker Don Diego de Armenta—letzterer hatte die Männer auch zu diesem Treffen eingeladen. Es gebe eine Angelegenheit von höchstem Interesse zu besprechen, so hatte er gesagt. Die ersten Schatten der Nacht hatten sich schon vor einiger Zeit gesenkt, als der letzte der Zusammengerufenen eintraf: Samuel Levi, der eine Entschuldigung für seine Verspätung murmelte:

„Ihr müßt verzeihen, Euer Gnaden, aber ich hatte einen späten Notfall: ein Lausbub, der blutend in meine Praxis kam, nachdem ihm andere junge Burschen in einer Vergeltungsaktion einen Stein an den Kopf geworfen hatten. Ich mußte ihm den halben Kopf nähen.²

Wie immer war die Luft in diesem Raum dicht und schwer, erfüllt vom Duft der Kräuter, der den Raum überflutete und eine warme Atmosphäre schuf. Diese wurde vervollkommnet von einem prächtigen, stets gut bestückten Feuer, das im Kamin knisterte—ein deutlicher Kontrast zu der bitteren Kälte, unter der Toledo jeden Winter litt. Manchmal konnte einem schwindelig werden in dieser Luft. Unter die Aromen der Kräuter, die der Apotheker mit so viel Sorgfalt sammelte, mischten sich noch die starken, durchdringenden Düfte der Substanzen, die hier lagerten, um die Basis für die Zubereitung der heilenden Mixturen, Tränke und Salben zu bilden. Hinzu kamen zwei andere Gerüche, die die Luft in der Apotheke prägten: zum einen der Weihrauch, der hier ständig in einer kleinen Duftlampe brannte—eine der Launen von Pedro de Aranda. Eine sehr teure Laune, aber ein Luxus, den der Apotheker von Puerta Vieja de Bisagra sich gestatten konnte. Wenn seine Frau, Jerónima de Páez, ihn wegen dieser unnötigen Ausgabe tadelte, antwortete ihr der Apotheker immer mit demselben Argument—das in den Ohren seiner Frau wie eine zu oft gebrauchte Ausrede klang: „Der Geruch von Weihrauch überdeckt andere störende, ja üble Gerüche, die sich sonst ungehindert ausbreiten könnten.“ Anschließend pflegte er mit einem hämischen Zwinkern hinzuzufügen: „Außerdem ist der Weihrauch der Geruch der Götter, wenn du mir nicht glaubst, frag doch König Gaspar.“

Der andere Geruch, der die Luft im Keller der Apotheke auf unverwechselbare Weise prägte, war der nach dem verbrannten Wachs der Kerzen, mit denen der Raum nach Sonnenuntergang beleuchtet wurde—eine weitere kostspielige Laune Pedro de Arandas: In seiner Apotheke brannten ausschließlich Kerzen aus Wachs, von Fett- oder Talgkerzen wollte er nichts hören, denn die verströmten einen schwarzen Rauch, so intensiv und Ekel erregend, daß er sich in der Kehle festsetzte und Lungenkrankheiten verursachte, die zu schlimmem Auswurf und langfristig zum Tod führten. Anders als bei den hohen Ausgaben für den Weihrauch, die Jerónima de Páez stets als Verschwendung beklagte, war sie mit der Wahl der Wachskerzen als Beleuchtung, nicht nur in der Apotheke, sondern in allen Räumen des Hauses, voll und ganz einverstanden. Anlaß genug für den Apotheker, seine Frau immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Rauch der Kerzen viel schlimmer sei als der des Weihrauchs—„teuflischer und weniger göttlich.“ Trotz dieser größtenteils im Spaß geführten Auseinandersetzungen waren Don Pedro und Doña Jerónima immer ein glückliches Paar gewesen, das ließ sich ohne Zweifel an ihren acht Kindern erkennen—acht, die bei den sechzehn Entbindungen, die die Señora gehabt hatte, überlebt hatten—ohne ihre fünf Fehlgeburten zu zählen.

Auf der Straße herrschte eisige Kälte, eine trockene Steppenälte, die zwar nicht die Knochen durchdrang, aber wie mit Messerklingen in die Haut schnitt. Daher glühte an diesem Tag neben all den Dingen, die am Ort der Zusammenkunft diese ganz besondere, warme Atmosphäre schufen, noch ein riesiges Kohlebecken bedächtig vor sich hin. Es stand auf der leicht erhöhten Bodenplatte unter dem Tisch, an dem die Zusammengerufenen jetzt Platz nahmen. Señora Jerónima war Expertin darin, dieses Becken am Brennen zu halten, und sie gestattete keiner der

Dienerinnen des Hauses, diese Aufgabe zu übernehmen, ohne daß sie persönlich darüber wachte. Sie streute gerne winzige Zweige Rosmarin über die schwarzen Holzkohlen, wenn sie richtig glühten, so daß die Räume sich mit einem aromatischen Duft füllten—in das Kohlebecken der Apotheke wurde jedoch kein Rosmarin getan.

Als alle vollzählig waren, warteten die Anwesenden darauf, daß der Kanoniker das Wort ergreife. Das stand ihm zu, da er das Treffen einberufen hatte. Die Stimmung war entspannt, denn es war nichts Ungewöhnliches, daß einer der Anwesenden die anderen zusammenrief, um ihnen von einer bestimmten Angelegenheit zu erzählen. Don Diego de Armenta räusperte sich—dies diente aber mehr als Ankündigung, daß er jetzt sprechen würde, als dem Befreien seiner Stimme.

„Es ist ja nichts Neues,“ begann der Beichtvater von Toledo, „daß wir hier im Hause von Maestro Pedro zusammenkommen, um aktuelle Ereignisse und Neuigkeiten, die wir draußen hören, zu besprechen und um über verschiedene Themen zu diskutieren, die unsere Aufmerksamkeit verdienen. Im Laufe der Jahre haben wir unsere Seelen offen gelegt, indem wir unsere Meinungen und Vorschläge zu den unterschiedlichsten Angelegenheiten kundgetan haben. Wir alle kennen die Ansichten jedes Einzelnen hier über die verschiedensten Dinge, darunter auch vieles Gewichtige. Dieses Wissen und das gegenseitige Vertrauen, das wir einander schenken, haben mich dazu bewogen, Euch heute Abend um Eure Hilfe zu bitten. Wir alle sind uns der Tatsache bewußt, daß diese Treffen und die Personen, die an ihnen teilnehmen, die Zielscheibe von keineswegs wohlwollenden Kommentaren sind. Aber dieser Umstand hat uns noch nie Sorge bereitet und sogar schon hin und wieder zu unserer Erheiterung beigetragen. Wir waren noch nie von dem Gerede abhängig, das die Zungen der Mißgünstigen in der Stadt verbreiten—über die Beweggründe für unsere Zusammenkünfte kursieren die plumpsten Gerüchte. Dieser Ort und die hier Versammelten geben Anlaß zu jeder Art von Spekulation. Ein Geschäft, in dem man Arzneien und Heiltränke zubereitet, in dem es Phiolen, Destillierkolben und Dränagerohre gibt, ist ein Ort, der für das Praktizieren von Zauber und Hexerei geradezu prädestiniert scheint. Unserem Maestro Pedro, dem besten Apotheker im Umkreis von vielen Meilen, haben seine Kenntnisse auf Gebieten, die in den Augen des Volkes finster, gefährlich und ein wenig diabolisch sind, einen Ruf als echter Alchimist eingetragen. Samuel und Salomón sind Ärzte, deren Heilkünste die Fähigkeiten ihrer Berufsgenossen bei weitem übersteigen, und darüber hinaus sind sie Juden. Santiago liest Bücher, auch wenn er keine schreibt, und das kann wohl kaum gefährlich sein, doch er hält in Dokumenten Dinge wie Zeugenaussagen, Testamente und sogar Streitigkeiten fest—eine wenig geschätzte Kunst. Und ich selbst—was soll ich Euch sagen... ein Geistlicher, der unter seinesgleichen wahrlich wenig Ansehen genießt und der darüber hinaus noch in wilder Ehe mit einer Frau lebt—eine besonders schwere Sünde für den hohen wie den niederen Klerus. Vor allem aber gelte ich als suspekt, weil ich Meinungen vertrete, die nach Ansicht meiner Kollegen im Gegensatz zu den Weisungen der Heiligen Mutter Kirche stehen. Einige behaupten gar, ich bewege mich am Rande der Häresie und daß die Inquisition, wenn sie sich mit den Meinungen befaßte, die ich in meinen Predigten und Schriften vertrete, mich als Ketzer verurteilen würde. Fügen wir noch meine Vorliebe für die alchimistische Wissenschaft und die Experimente, die ich durchführe, hinzu, so wird mein Ruf als Zauberer und

Hexer, als Person, die einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat, niemanden überraschen.“

Als er mit dieser Einleitung geendet hatte, machte der Geistliche eine Atempause, die der Apotheker nutzte, um die Gläser mit starkem galizischem Tresterschnaps zu füllen.

„Gut,“ fuhr der Kanoniker fort, „nachdem ich diese kurze Zusammenfassung gemacht habe, ist nun der Moment gekommen, Euch die Gründe für dieses Treffen darzulegen. Ihr alle habt die Neuigkeit gehört, die in zahlreichen Varianten überall in der Stadt kursiert: daß gestern ein Fremder ermordet wurde, der zuvor Santiagos Laden besucht hatte. Die Gerüchteküche hat den Mord an den unterschiedlichsten Plätzen lokalisiert und die unterschiedlichsten Motive, aus denen er verübt wurde, genannt. Ebenso war von diversen Tathergängen, die zum Tod dieses Mannes führten, die Rede. Heute Morgen kamen mehrere Gerichtsdienere und Bürgermeister in Santiagos Laden, um ihm Fragen über den Toten zu stellen, was bedeutet, daß sie wußten, was geschehen war. Unser Schreiber teilte ihnen mit, daß tatsächlich gestern Morgen ein Fremder in seinen Laden gekommen war, um ein paar Bücher zu verpfänden. Er sagte ihnen, er habe über seine Frau vom Tod des Mannes erfahren, weil man die Leiche nach Santo Tomé gebracht habe, und er sei daraufhin in die Kirche geeilt, um sich zu vergewissern, ob es sich wirklich um die gleiche Person handele. Und so war es: Der Tote war der Mann, der bei ihm im Laden gewesen war.“

„Ich glaube,“ unterbrach der Schreiber den Kanoniker, „der Bürgermeister vermutet, es gebe noch andere Verbindungen zwischen mir und dem Toten.“

„Wie kommt Ihr darauf?“ schaltete sich Pedro de Aranda ein.

„Wegen der Art, wie er sich verhielt, und wegen der Fragen, die man mir stellte. Sie wunderten sich, daß ich zur Unzeit nach Santo Tomé gelaufen war, um eine Leiche zu sehen. Sie wollten auch wissen, was für Bücher der Tote verpfändet hatte und welchen Wert sie besaßen.“

„Was für Bücher hat denn der Tote verpfändet?“ fragte der Arzt Levi zerstreut.

Der Schreiber beantwortete seine Frage nicht. Er beschränkte sich darauf, dem Kanoniker einen Blick zuzuwerfen, woraufhin dieser den Faden seiner unterbrochenen Rede wieder aufnahm. „Genau aus diesem Grund habe ich Euch um Eure Unterstützung gebeten. Es gibt da noch etwas, von dem bis zu diesem Augenblick noch niemand weiß. Der ermordete Mann hatte im Ärmel seines Hemdes ein Schriftstück versteckt, das Santiago in Santo Tomé an sich nahm. Dieses Schriftstück erklärt vieles über diese mysteriöse Angelegenheit und liefert uns wertvolle Informationen über das Buch, das der besagte Mann in Santiagos Laden verpfändete. Bevor wir fortfahren, solltet Ihr jedoch wissen, daß nicht mehrere Bücher, sondern nur ein einziges verpfändet wurde. Ihr solltet außerdem wissen, daß die Bücher, die Santiago den Gerichtsdienern zeigte, ganz andere waren als dasjenige, das der Tote ihm wirklich gebracht hatte.“

Die entspannte Stimmung, die das Treffen bis zu diesem Moment beherrscht hatte, verschwand augenblicklich. Jetzt legten alle Anwesenden—mit Ausnahme des Amtsschreibers und des Kanonikers, die ja bereits wußten, was der Geistliche jetzt offenbaren würde—konzentrierte Aufmerksamkeit an den Tag.

„Warum habt Ihr dieses Buch vor den Ermittlern der Justiz verborgen? Um was für ein Buch handelt es sich?“ meldete sich Salomón Conques zum ersten Mal an diesem Abend zu Wort.

„Genau. Aus welchem Grund habt Ihr so gehandelt?“ fragte auch der Apotheker.

„Eins nach dem anderen, eins nach dem anderen,“ sagte der Kanoniker mit einer beschwichtigenden Handbewegung. „Zuerst sollt Ihr erfahren, was in dem Schriftstück steht, das der Tote bei sich trug.“

Mit feierlichem Ernst setzte er die kleinen, runden Augengläser auf, die er an einem schwarzen Band um den Hals trug, von wo sie zwischen den Falten seiner Soutane auf seine Brust herunterhingen. Danach holte er ein gefaltetes Stück Pergament aus einer Tasche hervor und hielt es sich in dem Abstand vor die Augen, in dem er am bequemsten lesen konnte. Er wollte schon beginnen, doch dann ließ er die Hand mit dem Schriftstück noch einmal auf den Tisch sinken und nahm mit der anderen Hand die Brille wieder ab, um seinen Blick über die Anwesenden schweifen zu lassen.

„Ich muß wohl nicht extra sagen, daß all dies maximaler Geheimhaltung unterliegt.“ Ohne eine Bestätigung abzuwarten, setzte er sich die Augengläser wieder auf und hob von neuem den Text hoch, um ihn vorzulesen:

„Wer auch immer dieses Schreiben lese, wisse, daß sein Inhalt streng vertraulich ist. Sollte es durch irgendeinen Umstand in die Hände versierter Personen fallen, so sollen diese von der Existenz eines alten Textes erfahren, auf den ich mich später beziehe. Besagter Text enthält alle Schritte, mit denen man das so genannte Projektionspulver oder die Tinktur der Weisen herstellen kann. Dennoch werden nur diejenigen dieses Wissen richtig nutzen können, die über ausreichende Kenntnisse verfügen, um die hermetischen Mysterien des Trismegistus richtig zu interpretieren. Sachkenntnisse in allen Prozessen, die für die Durchführung des großen Werks erforderlich sind, werden benötigt. Zu diesen zählen Kalzination, Oxidation, Verflüssigung, Gefrieren, Bindung, Lösung, Auslaugen, Destillation, Kondensation, Sublimation, Separation, Extraktion, Mazeration, Fermentation, Verrottung, Vervielfachung und schließlich die Projektion.

„Das Buch, von dem hier die Rede ist, heißt ›Messingbuch‹ oder ›Buch des Juden Abraham‹. Dieses in sieben Kapitel unterteilte Werk enthält das notwendige Wissen, anhand dessen man den roten Stein, die Basis für das Projektionspulver, erlangen kann. In ihm befinden sich jene Kenntnisse, die Babylonier und Chaldäer im uralten Land Mesopotamien, Ägypter an den Ufern und an der Mündung des Nils, ägäische, ionische und attische Griechen sowie die Initiierten des Kults der Göttin Isis und der dionysischen Mysterien, die pythagoreischen Adepten der Numerologie und die Anhänger von Hermes Trismegistus als den wertvollsten aller Schätze würdigen.

„Wegen der Macht, die dieser Text verleiht, wurde er stets von ehrenvollen, würdigen Händen im Verborgenen bewahrt, um ihn zu schützen und zu verhindern, daß das Wissen, das er enthält, in die falschen Hände geriete. Dieses Verborgenhalten über viele Generationen war auch Frucht der Angst vor einem unersetzlichen Verlust, der durch die Hände derer entstehen könnte, die dieses Manifest des Wissens, das außerhalb ihrer Prinzipien und

Dogmen liegt, für gefährlich, falsch und unanständig halten und die folglich seine Zerstörung als angemessene, lobenswerte Tat vor den Augen ihrer Gottheiten betrachten.

„Aufgrund unterschiedlicher Umstände ist dieser wertvolle Text in die einzigartigsten Abenteuer geraten. Er galt mehrere Jahrhunderte lang als verloren, dann tauchte er im Jahre 1357 in Paris auf und gelangte in die Hände eines Schreibers mit Namen Nicolás Flamel, der im Viertel Saint-Jacques la Boucherie ansässig war. Er führte die ersehnte Projektion am 17. Januar 1382 herbei. Nicolás Flamel benutzte die enorme Macht, die dieser Besitz ihm verlieh, immer zum Besten seines Nächsten.

„Vor einigen Wochen, beginnend mit dem Datum, an dem die Christen den Tag des Heiligen Andreas feierten, wurde mir nicht nur seine Verwahrung anvertraut, sondern auch die Mission, vor den bedrohlichen Mächten, die entfesselt waren, um sich des wertvollen Besitzes zu bemächtigen, die Spuren zu verwischen, jeglichen Hinweis, der sie zu ihm führen könnte, zu vernichten und es an einem Ort in der spanischen Stadt Toledo zu deponieren. Bis zum jetzigen Augenblick war meine Mission nicht von der Gunst des Himmels gesegnet, obwohl ich mich ganz in der Nähe des Ortes befinde, an dem meine Reise enden soll. Es ist mir unerklärlich, wie die Schwarzen Männer es geschafft haben, meine Spur aufzunehmen und mir zu folgen. Ich spüre, daß die Bedrohung durch diese gefährlichen Männer sehr gegenwärtig ist und sie selbst zum Greifen nahe. Ich weiß in diesem Moment nicht, wie ich meine Mission vollenden kann. Aber wenn dieses Werk in wohlgesinnte und barmherzige Hände fällt, bitte ich im Namen Gottes, daß Ihr alles tun möget, was in Eurer Macht steht, um einen unrechtmäßigen Gebrauch dieses so wertvollen Werks zu verhindern.“

Der Kanoniker nahm die Brille von der Nase und ließ sie achtlos an der Schnur herabbaumeln. Die absolute Stille, mit der die Anwesenden seiner Lektüre gefolgt waren, wurde nicht gebrochen. Man konnte deutlich das Prasseln der Holzscheite im Kamin und das leise Knistern der verglühenden Holzkohle im Kohlebecken hören wie auch jeden Atemzug der Anwesenden.

„Es folgen noch einige Zeilen, die abgesetzt vom übrigen Text mit nervöser Schrift und offenbar in großer Eile geschrieben wurden.“ Don Diego setzte seine Augengläser wieder auf. „Diese Zeilen lauten wie folgt: ›Ich befinde mich in einem Gasthaus vor den Stadtmauern von Toledo in Sichtweite einer Pforte, die Puerta de Bisagra genannt wird. Ich weiß, daß sie mir innerhalb der Stadtmauern auflauern. Ich denke nur daran, wie ich das Buch retten kann. Möge Jahve sich meiner Seele erbarmen. 17. Januar.‹“

Wieder herrschte Schweigen. Unterbrochen wurde es schließlich vom Apotheker, der sich an Santiago wandte.

„Habt Ihr Euch seit gestern belauert gefühlt? Habt Ihr den Eindruck, daß Euch jemand gefolgt ist?“

Der Schreiber zuckte mit den Achseln und schüttelte ohne große Überzeugung mehrmals den Kopf.

„Dennoch,“ bemerkte der Apotheker, „müssen wir davon ausgehen, daß diese... diese *Schwarzen Männer* sich nicht geschlagen gegeben haben.“

Alle Anwesenden stimmten dieser Bemerkung in irgendeiner Form zu.

„Sind der Justiz Einzelheiten über den Tod dieses Unglücklichen bekannt?“ fragte der Apotheker.

„Ja, sie kennen einige Fakten,“ sagte Santiago Díaz. „Die Zeugen des Mordes geben an, die Tat sei in der Nähe der neuen Kirche von San Juan de los Reyes begangen worden, obwohl auch andere Versionen, die auf andere Orte hinweisen, kursieren. Diese Zeugen jedenfalls sagen, daß es drei Mörder gewesen seien und daß sie eilig über die Brücke von San Martín fliehen mußten, weil zahlreiche Bürger herbeigeeilt kamen, die die Schreie des Erstochenen gehört hatten. Die Mörder waren unter dunklen Umhängen verborgen.“

„Wir wissen nicht, ob diese Männer irgendeine Verbindung zwischen Santiago und dem Toten herstellen können.“ Jetzt war es der Kanoniker, der sprach, er tat es mit ruhiger Stimme. „Wir müssen es jedoch als wahrscheinlich betrachten, denn wenn die Gerichtsdienner bei ihren Untersuchungen zu diesem Schluß kommen, so können sie es ebenfalls.“

„In diesem Fall schwebt Ihr in höchster Gefahr,“ rief Samuel Levi mit Blick auf den Schreiber, dessen Gesicht bleich geworden war.

Alle in der Runde rutschten in ihren Sitzen hin und her—die entspannte Stimmung war nervöser Unruhe gewichen.

Wieder war es der Kanoniker, der versuchte, Ruhe zu verbreiten. „Vor allem dürfen wir nicht die Nerven verlieren. Deshalb sollten wir uns einen Punkt nach dem anderen vornehmen. Meiner Meinung nach ist Santiagos Leben nicht in Gefahr. Wenn er stürbe, so hätten die *Schwarzen Männer* die letzte Spur—so sie sie denn hätten—zu ihrer begehrten Beute verloren. Das bedeutet allerdings nicht, daß er nicht trotzdem in großer Gefahr schwebt. Unter anderem aus diesem Grund sind wir hier zusammengekommen. Um wachsam zu sein, und um Santiago in diesem schwierigen Moment beizustehen. Ich habe einen Plan entworfen, den ich später erläutern werde. Doch zuerst werden wir uns dem *Messingbuch*, dem *Buch des Juden Abraham* zuwenden.“ Während er dies sagte, legte er einen schweren Beutel aus schwarzem Leder auf den Tisch und holte das Buch aus ihm hervor. „Hic est,“ sagte er mit der Würde eines Geistlichen.

Auf dem Einband des Buchs glänzten die ungewöhnlichen goldenen Lettern. Der Kanoniker öffnete es vorsichtig und blätterte ruhig zu verschiedenen Seiten des Textes, auf denen seltsame Zeichnungen zu sehen waren—ihre Bedeutung war auf den ersten Blick schwer zu verstehen. Danach reichte er es den anderen Männern, damit diese ihre Neugier stillen konnten. Als alle das eindrucksvolle Werk durchgeblättert hatten, bat Don Diego de Armenta sie, sich zu setzen, weil er ihnen den Plan vorstellen wollte, den er entworfen hatte, um Santiago und auch das Buch zu schützen.

Kapitel 5

Der Herbst war früh gekommen im Jahre des Herrn 1492. In den ersten Oktobertagen hatte eine aus dem Norden herangezogene Kälte den milden Tagen, die die Toledaner sonst immer um das Michaelisfest herum genossen, ein Ende

bereitet. Die Blätter fielen zuhauf von den Bäumen und bildeten eine dicke Laubschicht auf dem Boden. Ungewöhnlich früh war das grüne Laubwerk der Eichenwälder verschwunden, die die Stadt entlang des Tajo-Ufers säumten wie eine zweite, weiter außen liegende Stadtmauer. Schon sehr bald würden hier, wo die vermögenden Bürger ihre Landgüter besaßen, auf die sie im Sommer vor der Hitze flohen, nur noch nackte Äste und Stämme bleiben, die Skelette der Bäume.

Auf die Kälte, die das Ende des Sommers ankündigte, folgten die Regenfälle. Tag auf Tag fiel der Regen mäßig, aber stetig auf das graue Toledo, das in den vergangenen Wochen bereits solch schwere Zeiten durchlebt hatte. Straßen und Plätze hatten sich bereits in morastige Sümpfe verwandelt, so daß man nur mühsam voran kam; gepflasterte Böden, über die das Wasser in abschüssigen Kanälen bis zum Tajo abfließen konnte, gab es nur wenige. Die Wohnhäuser und alle anderen Gebäude verloren nach und nach die Wärme, die sich während des Sommers in ihre Mauern gesetzt hatte: Sie kühlten zunächst langsam aus, um sich dann innerhalb weniger Tage in eiskalte, klamme, feuchte Orte zu verwandeln. Trotz des Datums hatten die Menschen das Gefühl, der Winter sei bereits gekommen, und sie wußten, daß er lang und hart werden würde. Nicht nur, daß schon die ersten Unwetter gewütet hatten, darüber hinaus war auch die Ernte äußerst spärlich ausgefallen. So spärlich, daß der Preis für eine Fanega Weizen bereits jetzt gestiegen war, was bedeutete, daß bis zum San Andrés-Tag im November Brot schon sehr teuer sein würde—und bis Weihnachten würde der Preis in den Himmel schießen. Welche Höhen er bis zum Frühjahr noch erreichen würde, darüber dachte man besser nicht nach. Die Situation würde katastrophal sein; wenn keine Hilfe käme, würden die Armen hungern müssen. Und wenn der Hunger schlimmer wurde...

Kanoniker Armenta saß in einem Zimmer im Untergeschoß seines Hauses in der Calle de las Bulas, im Viertel San Martín, und war tief in Gedanken versunken. Ganz in der Nähe seiner Wohnung ragte die unvollendete Kirche San Juan in den Himmel, die die Gemeinde seit einiger Zeit „Iglesia de los Reyes“ nannte, Kirche der Könige—zu Ehren ihrer Majestäten Königin Isabella und König Ferdinand. Hin und wieder warf Armenta einen kurzen Blick aus dem Fenster auf die Straße. Auf die bleigefugten Scheiben—ein Luxus, den sich nur sehr wenige leisten konnten—trommelte unermüdlich der Regen. Ein dumpfes, monotones Geräusch, das sich von Zeit zu Zeit, wenn Windstöße den Regen in ein Unwetter verwandelten, zu ohrenbetäubender Lautstärke steigerte. Armenta saß in einem bequemen Ledersessel, angenehm warm zugedeckt mit einer Decke aus dicker Wolle, die seine Haushälterin María ihm gebracht hatte. Kummer zeichnete sein Gesicht, und in seinen Augen stand tiefe Trauer. So viele Dinge waren geschehen, seit dieses seltsame, faszinierende Buch in seine Hände gefallen war! „Das Buch des Juden Abraham!“ Sein Plan, Santiago zu beschützen, war katastrophal gescheitert!

Der Kanoniker von Toledo hatte sich an diesem Tag, wie an so vielen anderen, viele Stunden lang dem Studium und dem Verständnis dieses Werks gewidmet—so viele Stunden, wie es die Erfüllung seiner Pflichten im Dom zuließ. Seine Kenntnis des außergewöhnlichen Manuskripts machte langsame, unregelmäßige Fortschritte, aber immerhin Fortschritte, und das war es schließlich, was letzten Endes zählte. Manchmal erlitt er arge Rückschläge, wurde pessimistisch und ver-

spürte kurzzeitig den Wunsch, den arbeitsintensiven Weg abubrechen, den er eingeschlagen hatte. Aber das waren nur kurze Anflüge, die schnell wieder verschwanden. Trotz der Mühsal dieser Aufgabe gewann er seinen Mut stets zurück und machte sich mit noch größerem Eifer wieder an die Arbeit. Armenta war ein beharrlicher, mitunter sogar sturer Mann, und wenn er einmal angefangen hatte, an etwas zu arbeiten, gab er nicht so einfach wieder auf. Sogar in diesen letzten schweren Tagen hatte er das Gefühl gehabt, die langen Stunden, die er dem Studium des mysteriösen Buchs widmete, würden ihm letzten Endes helfen, die schweren Zeiten, die er in den vergangenen Monaten durchlebt hatte, zu überwinden. Die Arbeit an dem Buch war für ihn zu einer Art Zuflucht geworden und wirkte nach der Härte, mit der das Schicksal zugeschlagen hatte, wie Balsam auf seine Seele.

Zuerst der unerwartete Tod von Pedro de Aranda—ein beklagenswerter Unfall hatte das Leben des Apothekers von der Puerta Vieja de Bisagra beendet. Niemand konnte sich erklären, wie einem Mann mit seiner Erfahrung ein solcher Fehler hatte unterlaufen können. Wie viele Schnupfen hatte er schon geheilt mit diesem Sirup: einem Extrakt aus Minze, der besten Medizin gegen Erkältungen, die man kannte! Wie viele Male hatte er die Dosierungen für das Rezept dieser Arznei in seinem Leben schon abgemessen und gewogen!

Der Apotheker hatte sich zu San Ildefonso, beim Besuch der heiligen Messe, die abends zu Ehren des Schutzheiligen von Toledo gelesen wurde, erkältet. Es war ein kalter Abend gewesen, dieser 23. Januar, und die Kathedrale, ein eindrucksvolles Gebäude, das man zur höheren Ehre Gottes errichtet hatte, war ein unwirtlicher, wenig behaglicher Ort. Der Apotheker fühlte sich nicht wohl, und als er bei Einbruch der Dunkelheit nach Hause zurückkehrte, wies er seinen Gesellen Jerónimo de Monardes an, Wasser für einen Minzextrakt zum Kochen zu bringen. Er spürte Druck auf der Lunge und litt unter einem lästigen Husten, der sehr tief saß. Nachdem er die Dämpfe der eingekochten Minze inhaliert und so seine alten Lungen befreit hatte, aß er eine Hühnerbrühe, wie er es immer tat, und ein wenig Käse. Als er dieses genügsame Mahl eingenommen hatte, fühlte er sich ermattet und klagte über Muskelschmerzen und starkes Kopfweg. Doña Jerónima, die in fünfzig Jahren Ehe einiges gelernt hatte, war der Meinung, zu seiner Erkältung käme jetzt noch Fieber hinzu. Der Apotheker fühlte sich so schlecht, daß er sich von seiner Frau die Treppe hinauf ins Schlafzimmer helfen lassen mußte. Oben angekommen stellte seine Frau fest, daß er trotz der Kälte schwitzte—so sehr, daß ihm sein Hemd und die Leinenhosen tropfnaß am Leib klebten. Sie mußte ihm das Nachthemd anziehen und ihn mit Hilfe einer der Dienerinnen ins Bett legen. Sobald er sich niedergelegt hatte und liebevoll zugedeckt war, verlor er das Bewußtsein und begann zu delirieren. Er warf sich herum und redete wirr, merkwürdige Sätze ohne Sinn. Bei all dem wirkte er ängstlich, als würde man ihn verfolgen oder bedrohen.

Die Apotheke war bereits seit einiger Zeit geschlossen, und der Geselle und die Lehrjungen waren nach Hause gegangen. Pedro de Aranda weigerte sich, den Anweisungen der Innung zu folgen, die besagte, daß Lehrlinge und Gesellen im Haus ihrer Meister zu leben hatten. So mußte seine besorgte Frau eine Dienerin zu Doktor Conques schicken und ausrichten lassen, daß dieser schnell kommen und

nach ihrem Mann sehen solle. Doña Jerónima gefiel nicht, welche Entwicklung die Erkältung ihres Mannes genommen hatte.

Kurze Zeit später traf der jüdische Arzt im Haus seines Freundes ein. Sein fachmännischer Blick erkannte sofort, daß die Situation ernst war. Da der Zustand des Kranken es nicht gestattete, ihn zu befragen, konnte er nur diejenigen, die ihn pflegten, bitten, ihm zu sagen, was sie wußten:

„Er hatte sich also erkältet, sagt Ihr, Señora Doña Jerónima?“

„So ist es. Ein Husten, den er sich in der Messe für den Schutzheiligen geholt hatte, glaube ich.“

„Und Ihr sagt, er habe mit Minzextrakt inhaliert?“

„Ja. Er selbst bereitete ihn zu, als er vom Gottesdienst zurückkam,“ erklärte eine der Dienerinnen.

„Wo ist dieser Extrakt?“ fragte der Arzt.

Die Frauen sahen sich gegenseitig fragend an.

„Wollt Ihr, daß sie in der Apotheke nachsehen, ob...?“ fragte Doña Jerónima. Der Arzt wollte ihre Frage gerade bejahen, als ein durchdringender, von Angst gepeinigter Schrei aus dem Mund des Kranken ertönte und dieser sich von Krämpfen geschüttelt hin und her warf. Alle Anwesenden fuhren erschreckt zusammen. Salomón Conques legte eine Hand auf die Stirn des Patienten und stellte fest, daß er glühte. Das Fieber war sehr hoch. Wenn es ihnen nicht gelänge, es zu senken, würde er sterben. Er wies die Dienerinnen an, dem Apotheker in kaltem Wasser getränkte Stofftücher auf die Stirn zu legen, und bat die Frau des Kranken, ihn in die Apotheke zu begleiten. Er mußte eine Medizin zubereiten, und es galt, keine Zeit zu verlieren.

Als der Arzt den Raum betrat, in dem er sich so oft mit dem Apotheker und den anderen Freunden getroffen hatte, wechselte seine Gesichtsfarbe von einer Sekunde auf die andere. Er atmete mehrmals angestrengt durch die Nase ein und aus, als versuche er mit seinem Geruchssinn etwas zu finden. Die Luft war erfüllt von den Gerüchen, die für einen solchen Ort typisch waren, aber da war noch etwas anderes—etwas, das den Doktor in höchstem Maße alarmierte.

Ohne ein Wort zu sagen, ging er zu einer glasierten Schale im Talavera-Keramik-Stil, die auf einem Ladentisch der Apotheke stand. Sie war es, die den auffälligen Geruch verströmte, den er versucht hatte aus der Vielzahl der vermischten Gerüche zu identifizieren. Er nahm das Gefäß in die Hand und hob es an seine Nase. Dann wandte er sich an die Frau:

„Ist dies der Pfefferminzextrakt, den Euer Gatte inhaliert hat?“

Doña Jerónima zuckte zweifelnd mit den Achseln.

Salomón Conques richtete seine Augen auf die Frau des Apothekers und sagte ohne Umschweife:

„Wenn dies der Extrakt ist, mit dem er seine Erkältung behandelt hat, ist Euer Mann vergiftet.“

Als sie dies hörte, verzog Doña Jerónima das Gesicht, verdrehte die Augen und sank mit seltsam verrenkten Gliedern ohnmächtig auf die Esparto-Matten, die den Boden der Apotheke bedeckten. Der Arzt holte die Dienerin zu Hilfe, damit sie sich um die Ohnmächtige kümmerte und rannte mit großen Schritten hinauf ins Schlafzimmer, wo sein Freund mit dem Tode rang.

„Schnell, schnell, lauwarmes Wasser, um einen Einlauf vorzubereiten!“

Eine Dienerin rannte, um das Wasser zu bereiten, während er den Sterbenden, der von immer schlimmer werdenden Krämpfen geschüttelt wurde, bei der Hand faßte.

Noch bevor das Dienstmädchen mit dem Einlauf und der Bettpfanne, um die der Arzt gebeten hatte, zurückkam, war Pedro de Aranda schon tot. In Salomón Conques' Gesicht stand Trauer und das Gefühl unendlicher Ohnmacht. Er schloß seinem Freund die unnatürlich weit aufgerissenen Augen und bat um ein Leinentuch, das er ihm um das Gesicht wickelte und auf dem Scheitel zusammenknote, um ihm den Kiefer zuzuhalten. Er wollte nicht, daß sein Gesicht verzerrt bliebe. Mit kraftlosen Schritten ging er hinunter in die Apotheke, wo die beiden Dienerinnen sich bemühten, Doña Jerónima zu versorgen. Er vergewisserte sich, daß das Glas, in dem die Minze aufbewahrt wurde, tatsächlich Minze enthielt. Dann suchte er den Behälter für den Eisenhut, im Volksmund auch Wolfstöter genannt, ein blitzartig wirkendes Gift, das in minimaler Dosis zur Zubereitung einiger pharmazeutischer Mittel benutzt wurde. Auch der Eisenhut war an seinem Platz. Dennoch war es dieses gefährliche Gift, das bei der Zubereitung des Extrakts benutzt worden war und das den Apotheker getötet hatte.

Als der Geselle und die Lehrjungen befragt wurden, was sie über diese schreckliche Sache wußten, sagten alle übereinstimmend, daß es der Meister selbst gewesen war, der den tödlichen Extrakt mit eigenen Händen zubereitet hatte. Man fand nie heraus, ob Pedro de Aranda einen Fehler begangen hatte—bei einem Mann von seiner Erfahrung ausgesprochen unwahrscheinlich—oder ob jemand nachgeholfen hatte, dieses tragische Ende herbeizuführen.

Nur wenige Tage nach dem Ableben des Apothekers schlug der Tod unter denen, die sich an jenem Januar-Abend in der Apotheke der Puerta Vieja de Bisagra rund um das *Buch des Juden Abraham* versammelt hatten, ein weiteres Mal zu. Es war der Feiertag Mariä Lichtmess, der 2. Februar. Als an jenem Abend die Dunkelheit hereinbrach, begann die Frau des Amtsschreibers Santiago Díaz unruhig zu werden: Es war spät, längst schon finstere Nacht, und ihr Mann war noch nicht nach Hause gekommen. Santiago war ein Mann mit festen Gewohnheiten, von denen ihn nur außergewöhnliche Umstände abbringen konnten. Ihre anfängliche Unruhe verwandelte sich in ernsthafte Sorge, je später es wurde, ohne daß der Schreiber in sein Haus zurückkehrte. Es war bereits stockfinstere Nacht, als die Ehefrau schließlich in Begleitung ihrer Dienerin Elvira zum Laden an der abschüssigen Straße aufbrach, zum Arbeitsplatz ihres Mannes. Die beiden Frauen liefen eilig, eine hinter der anderen. Die Dienerin ging voraus. Sie trug eine Laterne in der Hand, deren Licht die Dunkelheit, die die Stadt bereits vollständig einhüllte, sanft durchdrang. Ihre Herrin folgte ihr mit festem Schritt. Eine schlimme Vorahnung peinigte ihr Herz und verursachte ihr Atemnot, die ständig schlimmer wurde. Nachdem die beiden Frauen die Plaza de Zocodover hinter sich gelassen hatten, die einige Menschen hastig überquerten, trafen die beiden Frauen unterwegs nur noch auf zwei Vermummte, die erstaunt die Straße freigaben, als sie zwei Frauen alleine durch das nächtliche Toledo laufen sahen.

Sie waren außer Atem, als sie im Laden ankamen. Irgendwo auf dem Weg hatte die Herrin ihrer Dienerin nervös die Laterne entrissen und die Führung übernommen, dann hatte sie ihre Schritte so sehr beschleunigt, daß die beiden Frauen

das letzte Stück eher gerannt als gegangen waren. Die Tür des Geschäfts stand offen, aber im Inneren sahen sie kein Licht brennen. Die düsteren Vorahnungen, die die Frau des Amtsschreibers plagten, wuchsen. Die offene Tür und die Dunkelheit im Inneren des Ladens konnten nichts Gutes bedeuten. Sie hob die Laterne über ihren Kopf, so hoch sie ihren Arm strecken konnte, um so den Lichtschein der schwachen Kerze zu vergrößern. Dann fragte sie mit hauchdünner Stimme:

„Santiago, Santiago, bist du da?“

Als Antwort kam nur ein düsteres Schweigen, einzig gebrochen vom entfernten Schrei einer Eule, die in perfekter Kadenz ihren nächtlichen Ruf ertönen ließ. Die beiden Frauen blieben wie erstarrt stehen, als sie die Schwelle des Ladens überschritten hatten. Ana Girón schwenkte vorsichtig die Laterne und suchte mit den Augen in der Dunkelheit, aber sie konnte im Inneren des Geschäfts nicht das Geringste erkennen. Wieder rief sie nach ihrem Mann, diesmal mit etwas kräftigerer Stimme, und wieder erhielt sie keine Antwort. Sie hielt die Laterne vor sich, um ihren Weg zu beleuchten, dann lief sie mit zögerlichen Schritten zwischen den Stapeln von Papieren, Schriftstücken und Büchern, die überall verstreut lagen, langsam vorwärts. Obwohl das spärliche Licht, das sie zur Verfügung hatte, nicht ausreichte, um alles zu erhellen, gab es keinen Zweifel, daß in dem Raum Chaos herrschte. Ein Schauer lief ihr den Rücken hinunter. Mehrere Male stolperte sie über Bücher und Papiere, die auf dem Fußboden lagen, und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Je weiter sie ins Innere des Ladens vordrang, desto schlimmer wurde die Verwüstung. Die Dienerin, die ihrer Señora zitternd vor Angst folgte, konnte nicht vermeiden, daß ihre Zähne klapperten—nicht gerade ein beruhigendes Geräusch inmitten der unheimlichen Stille. An einer Stelle versperrte ein umgefallenes Regal den beiden Frauen den Weg—eines der Wandregale, das die Akten und Schriftstücke enthielt, die sich in den langen Jahren der Arbeit angesammelt hatten.

Ana Girón versuchte vergeblich, die Laterne noch höher zu halten, damit der Lichtschein weiter in den Raum hineinreichte, auch wenn er dadurch weniger hell würde. Sie stellte fest, daß das Regal zwar von einer Wand zur anderen reichte, aber nicht so hoch war, daß es ein unüberwindliches Hindernis darstellte. Mit ihrer freien Hand raffte sie ihre Röcke und zog sie nach oben, dann kletterte sie vorsichtig über das umgestürzte Möbelstück, das bei seinem Fall an mehreren Stellen kaputtgegangen war, und über die Schriftstücke, die überall verstreut lagen. Als sie auf dem höchsten Punkt stand, hob sie von neuem das Licht, um die Finsternis des Raumes zu durchdringen. Ihre Augen fixierten ein schwarzes Bündel auf dem Boden. Ein Angstschrei entfuhr ihr, sie rannte stolpernd darauf zu. Voller Grauen erkannte sie, daß es sich bei dem Bündel um den leblosen Körper ihres Mannes handelte. Man hatte ihm die Kehle durchgeschnitten, genau wie dem Fremden, dessen Leiche er in der Kirche von Santo Tomé gesehen hatte.

Durchtrennte Muskeln und Venen ragten aus der entsetzlichen Wunde, die Hemdbrust des Toten war von Blut getränkt, und auch rund um seinen Körper hatte sich eine rote Lache gebildet—eine grauenerregende Szene, die der flackernde Schein der Kerzenflamme in der Laterne da enthüllte. Ana Girón warf sich über die Leiche ihres Mannes und stieß herzerreißende Schmerzensschreie aus, unter die sich das gellende Wehklagen der Dienerin mischte, als diese begriffen hatte, was geschehen war.

Die Täter wurden nie gefaßt. Der oberste Gerichtsdienner der Stadt hegte nicht den geringsten Zweifel daran, daß die Mörder des Schreibers etwas gesucht hatten, allerdings gelang es ihm nicht, herauszufinden, worum es sich dabei handelte. Raub schloß er als Motiv für die schreckliche Tat aus, die die Stadt erschütterte. Denn wenn auch niemand mit Sicherheit sagen konnte, ob die Mörder etwas mitgenommen hatten, so hatten sie doch dem Geld, das der Schreiber in einer Schreibtischschublade aufbewahrte, keine Aufmerksamkeit geschenkt: zwölf Dukaten, sieben Reales und achtzehn Maravedis—ein ordentliches Süm্মchen. Die Justiz zog nur den Schluß, daß es eine Verbindung zwischen dem Tod des Schreibers und dem des Fremden, den schwarz gekleidete Männer verfolgt hatten, geben mußte. Ein Fremder, der mit dem Mann gesprochen hatte, der ihm nun ins Grab folgte.

Alle Ermittlungen führten ins Leere. Santiago Díaz' Witwe sagte lediglich aus, daß ihr Gatte ihr in den Tagen vor seinem Tod geistesabwesend erschienen war und daß sie den Eindruck gehabt hatte, er fürchte sich vor irgendetwas. Als sie ihn jedoch gefragt habe, welche Sorgen ihn so sehr plagten, habe er nur gereizt gesagt, sie solle ihn in Ruhe lassen. Ana Girón erzählte niemandem ein Wort von dem Buch, das ihr verstorbener Gatte an einem Nachmittag kurz vor seinem Tod mit nach Hause gebracht hatte, obwohl sie überzeugt war, daß es der Schlüssel zu dieser ganzen Geschichte war, die für den Schreiber so schlimm geendet hatte. Das Buch war verschwunden, und sie wußte nichts über seinen Verbleib, aber sie unternahm auch keinen Versuch, es wiederzufinden. Sie wollte nichts weiter, als ein ruhiges Leben als Witwe führen—das Geld, das die Arbeit ihres Mannes ihr hinterlassen hatte, würde ihr zum Leben reichen. Sie betete jeden Tag für seine unsterbliche Seele, und sie würde für den Rest ihres Lebens genügend Gottesdienste besuchen, um sich und ihrem Mann die ewige Glückseligkeit zu sichern. Sie wußte, daß dieses geheimnisvolle Buch die Quelle ihres Unglücks war, und je weniger sie darüber wußte, desto besser.

In Toledo kursierten die unterschiedlichsten Gerüchte, aber in keinem davon tauchte auch nur im entferntesten ein merkwürdiges Buch auf—ein äußerst begehrtes Buch, das innerhalb weniger Wochen zwei gewaltsame Todesfälle in der kastilischen Hauptstadt verursacht hatte.

Auch Samuel Levi und Salomón Conques befanden sich nicht mehr in Toledo, wenn sie auch nicht gestorben waren. Im Laufe dieses turbulenten Jahres war eingetreten, was die Angehörigen ihres Volkes schon seit langem befürchtet hatten. Am 31. März wurde die Furcht, die die jüdischen Gegenden Kastiliens und Aragóns schon seit Jahren quälte, Wirklichkeit—wenn auch die tragische Neuigkeit Toledo erst neun Tage später, am Karfreitag 1492 erreichte. Ferdinand und Isabella, König und Königin von Kastilien und Aragón und seit kurzem auch von Granada, waren ein Königspaar, das wegen seines religiösen Eifers die „Katholischen Könige“ genannt wurde. Sie hatten in ihren Reichen die Heilige Inquisition etabliert, und sie veröffentlichten nun ein Dekret, das die Vertreibung aller Juden aus ihrem Reich anordnete, sofern diese nicht bereit seien, den abscheulichen Praktiken des Gesetzes Mose abzuschwören und sich mit dem heiligen Sakrament der Taufe zur einzigen und wahren Religion zu bekennen: der katholischen, apostolischen, romanischen.

Dieses Dekret lautete wie folgt:

*König Ferdinand und Königin Isabella, von Gottes Gnaden König und Königin von Kastilien, León, Aragón, ecetra. Ihr wisset wohl, daß man uns zuge-
tragen hat, daß es in unserem Reich schlechte Christen gibt, die den Juda-
ismus praktizieren und vom heiligen katholischen Glauben abfallen, der
Grundlage der Kommunikation zwischen Juden und Christen ist ... Wie uns
die Heilige Inquisition und viele weitere Personen, sowohl religiöse und kirchli-
che als auch weltliche, informiert haben, ist festzustellen, daß dem Christen-
tum durch den Kontakt, den es mit den Juden gegeben hat, schwerer Schaden
zugefügt wurde. Es ist bewiesen, daß die Juden auf jede ihnen mögliche Art
versuchen, unseren heiligen katholischen Glauben zu schädigen und zu unter-
graben, die frommen Christen von ihm abzubringen, von ihrem Glauben zu
trennen und sie durch ihren üblen Judenglauben und ihre Ansichten zu ver-
derben. Sie instruieren sie in ihren Zeremonien und in der Befolgung ihres Ge-
setzes, sie halten Versammlungen ab, in denen sie ihnen vorlesen und sie le-
hren, was sie laut ihrem Gesetz glauben und wertschätzen sollen. Sie wollen
die Christen und ihre Söhne beschneiden, sie geben ihnen Bücher, in denen
ihre Gebete geschrieben stehen, und sie erklären ihnen, wann sie fasten
müssen. Sie treffen sich mit ihnen, um zu lesen und um ihnen Geschichten
vorzutragen und ihnen bevorstehende Feiertage anzukündigen. Sie geben ih-
nen Anweisungen, wie sie diese zu begehen haben, und sie reichen ihnen ihr
ungesäuertes Brot und ihr Fleisch, das in Ritualen zubereitet wurde, sie brin-
gen ihnen bei, von welchen Dingen sie sich laut ihrem Gesetz fern zu halten
haben, sowohl, was die Nahrung betrifft, als auch in anderer Hinsicht, sie
überreden sie, das Gesetz Moses zu befolgen ... Die Folge all dessen ist die
schwere Schädigung und große Schande für unseren heiligen katholischen
Glauben ... Um diese große Schande abzuwenden, zu vermeiden, zu beenden,
um unseren Glauben und die christliche Religion zu verteidigen ... sind wir
nach dem Rat und nach der Meinung der Prälaten, Grandes und Cavalleros
unseres Königreichs sowie anderer weiser Personen unseres Rats, übereinge-
kommen, alle Juden und Jüdinnen, die in unserem Reich leben und wohnen,
gleich welchen Alters sie seien, aus unserem Königreich zu verweisen, sowohl
diejenigen, die hier geboren wurden, als auch die eingewanderten. Sie haben
unser Reich bis zum Ende des Monats Juli diesen Jahres zu verlassen, mit-
samt ihren Söhnen und Töchtern, ihren jüdischen Dienern und Dienstmädchen
wie auch ihren sonstigen Angestellten, jung wie alt, gleich welchen Alters...*

Zwischen jenem 9. April und dem letzten Tag im Juli war Toledo eine Stadt in Aufruhr—Wehklagen und Trauer einiger standen im Kontrast zur unverhohlenen Freude anderer. Darüber hinaus waren diese Wochen vom Abschluss zahlloser bedeutender Geschäfte geprägt. Alle, die fortgehen mußten, verkauften ihre Häuser, was zu einem skandalösen Preisverfall führte. Immerhin war ein Drittel der Stadtbewohner jüdischen Glaubens, und die Familien, die zum katholischen Glauben konvertierten, ließen sich an einer Hand abzählen. Die Vertriebenen mußten ihre Häuser und Wohnungen weit unter Wert verkaufen, hatten keine andere Wahl, als ihr Mobiliar und ihre sonstigen Besitztümer, die sie nicht in ihr Exil mitnehmen konnten, zu lächerlichen Preisen zu veräußern. Unzählige nutzten die

Gelegenheit, um auf Kosten der Unglücklichen, die bis zu einem bestimmten Datum das Land verlassen haben mußten, hohe Gewinne zu erzielen. Wer skrupellos genug war und über ein wenig Bargeld verfügte, konnte in jenen Monaten ein echtes Vermögen anhäufen.

Einige jener Unglücklichen versuchten vergeblich, den Wert ihrer Besitztümer zu verteidigen und widersetzten sich dem Verkauf zu Preisen, die sie als Hohn empfanden, bis zu den allerletzten Tagen, die das schreckliche Dekret ihnen als Frist eingeräumt hatte. Damit verschlimmerten sie ihre Lage noch, denn mit jedem Tag, der verstrich, wurde die Situation noch kritischer und die Preise sanken noch tiefer.

Ab Anfang Juni zogen aus Toledo Dutzende Familien unter Wehklagen aus der Stadt. Sie verließen Toledo durch die Puerta de Bisagra, die Puerta del Sol, durch die Puerta de San Martín oder durch die Puerta des los Doce Cantos, durch die Puerta de Adabaquín oder durch die Puerta des Los Alarcones, und sie boten einen zutiefst traurigen Anblick. Einige der Verbannten drehten sich noch einmal um, nachdem sie den Tajo überquert hatten, um einen letzten Blick auf die Silhouette der Stadt zu werfen, die ihre Heimat und das Zentrum ihres Lebens gewesen war. Andere zogen es vor, nicht mehr zurückzusehen. Das Gegenstück zum Leiden, zur Trauer und zum Schmerz dieser Menschen, die man ihrer Wurzeln beraubt hatte und die nun in ein ungewisses Schicksal aufbrachen, bildeten Grüppchen von Stadtbewohnern, die sich an strategisch günstigen Punkten auf der Stadtmauer postierten, um sich über die Szenen, die sich vor ihren Augen abspielten, zu amüsieren. Viele von ihnen kamen schon bei Tagesanbruch, ausgestattet mit Körben voller Speisen und Getränke, damit ihnen ja kein Detail des Dramas um die Unglücklichen entgehen würde, die gezwungen waren, ihre Heimat zu verlassen, um ihren Glauben beibehalten zu können. Nicht wenige trugen sogar noch zum Elend der Verbannten bei, indem sie ihnen Beleidigungen und Schmähungen hinterherriefen oder noch schlimmer, mit Schmutz, Steinen oder anderen Gegenständen warfen. Die Postierung von Soldaten verhinderte, daß diese aggressiven Übergriffe ausufernten. Viele Juden von Toledo beschlossen, ihre Stadt im Schutz der Nacht zu verlassen, um auf diese Weise dem Spott und dem Hohn derjenigen zu entgehen, die bis zu diesem Moment noch ihre Mitbürger gewesen waren.

Wenn man diese Szenen beobachtete, fiel es schwer zu glauben, daß diese Stadt mit ihrer ruhmreichen Vergangenheit vor langer Zeit einmal ein Beispiel für Toleranz und für das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Rassen, Religionen und Kulturen gewesen war. Wer sah, was sich in dieser Zeit tagtäglich hier abspielte, konnte der Tatsache nur mühsam Glauben schenken, daß Alfons X., der nicht der Katholische, sondern der Weise genannt wurde, hier, an der einstigen Basis der Toleranz, eine Schule für Übersetzer gegründet hatte, mit deren Hilfe das Wissen der Muselmanen und der Juden in Bereichen, in denen die christliche Welt unerfahren oder völlig unwissend war, in ganz Europa verbreitet werden konnte. Seither hatte Toledo sich zu einer Stadt entwickelt, in der die Intoleranz und die Einförmigkeit dominierten und in der jene, die sich von der durch die Mehrheit diktierten Norm abhoben, keinen Platz hatten.

Der 31. Juli wurde in der Kathedrale von Toledo mit einem feierlichen *Tedeum* gefeiert. Riesige Menschenmengen füllten das Kirchenschiff und die umliegenden Straßen, denn es war unmöglich, im Inneren noch einen Platz zu finden. Der Got-

tesdienst wurde gehalten, um dem Herrn dafür zu danken, daß er das Königreich ihrer katholischen Majestät und insbesondere die Stadt Toledo von der Plage befreit hatte, die über Jahrhunderte hinweg die Reinheit des Glaubens der wahren und heiligen katholischen Religion beschmutzt hatte.

Am Vorabend des 24. Juni, dem Tag Johannes des Täufers, schlossen sich zwei toledanische Ärzte mit ihren Familien einer jener infamen Karawanen der Verbannten an und verließen die Stadt. Sie waren sehr früh aufgebrochen und durchschritten die Puerta de Alcántara, noch bevor das Licht der Morgendämmerung die dunklen Schleier der Nacht durchbrochen hatte. Sie hatten für ihren Aufbruch diese Uhrzeit gewählt, weil der Spott und die Gewalt, die sie bereits erlebt hatten, schon schmerzlich genug für sie waren. Sie richteten ihre Schritte gen Süden, um in einem Hafen an der andalusischen Küste an Bord eines Schiffes zu gehen, das sie an irgendeinen Ort am Mittelmeer bringen würde—irgendeinen, der bereit wäre sie aufzunehmen.

An jenem regnerischen Abend im Herbst reflektierte der Kanoniker Armenta in Toledo voller Traurigkeit die Ereignisse, die ihn zu einem einsamen, melancholischen Wesen gemacht hatten, einem Wesen, das ganz und gar absorbiert war von der Suche nach den Schlüsseln zu dem Wissen, das die Seiten des Buchs in seinen Händen enthielten, damit er dieses richtig interpretieren könnte.

Kapitel 6

Der Antiquar von der Plaza de las Descalzas wartete nervös auf den angekündigten Anruf. Seine Nase sagte ihm, daß das Geschäft, um das es hier ging, möglicherweise einen außergewöhnlich hohen Gewinn abwerfen würde. Er arbeitete schon seit so vielen Jahren in dieser Branche, daß er wußte, wann wirklich Geld in einer Sache steckte. Andererseits konnten die Dinge in dieser seltsamen Welt der Bibliophilen mitunter unerklärliche Wendungen nehmen, so daß man jeden Augenblick mit Überraschungen rechnen mußte. Er würde nie vergessen, was für einen riesigen Reifall er in den Siebzigern erlitten hatte. Damals war es ihm gelungen, in Prag eine Gutenberg-Bibel zu ergattern. Er war hohe Risiken eingegangen und hatte so ziemlich das gesamte Vermögen, das er im Laufe seines arbeitsreichen Lebens zusammengetragen hatte, aufs Spiel gesetzt—132.000 Euro in amerikanischen Dollarnoten, größtenteils verdient durch ziemlich unorthodoxe Methoden—weil er dachte, es handele sich um ein gutes und sicheres Geschäft. Doch dann wollte der Kunde, für den er so viele Umstände und sogar Gefahren auf sich genommen hatte, die Bibel nicht kaufen, weil der Druck nicht ganz so sauber war, wie er erwartet hatte, der Einband am Buchrücken leichte Beschädigungen aufwies und einige Seiten im oberen Bereich Stockflecken hatten. Was hatte er denn gedacht, wie ein Buch aussähe, das mehr als fünfhundert Jahre alt war!

Aber jetzt besaß er die Sicherheit, sich an einen vertrauenswürdigen Kunden gewandt zu haben—eben jenen Don Germán Arana, der ihn damals aus dem schrecklichen Schlamassel mit der Gutenberg-Bibel gerettet hatte.

Don Germán war ein Mann, auf dessen Wort Verlaß war, und er hatte gesagt, er würde um 18:00 Uhr anrufen, um einen Termin zu vereinbaren, bei dem er sich

das wundersame Buch, das ihm der Antiquar angekündigt hatte, ansehen konnte. Dieses Werk war durch eine wundervolle Fügung des Schicksals in seinen Besitz gekommen—in den Besitz von Manuel Ruiz, dem Antiquar von der Plaza de las Descalzas in Madrid. Ruiz hob den Blick, um auf seine antike Wanduhr zu sehen. Er hatte sie von seinem Großvater geerbt: ein Uhrkasten aus Nußholz und ein weißes, im Laufe der Jahre vergilbtes Ziffernblatt, mit römischen Ziffern und filigranen Zeigern, die schon seit jeher das Verstreichen der Arbeitszeit in dieser Buchhandlung anzeigten. Die Uhr zeigte drei Minuten vor 18:00 Uhr—gleich würde der ersehnte Anruf von Don Germán kommen, doch die verbleibenden drei Minuten würden ihm endlos erscheinen. Dann wanderten seine Gedanken zu jenem Montag vor genau einer Woche, an dem das Buch in seine Hände gelangt war. Es war der 13. März, der Feiertag des Märtyrers San Rodrigo, und er würde diesen Tag nicht vergessen, solange er lebte.

Ein junger Mann, der sich nicht vorher angemeldet hatte, war in sein Geschäft gekommen. Ruiz sah ihn durch die Tür, die er aus Sicherheitsgründen stets verschlossen hielt, und war schon kurz davor, ihm nicht zu öffnen. Der Fremde sah aus wie ein Student, und, so vermutete Ruiz, er suchte wahrscheinlich für seine Vorlesungen ein Lehrbuch aus zweiter Hand. In einer Hinsicht täuschte ihn sein erfahreneres Auge nicht: Der junge Mann war tatsächlich Student, Fachbereich Architektur. Aber nicht der Wunsch, etwas zu kaufen, hatte ihn in sein Antiquariat geführt—er kam, um zu verkaufen. Er legte eine abgewetzte Aktentasche aus schwarzem Leder auf den Ladentisch und holte ein ungewöhnlich eingebundenes Buch heraus. In den vielen Jahren, die er in diesem Geschäft war, hatte Ruiz schon so ziemlich jede Art von Bucheinband gesehen, aber keiner hatte dem, was der junge Mann ihm jetzt vorlegte, auch nur im Entferntesten geglichen. Sein Interesse wuchs weiter, als er das Exemplar durchblätterte. Oberfläche und Struktur des Papiers waren außergewöhnlich, und für sein Alter—bei dem Buch handelte es sich um ein Illuminaten-Manuskript—war es so ungewöhnlich gut erhalten, daß der Experte kurz an eine Fälschung dachte. Doch bereits eine oberflächliche Untersuchung widerlegte diesen Gedanken: Das Buch war authentisch. Er versuchte seine wachsende Aufregung so gut wie möglich zu verbergen—nach den vielen Jahren als Antiquar war er auch Experte darin, sich zu verstellen—und hielt die Betrachtung dieses einzigartigen Werks, das das Schicksal ihm vor die Nase gesetzt hatte, möglichst kurz, damit sein enormes Interesse, das er nur mit großer Mühe unterdrücken konnte, nicht allzu offensichtlich würde. Mit gespielter Teilnahmslosigkeit klappte er das Buch zu, sah den jungen Mann, der vor ihm stand, an und hob fragend die Achseln.

„Ich wollte... ich wollte wissen, wie viel dieses Buch wohl wert sein könnte,“ begann der Student zögernd. „Weil... weil es sich doch um ein antikes Werk handelt, nicht wahr?“

Ruiz ließ seinen Blick mehrmals zwischen dem Buch und den Augen seines Gesprächspartners hin- und herwandern.

„Ja, es sieht alt aus, allerdings sind die Seiten zu neu... Es ist... es ist in lateinischer Sprache geschrieben, und das nimmt ihm Wert. Es muß sich um ein religiöses Werk handeln, und von denen gibt es mehr, als man denkt,“ sagte er und unterstrich seine Worte mit einer bedeutungsvollen Geste.

Der Junge sah ihn fest an, sein Blick war voller Argwohn. Der Buchhändler erkannte, daß er mit seiner negativen Beurteilung etwas übertrieben und damit vielleicht das Mißtrauen des jungen Mannes erregt hatte. Er beschloß, sich zu korrigieren.

„Allerdings ist der Einband des Buches sehr außergewöhnlich—das wiederum erhöht seinen Wert. Ich habe noch nicht viele dieser Art gesehen.“

Der Buchhändler war klug genug, daraufhin erst einmal zu schweigen und darauf zu warten, daß sein Gesprächspartner die Initiative ergriff. Als das Schweigen gerade begann, ungemütlich zu werden, geschah das Wunder. In der Tür des Antiquariats zeichnete sich die korpulente Silhouette von Gorka Uribe ab, Koch des nebenan gelegenen Restaurants *La Marmita Bilbaína—Der Kochtopf von Bilbao*—und guter Kunde der Buchhandlung, denn Uribe war ein ausgesprochener Bücherhändler. Der Koch drückte die Türklingel, und der Buchhändler öffnete ihm mit dem Schalter unter dem Ladentisch. Die massige Figur Uribes füllte den Raum, und seine mitteilende Fröhlichkeit brach die Stille, die in der Buchhandlung geherrscht hatte.

Den jungen Studenten schien die Gegenwart dieses lautstarken Mannes, der aussah wie ein Experte und der sein Buch einen Moment lang geringschätzig angesehen hatte, zu verwirren. Mit hauchdünner, kaum hörbarer Stimme fragte der Junge so vorsichtig, als habe er Angst, jemanden zu kränken:

„Wie viel ist dieses Buch wohl wert?“

„Das hier! Wenn du genug bekommst, um einmal gut zu essen und hinterher zu vögeln, hast du Glück!“ urteilte der baskische Gastwirt und blickte das Buch abwertend an.

Der Architekturstudent gewann seine Fassung wieder und sah dem aufdringlichen Koloß fest in die Augen.

„Señor, ich habe nicht Sie gefragt. Ich habe den Eindruck, Sie mischen sich in Dinge ein, die Sie nichts angehen!“

Uribe hob beschwichtigend die Arme, die Handflächen entschuldigend nach vorne gewandt.

„Tut mir Leid, Junge, ich wollte dich nicht kränken! Es war nur eine Bemerkung!“

Der Buchhändler begriff, daß das Auftauchen des extrovertierten Basken ein Geschenk des Schicksals war und beschloß, dies sei der richtige Moment, um sich einzuschalten—eine andere Gelegenheit würde es wahrscheinlich nicht geben.

„Hör nicht auf den Herrn. Er ist Experte auf diesem Gebiet, und er weiß, wie viele Bücher mit Gebeten es gibt—und dieses scheint eins zu sein. Aus diesem Grund ist es kein sehr außergewöhnliches Werk. Aber er hat weder den Einband berücksichtigt noch den besonders guten Zustand des Buchs, und beides steigert den Preis. Hast du Interesse, das Buch zu verkaufen, oder willst du dich nur über seinen Wert informieren?“

Ruiz sprach mit ruhiger, ja beruhigender Stimme. Er wußte, daß das Geschäft von der Antwort auf diese Frage abhängen würde. Der Eigentümer des Buchs schien gründlich über seine Antwort nachzudenken. Als er dann sprach, war dem Buchhändler alles klar.

„Nun, sehen Sie, das hängt vom Preis ab.“

„Na ja, Vertrauen gegen Vertrauen, Junge: Die Summe richtet sich zum Teil nach der Herkunft des Buchs. Wenn du Dokumente besitzt, aus denen du als Eigentümer hervorgehst“—er wußte, daß das praktisch unmöglich war—„kann ich etwas mehr bezahlen. Aber wenn es ein zufälliger Fund ist, ganz gleich, ob es sich dabei um eine Antiquität handelt oder nicht, ändert das die Lage. Auf Auktionen zum Beispiel, wo man die höchsten Preise erzielt, fordert das Bibliotheksamt genaue Angaben, und die von der Nationalbibliothek haben ebenfalls das Recht, sich einzumischen—alle werden ihre Nasen hineinstecken wollen. Nicht weil das Buch für sie interessant wäre, sondern weil es ein antikes Werk ist. Aus Kompetenzgründen wollen alle dafür zuständig sein. Bürokraten eben!“

Touché, dachte er, als er dem Besitzer des Buchs in die Augen sah. Wenn der junge Mann eins nicht wollte, dessen war er sich ganz sicher, so waren es Komplikationen. Sein fachmännisches Urteil sagte ihm, daß das gute Stück in Reichweite war, wenn er sich nicht zu knauserig zeigte.

„Wie viel können Sie mir denn anbieten, ohne zu einer Versteigerung zu gehen,“ ertönte schwach und zittrig die Stimme von Eduardo Pareja—so lautete der Name des Architekturstudenten.

Der Buchhändler strich sich über das Kinn und setzte ein Gesicht auf, als versuche er den Wert des Buchs abzuschätzen. Er ließ einige Sekunden verstreichen.

„Hmmm! Wenn du ein paar Wochen wartest, oder vielleicht zwei oder drei Monate, kann ich für dich einen Kunden finden, der an dieser Art Büchern interessiert ist. Ich würde versuchen, den bestmöglichen Preis herauszukitzeln und dir eine Kommission von fünfundzwanzig Prozent berechnen. Aber wenn du einen Barverkauf willst, jetzt gleich...“—er tat so, als rechne er die Summe aus—„kann ich dir vielleicht bis zu 450 Euro bezahlen. Dafür müßtest du mir das Buch allerdings bis morgen hier lassen, damit ich es mir in Ruhe ansehen kann. Du weißt schon... Nicht, daß ich dir mißtraue, aber es sind so viele Fälschungen im Umlauf, daß ich ganz sicher gehen muß.“

Der Architekturstudent reagierte nicht sofort auf das Angebot, das man ihm gemacht hatte. Er schien nachzudenken. Dann überraschte er den Buchhändler plötzlich damit, daß er energisch seine Forderung formulierte.

„450 Euro ist sehr wenig für ein Buch, das so alt ist wie dieses hier. Ich weiß nicht, aus welcher Epoche es stammt, aber ich weiß, daß es alt ist und daß es keine Fälschung ist. Das kann ich Ihnen garantieren! Wenn Sie das Angebot verdoppeln, auf 900 Euro, so viel, wie ich brauche, um ins Alvar-Aalto-Zentrum in Finnland zu reisen, gehört das Buch Ihnen, und Sie und ich haben uns nie gesehen.“

„Aber wenn Sie mir diesen Preis nicht zahlen wollen, kommen wir nicht ins Geschäft.“ Er machte eine Geste, als wolle er das Buch an sich nehmen und in die abgenutzte Ledermappe stecken, in der er es hergebracht hatte.

„Langsam, Junge, langsam. Bevor ich auf deinen Vorschlag eingehe, muß ich etwas sehr Wichtiges wissen: Ist das Buch gestohlen?“

Eduardo Parejas Augen blitzten den Buchhändler zornig an.

„Für wen halten Sie mich? Wer gibt Ihnen das Recht, meine Ehrenhaftigkeit in Frage zu stellen. Sie sind... Sie sind...!“ Er suchte nach dem passenden Wort, aber der Jähzorn, der ihn gepackt hatte, ließ es ihn nicht finden.

Und wieder war das Einschreiten von Gorka Uribe schicksalsentscheidend, wie zuvor schon seine Ankunft.

„Hey, hey,“ seine Stimme war warm und sanft, sie schien unmöglich aus diesem riesigen Körper kommen zu können, der normalerweise am Herd hantierte. „Reg dich nicht auf, Junge! Don Manuels Frage ist verständlich, auch wenn er sie unpassend formuliert hat. Du wirst verstehen, daß er keine Probleme bekommen will, wenn er dir das Buch abkauft. Sag doch mal, wie bist du an das Buch gekommen?“

Pareja zögerte, die Frage zu beantworten. Das hier war nicht so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte, als sein Vater ihm dieses verdammte Buch am Abend zuvor gegeben hatte. Der hatte es auf der Baustelle, auf der er arbeitete, gefunden. Schließlich sagte er: „Also gut, es stammt von einem Abriß. Ich weiß nicht, was es wert ist, aber was Sie dafür bekommen, gehört Ihnen.“ Dann entschloß er sich, einen Schlußpunkt hinter die Situation zu setzen, die ihn so viele Nerven kostete:

„Hören Sie zu, das Buch ist nicht gestohlen, wenn Sie das beruhigt. Es ist bei einem Abriß auf einer Baustelle in Toledo aufgetaucht, es lag in einem alten Haus. Mehr weiß ich nicht, und es interessiert mich auch nicht. Wenn sie mir die Summe geben, die ich verlangt habe, kommen wir ins Geschäft, wenn nicht, gehe ich in eine andere Buchhandlung, vielleicht bekomme ich da mehr.“

Der Buchhändler gewann augenblicklich wieder die Kontrolle über die Situation.

„Entschuldige meine Frage, das war unhöflich... aber hast du das Buch schon einer anderen Buchhandlung angeboten, bevor du hierher gekommen bist?“

Die Antwort war ein Kopfschütteln.

„Gut. Mein Benehmen tut mir leid, deshalb werde ich dir geben, was du verlangst. Ich weiß nicht, ob ich dabei ein gutes Geschäft mache, aber so läuft das eben: Manchmal gewinnt man, manchmal verliert man.“

Manuel Ruiz holte sein Scheckbuch und einen wertvollen Füllfederhalter—ein rares, fast museumsreifes Prachtstück, schwarz lackiert und mit Kolben. Er war gerade im Begriff, den Scheck auszustellen, als Parejas Stimme ihn unterbrach.

„Entschuldigen sie, Señor, aber ich will keinen Scheck. Ich brauche Bargeld. Ansonsten kommen wir nicht ins Geschäft.“

Jetzt war es der Buchhändler, der dem jungen Studenten einen erbosten Blick zuwarf. Der baskische Koch sah, daß die Situation wieder hochzukochen drohte, und versuchte, sie unter Kontrolle zu bringen—auf die bestmögliche Art.

„Kein Problem,“ sagte er, steckte die Hand in die Hosentasche und zog eine Rolle aus rötlich-braunen Fünfzig-Euro-Scheinen hervor. Sie hatte einen Durchmesser von mindestens zwei Zentimetern und wurde in der Mitte von einem fingerdicken, grünen Gummiband zusammengehalten. Dann zählte er achtzehn Scheine ab, was den Umfang der Rolle kaum beeinträchtigte. „Das wär’s! Schüttelt euch die Hände! Du,“ er sah den Buchhändler an, „suchst einen Käufer, und du,“ jetzt sah er den Studenten an, „fährst nach Finnland, wie du gesagt hast!“

Der Antiquar von der Plaza de las Descalzas blickte auf seine Wanduhr aus dem 19. Jahrhundert und machte ein besorgtes Gesicht. Es war 18:10 Uhr—die Minuten waren geflogen, während er seinen Gedanken nachgehungen hatte—und das Telefon hatte nicht geklingelt. Er war so in die Erinnerungen an den Mor-

gen, an dem er das Buch bekommen hatte, versunken gewesen, daß die Zeit ver-
ronnen war, ohne daß er es bemerkt hatte. Er stand auf und begann nervös auf
und ab zu laufen. Wenige Minuten später ertönte das schrille Klingeln des Tele-
fons—ein alter, schwarzer Apparat mit Wählscheibe. Die Telefonfirma hatte zuge-
stimmt, daß er es weiterhin benutzen durfte, obwohl die technologischen Verände-
rungen und die Imagepolitik der Firma längst andere Modelle erforderten, die der
modernen Technologie in diesem Sektor besser gerecht wurden. Dabei hatte ihm
die Bücherliebe eines ehemaligen Bürgermeisters von Madrid sehr geholfen—
dieser hatte sich dafür eingesetzt, daß diese heiligen Räume der Bibliophilen ihren
diskreten Charme des Antiquierten bewahren durften.

Er sprang förmlich auf das Telefon zu, kaum daß es zum zweiten Mal zu klin-
geln begonnen hatte.

„Manuel Ruiz, guten Abend.“

„Ruiz, entschuldigen Sie die Verspätung, aber ich stecke in Cibeles im Stau
fest,“ ertönte undeutlich und von Interferenzen überlagert die Stimme Germán
Aranas. „Ich wollte Sie eigentlich von meinem Büro aus anrufen, aber ich weiß
nicht, wann ich dort ankomme, also habe ich beschlossen, dieses teuflische Gerät
zu benutzen, mit dem ich aus irgendeinem Grund bisher überhaupt kein Netz hat-
te.“

„Kein Problem, Don Germán.“ Es gelang dem Antiquar, seine Stimme ruhig
klingen zu lassen, die schlechte Verbindung kam ihm zu diesem Zweck sehr ent-
gegen. „Das kann doch passieren. Machen Sie sich keine Gedanken.“

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Ruiz. Wenn es Ihnen recht ist, können wir
uns noch heute Abend treffen. Es ist jetzt viertel nach sechs—warum kommen Sie
nicht bei mir im Büro vorbei, wenn Sie um acht Uhr Ihren Laden schließen? Ich
erwarte Sie in meinem Büro in der Gran Via, Sie bringen das Buch mit, wir sehen
es uns an, und anschließend lade ich Sie zum Essen ein.“

Der Buchhändler nahm den Vorschlag an, ohne zu zögern.

„Das ist eine hervorragende Idee. Gegen viertel nach acht bin ich in Ihrem Bü-
ro... Hausnummer 17, nicht wahr?“

„Ja, ja, Nummer 17, im ersten Stock.“

Um 20:15 Uhr stand Manuel Ruiz, der Antiquar von der Plaza de las
Descalzas, vor der schweren, schmiedeeisernen Tür der Hausnummer 17 in der
Gran Via in Madrid und drückte an der Freisprechanlage den Klingelknopf für den
ersten Stock. Eine weibliche Stimme antwortete, und gleich darauf summte der
Türöffner. Da es nur wenige Stufen waren, beschloß er, daß es nicht lohnte, den
Fahrstuhl zu benutzen. Oben erwartete ihn die Sekretärin—vor einer polierten
und gewachsten Tür aus massiver Eiche, die zu den weitläufigen Büros der GER-
MÁN ARANA AG führte, einer der wichtigsten Baufirmen der spanischen Haupt-
stadt. Neben der Sekretärin stand der uniformierte Pförtner des Gebäudes, der
sich in diesem Augenblick mit einem kleinen Päckchen in der Hand verabschiede-
te. Der Buchhändler hörte gerade noch die letzten Worte der Sekretärin.

„...nicht länger als fünf Minuten, hat der Bote gesagt.“

„Machen Sie sich keine Gedanken, Señorita Marta.“ Als er dem Buchhändler
entgegenkam, grüßte er ihn mit einem leichten Kopfnicken.

„Kommen Sie herein, Señor Ruiz, Don Germán wird sofort bei Ihnen sein. Folgen Sie mir bitte.“

Señorita Marta war eine bildschöne Frau. Sie befand sich in der Blüte des Lebens, eine reife Frau von wahrscheinlich fünfunddreißig Jahren. Unter ihrer Kleidung zeichneten sich diskret ihre üppigen, runden Formen ab; ihr schwarzer, eng geschnittener Rock reichte ihr bis einige Zentimeter unterhalb der Knie, und sie trug eine weiße Seidenbluse, die leicht tailliert geschnitten war und so ihre vollen Brüste betonte. Während der Buchhändler ihr durch einen mit Teppich ausgelegten, dezent beleuchteten Korridor folgte, stellte er fest, daß diese Frau mit jeder Pore und mit jeder Bewegung ihres natürlichen, schwingenden Gangs Sinnlichkeit ausströmte. Ihre Haut war von einer sanften, goldenen Bräune. Ihre auffallend schönen Haare—kastanienbraun, mit mahagonifarbenen Reflexen—fielen geteilt durch einen Mittelscheitel zu beiden Seiten ihres Gesichts herunter, und die nach innen gebogenen Spitzen streiften leicht ihre Schultern. Sie führte Ruiz in einen kleinen Warteraum, sagte ihm, daß Don Germán ihn in Kürze empfangen würde und bot ihm etwas zu trinken an, was der Buchhändler höflich ablehnte.

Er mußte nicht lange warten—kaum fünf Minuten, die wie im Flug vergingen, weil der Anblick der schönen Marta ihn mit Energie erfüllt hatte. Was für eine Frau! Lustvolle, erregende Gedanken kamen ihm in den Sinn, er malte sich aus, wie es wohl wäre, mit dieser Schönheit das Bett zu teilen—sie in schwarzer Unterwäsche! Er hatte eine Schwäche für weibliche Dessous in Schwarz. Als die Sekretärin ihn aus seinen Träumereien holte, um ihm mitzuteilen, daß Don Germán ihn erwartete, fuhr er vor Schreck zusammen. Wieder folgte er ihr wie ein Schoßhündchen, und der Weg zu Aranas Büro erschien ihm viel zu kurz.

Dieses Büro hatte beträchtliche Ausmaße und zeugte ohne jede Aufdringlichkeit vom Geschmack seines Besitzers. Alles hier besaß den Schliff des Exquisiten—die edlen Hölzer, mit denen die Wände getäfelt waren, die stilvolle Einrichtung, sowohl was die Möbel als auch was die Accessoires betraf; die Erlesenheit der Teppiche, die selbst mit Schuhen spürbar war – seidiger Flor, elegante Muster und brillante Farben, und das, obwohl es sich um antike Stücke handelte. Zwei Deckenlampen und zwei Stehlampen, die geschickt im Raum verteilt waren, ergänzten das Tageslicht und sorgten für die perfekt abgestimmte Beleuchtung des Büros. Insgesamt verströmte der Raum eine warme, behagliche Atmosphäre. Ruiz hatte das Gefühl, hilflos in die Arme einer unwiderstehlichen magnetischen Kraft zu sinken. Alles hier wirkte harmonisch und ausgewogen, eine Kombination aus Macht und Eleganz, die nicht immer miteinander einhergehen. Die hier manifestierte Macht rührte vom Alten, Ererbten her, sie war seit Generationen in der Familie und äußerte sich in einer Erlesenheit, die sich nicht nachahmen läßt; in dem Wissen, daß man Geld, selbst wenn es in großen Mengen vorhanden ist, nicht um seiner selbst Willen präsentiert. Eine Eleganz, die nur die Zeit ermöglicht und die—wenn man von Fälschungen einmal absieht—nur im Laufe vieler Jahre entstehen kann.

Diese Eindrücke betörten den Buchhändler, doch es gab einen Wermutstropfen, eine unangenehme Überraschung. Offenbar war ihm seine Verärgerung deutlich anzusehen, denn Señor Arana, der sich erhoben hatte, um ihn überschwänglich zu begrüßen, fühlte sich verpflichtet, ihm die Anwesenheit eines großen ungelinkten Mannes mit karottenfarbenen, zu kurzen Borsten gestutzten Haaren zu erklären.

„Mein lieber Freund, ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, weil ich Ihnen nicht gesagt habe, daß Mister Andrews bei uns sein wird, Mister Edward Andrews.“

Er deutete in die Richtung, in der der ungepflegt wirkende Mann saß, der jetzt aufstand, um den Buchhändler mit Handschlag zu begrüßen.

Arana erklärte, daß es sich um seinen Neffen handelte, einen nordamerikanischen Professor, der an der Universität von Kalifornien in Los Angeles spanische Geschichte unterrichtete und seit mehr als zehn Jahren regelmäßig nach Spanien kam. Seine erste Reise hierher hatte er mit einem Stipendium der amerikanischen Regierung gemacht, um Nachforschungen für seine Doktorarbeit durchzuführen—eine Arbeit über das ländliche Leben zwischen den Flüssen Duero und Tajo zu Zeiten Phillips IV. Bei diesem ersten Aufenthalt hatte er im Sommer die Internationale Universität von Santander, Menéndez Pelayo, besucht und dort eine junge Wirtschaftsstudentin namens Beatriz Arana kennen gelernt. Beatriz war die Nichte Don Germáns, eine von drei Töchtern seines einzigen Bruders, der Jahre zuvor gemeinsam mit seiner Frau bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Doch Beatriz Arana war mehr als eine Nichte für Don Germán, sie war sein Augenstern, das Ein und Alles von Onkel Germán, der bereits zum Zeitpunkt des tragischen Unfalls, der seinen Bruder das Leben gekostet hatte, angekündigt hatte, daß er ledig bleiben würde, was sich im Laufe der Jahre auch bestätigt hatte. Germán Arana gefiel es überhaupt nicht, daß seine Lieblingsnichte Beatriz, als sie nach Abschluß ihres Studiums an der Magdalena nach Madrid zurückkehrte, verkündete, sie habe einen kalifornischen Historiker kennen gelernt und sich rettungslos in ihn verliebt. Noch weniger gefiel ihm, daß sie wenige Monate später kundtat, daß sie ihn heiraten würde, weil er seine Doktorarbeit in Spanien beendet hatte und nach Los Angeles zurückkehren würde. Doch es gelang Beatriz, alle Hindernisse zu überwinden, denn sie wußte genau, wie sie ihren Onkel Germán, der seit dem Tod ihres Vaters das Familienoberhaupt war, um den Finger wickeln konnte. Das zierliche, sommersprossige Mädchen überzeugte ihren Onkel, daß sie fortgehen und mehr als zehntausend Kilometer entfernt leben müsse. Sie versprach ihm, zweimal jährlich nach Spanien zu kommen: einmal in der ersten Junihälfte, um ihn, wie sie es seit Jahren tat, nach Ibiza zu begleiten, an den Strand der Bucht Tarida, wo sie ein wunderschönes, abgelegenes Chalet besaßen; und das zweite Mal zu Weihnachten, um die Feiertage mit der Familie zu verbringen. Don Germán seinerseits versprach Edward Andrews, daß er ihn töten würde, wenn er seine Nichte nicht glücklich mache. Doch die Ehe verlief bestens, und im Laufe der Jahre war der ungelenke, wenig attraktive Amerikaner zu einem geschätzten Familienmitglied geworden, das auch Don Germán ins Herz geschlossen hatte. Beatriz und Edward waren ein glückliches Paar, und ihre drei Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen, waren ebenfalls Don Germáns erklärte Lieblinge.

Edward Andrews war Experte für das „Siglo de Oro“, das Goldene Zeitalter Spaniens, und jedes Mal, wenn seine akademischen Verpflichtungen es ihm gestatteten, kam er nach Spanien, um sich in einem der wichtigen Archive des Landes zu vergraben und die Dokumente aus der Epoche zu studieren, auf die er sich spezialisiert hatte. Eine Persönlichkeit aus diesem Goldenen Zeitalter hatte es dem amerikanischen Wissenschaftler seit vielen Jahren ganz besonders angetan, und er hatte diesem Mann endlose Arbeitsstunden, zahlreiche Untersuchungen und meh-

rere Publikationen gewidmet: Don Gaspar de Guzmán, in den Geschichtsbüchern besser bekannt als Graf-Herzog de Olivares, der allmächtige Günstling Phillips IV. Im Rahmen seiner Forschungen war Andrews mehrfach nach Valladolid gereist, um sich in das Generalarchiv von Simancas zu vertiefen. Andere Male war Sevilla sein Ziel, wo er sich den Dokumenten des Generalarchivs von Indias widmete. Auch das Historische Nationalarchiv in der Calle de Serrano in Madrid, im gleichen Komplex, in dem sich das Forschungsministerium befand, suchte er häufig auf. Einmal hatte er sogar Gelegenheit gehabt, das Familienarchiv der Guzmáns einzusehen—normalerweise ein sehr schwieriges Unterfangen—und er hatte äußerst wertvolle Informationen zu den unterschiedlichsten Fragen über die andalusische Aristokratenfamilie gefunden. Hier hatte er bisher unveröffentlichte Aspekte der Geschichte des berühmten Königsgünstlings kennen gelernt wie auch neue Züge seiner umstrittenen Persönlichkeit.

„Mein lieber Señor Ruiz, Sie müssen entschuldigen,“ fuhr der Bauunternehmer fort, „daß ich die Anwesenheit von Edward unterschlagen habe, aber der Stau, die Hektik, die Nerven, alles in allem... dieses verdammte Leben, das wir uns ausgesucht haben. Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß er hier ist, und seine Anwesenheit ist kein Hindernis für die Angelegenheit, wegen der wir hier zusammengekommen sind... Für seine Diskretion lege ich persönlich die Hand ins Feuer. Aber dennoch, Don Manuel, wenn Sie nicht möchten...“

Ruiz fragte sich, ob all dies wohl eine Inszenierung war, um ihm eine Falle zu stellen, oder ob es sich einfach so ergeben hatte. Dennoch, wenn er ein gutes Geschäft machen wollte, durfte er einen Kunden wie Don Germán nicht verärgern, er hatte also keine andere Wahl, als die Situation so zu akzeptieren, wie sie war. Jegliche Bedenken, die er über die Anwesenheit des Neffen geäußert hätte, hätte Don Germán, der möglicherweise der wichtigste Kunde seines Lebens war, als Beleidigung aufgefaßt. Seit Tagen konnte Ruiz an nichts anderes denken, als daß er jetzt, im Alter von 64 Jahren, „das Geschäft“ machen würde, das Geschäft, von dem jeder Antiquar träumt. Wenn alles gut lief, könnte er sich zur Ruhe setzen und die zahllosen Träume, die er in mehr als vier Jahrzehnten Arbeit angesammelt hatte, in die Wirklichkeit umsetzen.

„Don Germán, von meiner Seite aus gibt es kein Problem. Da es sich um eine Person Ihres Vertrauens handelt und darüber hinaus um ein Mitglied Ihrer Familie, könnte das ja gar nicht anders sein. Das fehlte noch!“ Mit seinen letzten Worten versuchte er, seinen Worten Nachdruck zu verleihen, um seine mißbilligende Geste vom Anfang auszuradieren.

Es war nach 22:00 Uhr, als die drei Männer Germán Aranas Büro verließen. Der Antiquar von der Plaza de las Descalzas konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Sekretärin immer noch arbeitete, obwohl sonst auf der gesamten Etage absolute Stille herrschte. Sie war vielleicht etwas mehr als nur eine einfache Sekretärin. Seine Augen verschlangen ihre Brüste, deren Ansatz zu sehen war, weil der oberste Knopf ihrer Bluse offen stand. Señor Arana entging es nicht, wie der Buchhändler seine Sekretärin mit den Augen verschlang.

„Marta,“ sagte Don Germán in geschäftsmäßigem Tonfall, „tun Sie mir den Gefallen, rufen Sie im *Don Palayo* an, und reservieren Sie einen Tisch für drei Personen. Sagen Sie, wir sind sofort da.“

Vor der Tür des Bürogebäudes stand der Wagen des Bauunternehmers bereit, ein eleganter schwarzer Mercedes der neuesten Generation. Die drei Männer setzten sich auf den Rücksitz, und Don Germán erklärte dem Fahrer, wohin er sie bringen sollte.

In einem kleinen Nebenzimmer des Madrider Restaurants wurden die Einzelheiten des potenziellen Geschäfts verhandelt. Don Germán schien der Preis von 288.000 Euro nicht überhöht. Schließlich handelte es sich um ein ganz außergewöhnliches Buch, daran bestand nicht der geringste Zweifel. Der einzige Grund, warum er noch zögerte, war die Tatsache, daß es keinerlei Daten über Herkunft und Ursprung des Buchs gab. Wo war es bis zu diesem Zeitpunkt gewesen? Wie lange hatte es im Verborgenen gelegen? Wie war es jetzt zum Vorschein gekommen? Wo war es aufgetaucht? Wer war der vorherige Besitzer? Wie war es in die Hände des Antiquars gekommen? Warum verkaufte der Besitzer ein so schönes und seltenes Exemplar? Ein ganzer Berg von Fragen, und der Buchhändler beantwortete keine einzige. Er beschränkte sich darauf zu sagen, daß er nur auf Kommission arbeite und daß der Besitzer aus ganz bestimmten Gründen wünsche, anonym zu bleiben. Daß man ihm den Preis genannt hätte und er nicht befugt war, darüber zu verhandeln—er läge bei 288.000 Euro, zu bezahlen in Euro, amerikanischen Dollar oder Pfund Sterling. Und daß die Operation in aller Diskretion stattzufinden habe.

„Ich bedaure sehr, Don Germán, mehr Informationen kann ich Ihnen nicht geben. Ich sage Ihnen nur so viel: Wenn das Geschäft stattfindet, haben Sie einen hervorragenden Kauf gemacht.“

„Lieber Ruiz, wie ich sehe, ist es unmöglich, weitere Einzelheiten von Ihnen zu erfahren.“ Er hob resigniert die Schultern, als gebe er sich geschlagen. „Ich nehme an, sie haben nichts dagegen, daß Professor Andrews das Buch für zwei Tage an sich nimmt, um es zu untersuchen. Das ist kein Mißtrauen... Sie kennen mich ja... Es ist einfach nur, um seine Neugier zu befriedigen. Zur Beruhigung aller kann ich Ihnen ein Dokument unterzeichnen, in dem ich den von Ihnen genannten Preis für das Buch bestätige, bis der Kauf perfekt ist... Darüber hinaus werden Sie verstehen, daß ich 288.000 Euro in bar nicht von einem Augenblick auf den nächsten zur Verfügung habe, obwohl dies natürlich nicht die entscheidende Frage ist. Wenn Sie einen Teil der Summe schon morgen benötigen, wird meine Sekretärin sich gleich morgen früh darum kümmern und die Sache zu Ihrer vollsten Zufriedenheit erledigen.“ Seine letzten Worte waren von einem anzüglichen Grinsen begleitet.

Der Buchhändler erklärte sich lächelnd einverstanden. Er machte das Geschäft seines Lebens, und es stellte für ihn kein Problem dar, das Buch ein paar Tage lang in den Händen des kalifornischen Professors zu lassen, bis sie das Geschäft endgültig abschließen würden; Don Germán Arana war eine absolut zahlungskräftige Person und ein Ehrenmann. Ruiz glaubte zu träumen: ein gutes Essen, ein hervorragendes Geschäft und jetzt ein edler Tropfen, um diesen einzigartigen Tag abzuschließen. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück, als wäre er ein Sessel, und gab so zu verstehen, daß er alle Zeit der Welt habe. Und tatsächlich hatte er nicht die geringste Eile, er wollte diesen Höhepunkt seiner Karriere, den schönsten Moment seines Lebens als Buchhändler intensiv auskosten. Er zündete sich eine Havana von bemerkenswerten Ausmaßen an und genoß den Rauch der Zigarre wie

ein Kenner; nachdem er ihn feierlich wieder ausgeatmet hatte, fragte er Don Germán:

„Wie können wir das Dokument, von dem Sie gesprochen haben, vorbereiten, während wir den Kauf besiegeln?“

Statt einer Antwort drückte Señor Arana die Klingel, um den Kellner herbeizurufen—nach Sekunden schon stand er neben ihnen.

„Haben Sie gerufen?“ fragte er zuvorkommend.

Arana bat um ein Telefon, das prompt gebracht wurde. Er wählte eine Nummer, die er auswendig kannte.

„Marta? Wir erwarten Sie im Restaurant... Ja... Ja... Es ist im *Don Pelayo*... In der Tat... In der Tat... Lassen Sie sich nicht zu viel Zeit, wir erwarten Sie.“

Der Buchhändler versuchte, seine Verblüffung darüber zu verbergen, daß Don Germán seine Sekretärin noch um diese Uhrzeit anrief, aber es gelang ihm nicht. Insgeheim freute er sich, daß er sie wiedersehen würde. Aranas scharfem Auge entging nicht, welche Reaktion sein Anruf bei dem alten Buchhändler hervorgerufen hatte.

„Es scheint, mein lieber Ruiz, daß meine Sekretärin Sie tief beeindruckt hat,“ sagte er, und wieder trat dieses anzügliche Lächeln in sein Gesicht. Seine Worte erschreckten den Buchhändler, aber er reagierte so gut er konnte.

„Das ist richtig, Don Germán, Ihre Sekretärin ist eine außergewöhnliche Frau, das sage ich mit allem Respekt.“

Marta Ullá, die innerhalb weniger Minuten ins Restaurant gekommen war, verfaßte auf einem Laptop mit integriertem Drucker eine schriftliche Absichtserklärung über den Kauf des Buchs. Sie arbeitete sehr professionell, mit Sorgfalt und Präzision. Als sie fertig war, druckte sie zwei Exemplare aus, und die beiden Parteien unterschrieben. Sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, bat sie um Erlaubnis, gehen zu dürfen.

„Vielen Dank, Marta,“ sagte Arana. „Haben Sie Lust, etwas mit uns zu trinken?“

Die Sekretärin dankte Don Germán für die Einladung und bestellte einen Marie Brizard.

Die Unterhaltung, die folgte, war nicht sehr tief schürfend, reichte aber aus, daß beim Verlassen des Restaurants Arana und Andrews in die eine Richtung gingen und Marta Ullá und Manuel Ruiz in die andere. Die Sekretärin und der Buchhändler hatten beschlossen, gemeinsam noch auf ein letztes Glas zu gehen.

Kapitel 7

Nachdem Marta Ullá und Manuel Ruiz sich verabschiedet hatten, um noch gemeinsam etwas zu trinken, machten sich Don Germán Arana und der amerikanische Professor—Onkel und Nefte—auf den Weg zum Haus des Onkels in der Calle Jorge Juan, im Viertel Salamanca. Dort hatte der Historiker ein Zimmer, das mit allem ausgestattet war, was er brauchte, um arbeiten zu können, wenn er in Spanien war.

Das aus Buchhändler und Sekretärin bestehende Pärchen nahm sich nach einigen Drinks—es war doch mehr als einer geworden—ein Zimmer in einem diskre-

ten Hotel in einer Seitenstraße der Calle de Serrano. Ruiz stand im Begriff, all das in die Praxis umsetzen zu dürfen, was ihm durch den Kopf gegangen war, als er Marta Ullá gesehen hatte. Sobald sie alleine waren, ging sie ins Badezimmer, um nur wenige Augenblicke später wieder vor den verblüfften Augen ihres Begleiters zu erscheinen. Sie hatte alle ihre Kleider abgelegt, mit Ausnahme eines winzigen Tangaslips und eines Büstenhalters. Beides war schwarz und unterstrich die erotische Ausstrahlung ihres Körpers. Mit rhythmischen Schritten, jede Bewegung genau abmessend, näherte sie sich dem Buchhändler, der auf dem Rand des Bettes saß und nicht genau wußte, was er tun sollte. Das war auch gar nicht notwendig. Marta beugte sich zu ihm herunter und küßte ihn sanft auf die Lippen, während ihre wundervollen Brüste sich über den Büstenhalter wölbten, als wollten sie dem Käfig, in den man sie gesperrt hatte, entfliehen. Ruiz streckte schüchtern eine Hand aus, um eine der perfekten Rundungen zu berühren. Er konnte immer noch nicht glauben, was gerade geschah. Sie half ihm, indem sie mit einer geschickten Schulterbewegung den Träger löste, das Körbchen herunterzog und die Brust, die der Buchhändler zu lieblosen Versuchen hatte, befreite. Eine schöne, runde Brustwarze von dunkelrosa Farbe kam zum Vorschein.

Ruiz stand auf und entledigte sich mit ungeschickten, ruckartigen Bewegungen fast seiner gesamten Kleidung. Übrig blieben nur seine altmodischen, makellos weißen Unterhosen. Das Pärchen umarmte sich leidenschaftlich, und der Buchhändler vergrub sein Gesicht in den Brüsten der Sekretärin, die jetzt nur noch ihren Tanga trug. Die Umarmung endete im Bett, wo eine Serie erotischer Spiele begann, bei denen Marta Ullá die Regie führte. Der Buchhändler ließ sich genußvoll von ihr führen und geriet schon bald in ekstatische Verzückung. Wenn das Paradies existierte, so dachte er, dann mußte es in diesem Hotelzimmer sein. Er hatte eine Erektion von solchen Ausmaßen bekommen, daß er selbst überrascht war. Jede ihrer Bewegungen löste eine Woge der Lust in ihm aus, und als sie ihre Schenkel öffnete, damit er in sie eindringen konnte, dachte der Buchhändler, daß er für einen Moment wie diesen alles geben würde, um das er gebeten würde. Was auch immer es sein mochte.

In seinem Schlafzimmer angekommen setzte sich Professor Andrews, dem sein Onkel das Buch überlassen hatte, an den Schreibtisch und schaltete den Computer ein. Seit Don Germán ihm an diesem Abend erzählt hatte, daß es sich bei dem Buch, das er kaufen wollte, um ein altes, ungewöhnlich gebundenes Manuskript handelte, das unter dem Namen *Buch des Juden Abraham* bekannt war, hatten seine Gedanken nicht aufgehört, sich zu überschlagen. Der Titel kam ihm vage bekannt vor, aber er erinnerte sich nicht mehr woher. Er hatte schon irgendwo von diesem Buch gehört, wußte aber weder wo noch wann. Der Name „Abraham der Jude“ besaß für ihn eine Bedeutung, die er jedoch nicht zu konkretisieren wußte. Den ganzen Abend über hatte er sein Gedächtnis zermartert. Es hatte ihm während der langweiligen Verhandlungen im Büro Señor Aranas keine Minute Ruhe gelassen, und auch beim Essen hatte er weiter angestrengt nachgedacht—ohne Erfolg. Aus Diskretion hatte er dem Buchhändler keine Fragen stellen wollen. Als er in der Wohnung seines Onkels angekommen war, war er von dem Gedanken geradezu besessen: Wo hatte er diesen Namen schon gelesen oder gehört? Er hatte ihn irgendwo geschrieben gesehen oder gehört, daß jemand ihn

erwähnte. Eins von beiden mußte es sein. Vielleicht lag der Schlüssel in den Beziehungen zu den Portugiesen, die Graf-Herzog de Olivares aus finanziellen Gründen gepflegt hatte. Oder die Information, die er suchte, befand sich in irgendeinem Buch aus der Bibliothek des Graf-Herzogs—einem der größten Bücherliebhaber, den es im Spanien des 17. Jahrhunderts gegeben hatte.

Als der Computer hochgefahren war, gab er im Archiv *Juden* das Suchwort *Olivares* ein, erhielt aber kein Ergebnis. Hier gab es keinen Eintrag über Abraham den Juden. Auch das Suchwort *Bibliothek* brachte ihm nicht mehr Informationen. Er verwendete eine ganze Weile darauf, die Liste der Titel zu überfliegen, die eines Tages die Bibliothek zu Don Gaspar de Guzmán bilden würden. In dieser Liste fanden sich Bücher von außerordentlichem Wert, äußerst seltene Exemplare und einige der Titel waren sogar Unikate. Aber unter all diesen wundervollen Werken befand sich kein *Buch des Juden Abraham*. Er dachte kurz daran, daß der Titel eventuell nicht stimmte und daß er die gesuchten Informationen möglicherweise unter einem anderen Namen direkt vor Augen hatte. Doch diesen Gedanken ließ er gleich wieder fallen, denn was er suchte, war nicht einfach nur ein Wort. Er kannte eine ganze Geschichte, die mit diesem Namen zu tun hatte. Entmutigt sah er auf die Uhr. Es war 3:35 Uhr. Nach kurzer Rechnung stellte er fest, daß es in Los Angeles 17:35 Uhr war, wenn man den Zeitunterschied inklusive Sommerzeit abzog. Mit ein wenig Glück würde er in seinem Büro an der Universität noch seine Sekretärin Jennifer erreichen. Ihr Arbeitstag endete zwar eigentlich um 17:00 Uhr, doch sie blieb häufig ein wenig länger, weil noch Arbeit liegen geblieben war. Einen Versuch war es auf jeden Fall wert. Er griff zum Telefonhörer und wählte die Nummer seines Büros. In der nächtlichen Stille wirkte das Tuten des Telefons unnatürlich laut. Er zählte im Stillen mit... sechs, sieben... Gerade wollte er den Versuch für gescheitert erklären, als ein Knacken ihm verriet, daß jemand abgehoben hatte.

„Büro von Professor Andrews, mit wem spreche ich?“

„Jennifer! Gott sei Dank! Ich dachte, Sie seien schon gegangen! Ich bin es, Edward!“

„Oh, Doktor Andrews! Was für eine nette Überraschung! Wie geht es Ihnen?“

„Es geht mir hervorragend, Jennifer! Nur daß es hier in Spanien schon etwas spät ist, ich aber ganz dringend eine bestimmte Information brauche!“

„Um was geht es, Doktor Andrews?“ fragte die Sekretärin hilfsbereit.

„Suchen Sie bitte im Archiv *Olivares* unter dem Stichwort *Abraham der Jude*. Ich weiß nicht, ob dieser Eintrag existiert, aber ich werde nur aufhören, mir darüber den Kopf zu zerbrechen, wenn Sie nachsehen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie so spät noch belästige, aber es interessiert mich sehr, ob wir diese Information in der Datenbank haben. Es wird Sie nur ein paar Minuten kosten.“

Von der anderen Seite des Atlantiks ertönte die warme Stimme der Sekretärin.

„Sofern sie existiert, haben Sie die gewünschte Information in ein paar Minuten. Bleiben Sie dran, Doktor Andrews.“

Es vergingen keine fünf Minuten—genau genommen drei Minuten und achtzehn Sekunden, wie er der Flüssigquarzanzeige an seinem Telefon entnehmen konnte, doch sie waren dem kalifornischen Historiker deutlich länger erschienen—bis er die Stimme seiner Sekretärin wieder am anderen Ende der Leitung hörte. Schon beim ersten Wort wußte er, daß er ins Schwarze getroffen hatte.

„Bingo, Professor! Es gibt einen Eintrag unter dem Namen Abraham der Jude.“

„Wissen Sie, worauf er sich bezieht?“ fragte er erwartungsvoll.

„Da ich wußte, daß Sie mich das fragen würden, habe ich einen Teil des Textes kurz überflogen. Ich kenne die Einzelheiten nicht, aber der Name scheint mit einem Mann namens Don Jerónimo de Armenia in Zusammenhang zu stehen, und es scheint, daß... daß...“

„Was scheint es? Jennifer, um Himmels willen!“

Die ungeduldige Frage des Professors kreuzte sich in der Leitung mit den Worten seiner Tausende von Kilometern entfernten Sekretärin, und keiner von beiden verstand ein Wort. Der Kalifornier versuchte, sich zu beruhigen.

„Schon gut, Jennifer, schon gut. Sagen Sie mir bitte, was es zu sein scheint. Entschuldigen Sie meine Ungeduld.“

Es folgten einige Sekunden Schweigen. Am Ende hörte er die Stimme seiner Sekretärin.

„Professor, ich habe gelesen—vielleicht habe ich es in der Eile nicht richtig verstanden—daß dieser Don Jerónimo... er konnte... konnte offenbar Gold herstellen. Möchten Sie, daß ich es mir in Ruhe ansehe?“

„Nein danke, Jennifer, das ist nicht nötig. Schicken Sie mir die Datei bitte per E-Mail an meine Laptop-Adresse. Ich sehe sie mir jetzt gleich an! Vielen Dank für alles! Grüßen Sie Ihre Tochter von mir!“

Sobald er den Hörer aufgelegt hatte, machte er einen Freudensprung.

„Ich wußte es! Ich wußte es!“ Edward Andrews sprang herum wie ein Schüler der Oberstufe, der gerade seinen Abschluß gemacht hat—er frohlockte wie ein sechzehnjähriger Schüler. „Ich wußte, daß ich den Namen schon einmal gelesen hatte!“ Er schlug mit der Hand so fest auf den Computertisch, daß die Maus links von seinem Laptop in die Luft hüpfte.

Kurz darauf kündigte ihm ein Flackern auf dem Bildschirm an, daß er eine E-Mail erhalten hatte—die Informationen, die seine Sekretärin ihm vom anderen Ende des Erdballs geschickt hatte, waren angekommen. Er öffnete die Mail und las sie mit fieberhaftem Interesse. Der Text lautete wie folgt:

Abraham der Jude. Name des vermeintlichen Verfassers eines Manuskripttextes, dessen Datum sich nicht genau bestimmen läßt. Mit Sicherheit handelt es sich um ein außergewöhnliches Werk, in dem angeblich das gesamte alchimistische Wissen der Alten zusammengetragen wurde und das, so wird behauptet, die Herstellung des Projektionspulvers ermöglicht. Das „Buch des Juden Abraham“ soll eine Einführung und sieben Kapitel mit jeweils einundzwanzig Seiten enthalten. Es ist auch unter dem Namen „Messingbuch“ bekannt, weil einige Quellen darauf hindeuten, daß der Bucheinband aus Messing besteht; allerdings konnte dieser Punkt bisher von niemandem bestätigt werden...

Obwohl in seinem Zimmer zu dieser nächtlichen Stunde eine angenehm frische Temperatur herrschte, spürte Andrews eine stetig wachsende Hitze in sich aufsteigen, die von Minute zu Minute drückender wurde. Als er dann las, daß das Buch in Messing eingebunden sein sollte, quoll ihm der Schweiß aus allen Poren seines Körpers, bis er klatschnaß geschwitzt war und die Kleidung ihm am Körper klebte.

Er stand auf und stolperte zu seiner Aktenmappe, in der das Buch steckte. Während er seinen Puls in den Schläfen pulsieren spürte und ihm das Blut in den Kopf schoß, holte er es hastig hervor und sah sich den Einband genau an. Mit den Händen liebte er das Messing der Buchdeckel, als wolle er sich auf diese Weise überzeugen, daß seine Augen ihn nicht täuschten. Die Oberfläche des Buchs war kalt, sehr kalt. Er schloß die Augen und versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen, alle Gedanken aus ihm zu verbannen, aber es gelang ihm nicht. Mit einer abrupten Bewegung öffnete er das Buch und zählte nach. Eine Einführung, dann die Kapitel: eins, zwei, drei, vier... fünf... sechs... und sieben. Mehr gab es nicht. Nachdem er die korrekte Zahl der Kapitel bestätigt hatte, zählte er die Seiten nach: eins, zwei, drei, vier, zwölf, dreizehn, vierzehn... zwanzig und einundzwanzig Seiten in jedem Kapitel.

Vor Aufregung zitternd setzte er sich wieder vor seinen elektronischen Briefkasten und las weiter:

Die Herkunft des Buchs ist nicht dokumentiert. Wie es scheint, kam der Pariser Schreiber Nicolás Flamel, von dem man sagt, ihm sei die Verwandlung von Metallen gelungen und er habe Gold in großen Mengen produziert, in den Besitz des Buchs und war in der Lage, es richtig zu interpretieren—daher rührten die wundersamen Fähigkeiten, die man ihm zuschreibt. Das Buch verwandelte sich in das begehrteste aller Objekte und weckte die Habgier von Prinzen, Königen und mächtigen Geheimorganisationen, die es um jeden Preis besitzen wollten und vor keinem Mittel und keiner Methode zurückschreckten, um es zu bekommen. Eine unbestätigte Quelle lokalisiert das Buch gegen Ende des 15. Jahrhunderts in der spanischen Stadt Toledo, seither gibt es keinerlei Dokumentation mehr über seine Existenz. Die betreffende Urkunde dokumentiert einen Gerichtsprozeß, der im Jahre 1624 gegen einen gewissen Don Jerónimo de Armenta, Bürger der spanischen Stadt Córdoba, geführt wurde und bestätigt, daß dieser in der Lage war, Gold zu produzieren. Die in Sevilla protokollierte Notariatsakte zu diesem Prozeß wird heute im Historischen Nationalarchiv von Madrid aufbewahrt. In ihr ist verzeichnet, wie besagter Don Jerónimo in Gegenwart mehrerer Personen Gold produzierte—darunter ihre Majestät Königin Isabella sowie Graf-Herzog de Olivares Don Gaspar de Guzmán, der Erzbischof von Sevilla, ein renommierter Theologe und der erste Protonotar des Königreichs Don Jerónimo de Villanueva, Protokollant des Geschehenen.

Nachdem er die Mail zu Ende gelesen hatte, gab er den Befehl zum Drucken ein; erst als er den Ausdruck in den Händen hielt, bemerkte er, wie stark er zitterte. Er war völlig überwältigt von der Entdeckung, die er gerade gemacht hatte. Um sich zu beruhigen, ging er ins Badezimmer und ließ sich Wasser über die Handgelenke laufen, dann hielt er den Kopf unter den Wasserhahn und ließ das kalte Wasser darüber strömen. So blieb er eine ganze Weile stehen, bis er das Gefühl hatte, ein wenig ruhiger geworden zu sein. Er trocknete sich ab und setzte sich mit dem Buch in der Hand in einen bequemen, mit Leder bezogenen Ohrensessel. Jetzt hatte sich seine Aufregung so weit gelegt, daß er es sich in Ruhe ansehen konnte. Wieder betastete er das Messing des Einbands, dann durchblätterte er immer wie-

der aufs Neue die Seiten des Buchs, die sich anföhlten wie feines Pergament, es aber nicht waren. Mehrere Male las er die Einföhrung, ohne ein Wort dessen, was hier geschrieben stand, zu verstehen. Auch den Inhalt der sieben Kapitel verstand er nicht, denn seine Lateinkenntnisse waren nur sehr rudimentär. Er konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf die Zeichnungen, mit denen das Werk illustriert war. Es waren sieben, und sie schienen hermetischen Charakters zu sein. Eine von ihnen zeigte eine gekreuzigte Schlange. Auf einer anderen war eine Wöste zu sehen, in ihrer Mitte sprudelten mehrere Quellen, aus denen zahlreiche Schlangen hervorkamen und in alle Richtungen krochen. Ein anderes Bild zeigte zwei Schlangen, die miteinander kämpften, auf wieder einem anderen standen sich zwei Drachen am Fuöe eines Berges gegenöber, auf dessen Gipfel ein Rosenstock wuchs. Einige Seiten waren mit Randnotizen in lateinischer Sprache versehen. Das muöten, so vermutete er, Kommentare oder Erläuterungen eines fröheren Besitzers dieses Schatzes gewesen sein. Ganz hinten stand ein handgeschriebener Text, offenbar vom selben Verfasser, von dem die Randnotizen stammten. Es war die gleiche Schrift, der Inhalt war jedoch ein Kauderwelsch ohne Sinn. Vielleicht handelte es sich um eine verschlüsselte Geheimnachricht. Es muöte etwas sehr Wichtiges sein, wenn jemand—wer auch immer es gewesen war—es in dieser Form niedergeschrieben hatte. Das Einzige, das er verstand—neben einzelnen Wörtern, dessen Bedeutung er kannte—war die Unterschrift des Verfassers der Randnotizen und der verschlüsselten Nachricht, denn diese war deutlich lesbar: Der Name lautete Diego de Armenta.

In dieser Nacht bedauerte Edward Andrews mehr denn je, daö er kein Latein beherrschte, um zumindest versuchen zu können, den Text des Manuskripts und die Randnotizen zu lesen. So muöte er sich darauf beschränken, ihn anzusehen, immer wieder seine Seiten umzublättern und die Zeichnungen zu betrachten. Doch das reichte ihm, um in Verzöckung zu geraten über diesen bibliografischen Schatz, dessen Seiten mit Sicherheit—darauf wies der Text, den er im Zusammenhang mit seinen Forschungen über die Epoche des Graf-Herzogs de Olivares gefunden hatte, deutlich hin—ein Geheimnis bargen, für das im Laufe der Jahrhunderte viele Menschen ihr Leben gelassen und viele andere gemordet hatten. Die Behauptungen des Buchhändlers beim Treffen in Don Germáns Büro, die er fälschlicherweise als leeres Gerede eines Verkäufers abgetan hatte, schienen bestätigt.

In Gedanken über das Buch versunken, strich er über den hinteren Deckel des Einbands und spürte eine kleine Falte unter den Fingerspitzen. Geistesabwesend richtete er den Blick darauf und stellte fest, daö es sich nicht um einen Fehler beim Binden des Buchs handelte. Ganz vorsichtig betastete er die Stelle und stellte fest, daö sich zwischen Schutzblatt und Buchdeckel ein hauchdünnnes Blatt befand. Wenn jemand es hier versteckt hatte, so war er ausgesprochen geschickt vorgegangen. Sein Puls beschleunigte sich, und wieder schienen die Schläge seines Herzens seinen gesamten Organismus zu erschüttern. Sein Körper spannte sich an, und er hatte das Gefühl, daö seine Haut zu glöhen anfing. Ohne genau zu wissen, was er da tat, legte er das Buch unter die starke Lampe auf seinem Schreibtisch und sah sich das Schutzblatt genau an. Etwas war hier versteckt worden, und zwar mit extremer Sorgfalt, sodaö es nicht ohne weiteres entdeckt wörd, sondern man das Versteck zunächst mit dem Einband selbst verwechselte.

Er nahm einen dünnen Brieföffner zur Hand und war kurz versucht, das Schutzblatt zu zerschneiden, um das, was dort versteckt war, herauszuholen. Doch das war Irrsinn, eine absurde Versuchung. Wer war er schon, so etwas zu tun! Nicht nur, daß er nicht der Besitzer dieses Wunderwerks war, er würde damit auch das Vertrauen enttäuschen, das Germán in ihn gesetzt hatte. Hastig ließ er den Brieföffner fallen, als wolle er der Versuchung so entgehen. Schließlich vergegenwärtigte er sich, daß der ausgehandelte Preis für das Buch 288.000 Euro betrug. Mit einer Dummheit, wie er sie beinahe begangen hätte, wäre dem wertvollen Stück vielleicht irreparabler Schaden zugefügt worden. Er ärgerte sich über sich selbst wegen dieses Anflugs von Verantwortungslosigkeit. Obwohl es bereits 4:00 Uhr morgens war, beschloß er, Germán anzurufen.

Es hatte gerade 7:00 Uhr geschlagen. Don Germán und Edward schwiegen. Sie hatten bereits seit einer ganzen Weile kein Wort mehr gewechselt. Im riesigen Salon des Hauses saßen sie an den Enden eines Sofas. Vor einiger Zeit war es ihnen gelungen, das hintere Schutzblatt des *Buchs des Juden Abraham* mit Wasserdampf zu lösen und außerordentlich vorsichtig ein extrem dünnes Blatt Pergament, das zwischen dem abgelösten Schutzblatt und dem Einband versteckt gewesen war, hervorzuholen. Dieses Blatt war auf beiden Seiten eng mit kleinen, spitzen Buchstaben beschrieben—in der gleichen Schrift wie die lateinischen Randnotizen und die verschlüsselte Nachricht auf der letzten Buchseite. Alle diese Texte waren von der gleichen Person geschrieben worden. Doch es gab einen grundlegenden Unterschied: Dieser letzte, so sorgfältig verborgene Text war in spanischer Sprache verfaßt. Es war altes Kastilisch vom Ende des 15. Jahrhunderts, und die helle, sepiabraune Tinte hatte hinter dem Schutzblatt versteckt den Jahrhunderten widerstanden, ohne auch nur im Geringsten zu verlaufen. Es war für Professor Andrews ein Kinderspiel gewesen, den Text zu lesen. Lediglich die Bedeutung einiger Fachwörter aus der alchemistischen Wissenschaft waren ihm unbekannt, doch das stellte für das Verständnis des Gesamttextes, den eine Fügung des Schicksals in ihre Hände gespielt hatte, nicht das geringste Problem dar. Der Text trug dieselbe Unterschrift wie der im Buch: Diego de Armenia. Jetzt erfuhr sie, daß jener Armenta Kanoniker der Kathedrale von Toledo gewesen war und in der zweiten Hälfte des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts gelebt hatte. Als der Historiker das Schreiben vorgelesen hatte, hielten die beiden Männer überwältigt den Atem an, um diesen ganz besonderen Augenblick nicht zu zerstören. Was hier geschrieben stand, überstieg alle ihre blühendsten Fantasien, und wenn es wahr war, was in diesen Zeilen behauptet wurde, war der Inhalt dieses Textes eine wahrhaftige Bombe, deren Wirkung unmöglich zu kalkulieren war.

Germán Arana hatte bereits eine erste Entscheidung getroffen. Um nichts in der Welt würde er dieses Buch wieder hergeben. Er würde ohne weitere Verhandlungen die 288.000 Euro bezahlen, von denen am Vorabend die Rede gewesen war.

Auch Edward Andrews hatte einige Entscheidungen getroffen. Die erste war zu duschen, sich bequeme Kleidung anzuziehen und ins Historische Nationalarchiv zu gehen, sobald es öffnete. Er wollte die Urkunden einsehen, in denen der Prozeß dokumentiert war, der 1524 gegen Jerónimo de Armenta aus Córdoba geführt wurde. Um acht Uhr würde das Archiv seine Türen für die Wissenschaftler öffnen, und da er die Signatur der betreffenden Urkunde kannte, würde er sie spätestens

um halb neun in der Hand halten, um sie im Licht der neuen, unglaublichen Informationen, die er jetzt besaß, zu studieren.

„Ich glaube, Germán,“ brach Andrews das lange Schweigen, in das die beiden Männer gesunken waren, „daß wir mit niemandem über diese Geschichte sprechen sollten. Ich werde im Historischen Nationalarchiv eine Urkunde heraussuchen, von der ich glaube, daß sie uns zusätzliche Informationen liefern kann, ergänzend zu dem, was wir bereits wissen. Ich mache mich jetzt fertig und gehe ins Archiv. Wenn ich dort sein will, sobald sie aufmachen, darf ich keine Minute mehr verlieren. Was hältst du davon, daß ich dich anrufe, sobald ich etwas Konkretes habe? Vielleicht können wir uns um die Mittagszeit treffen.“

Arana schien dies ein guter Vorschlag, und er willigte ein. Was der Mann seiner Nichte ihm nicht sagte, war, daß er neben dem Historischen Nationalarchiv an diesem Morgen auch noch einen anderen Ort aufsuchen wollte, der ebenfalls in der Calle de Serrano lag.

Gegen 7:45 Uhr erreichte Professor Andrews die Kreuzung, an der die Calle Jorge Juan auf die Calle de Serrano traf. Wenn er seine Schritte ein wenig beschleunigte, würde er die Türen des Archivs pünktlich zur Öffnung erreichen.

Kurz bevor er in die Calle de Serrano abbog, verließ ein ungleiches Paar ein Hotel ganz in seiner Nähe. Der Mann war schon in den Sechzigern, die wenigen Strähnen, die die Kahlköpfigkeit seinem Schädel noch gelassen hatte, waren grau. Er war klein, er maß weniger als 1,65 Meter, und er trug einen alten Anzug, der schon ein wenig abgetragen, aber aus edlem Stoff war. Mit seiner runden, schwarzen Hornbrille schien er aus einer anderen Epoche zu stammen—als sei er einem Foto aus den Jahren der Zweiten Republik entsprungen. Die Frau, die an seinem Arm neben ihm lief, schien so gar nicht zu seiner Erscheinung zu passen. Sie war mehr als 1,70 Meter groß, hatte eine fast majestätische Haltung, und ihre Kleidung strahlte zugleich Modernität und Eleganz aus. Ihr Auftreten wie auch ihre Kleidung zeichneten sie als Frau ihrer Zeit aus, und sie war deutlich jünger als der ältliche Herr an ihrer Seite, wenn auch schon über dreißig. Sie war der Typ Frau, der eine Menge Aufmerksamkeit auf sich zieht, ohne es zu beabsichtigen, und ihre von mahagonibraunem Haar gerahmten Gesichtszüge waren ebenso schön wie ihre perfekt geformte Figur.

Das Gesicht des Herrn strahlte völlige Zufriedenheit aus, wenn auch vielleicht ein Hauch von Traurigkeit darin lag. Er schien völlig überwältigt von der Liebesgöttin an seiner Seite. Die zwei blickten nach vorne, ohne sich zu unterhalten, jeder in seinen eigenen Gedanken versunken. Er war völlig absorbiert von den Erinnerungen an die Nacht, die gerade geendet hatte und in der er diese Frau über alle Maßen genossen hatte. Er erinnerte sich, wie Marta Ullá sich beim Liebesakt mit einer gewissen Bedächtigkeit bewegt, ihm ihre Hüften zugleich mit einem solchen Rhythmus entgegengedrückt hatte, daß der Sex mit ihr zu einem Akt höchster Eleganz geworden war. Sie dagegen dachte an andere Dinge—an ganz andere Dinge als die Erlebnisse der vergangenen Nacht.

Der kalifornische Historiker und das ungleiche Paar verpaßten sich nur um wenige Minuten, beinahe wären sie sich auf der belebten Calle de Serrano über den Weg gelaufen. Es wurde immer offensichtlicher, daß in Madrid ein neuer Arbeitstag begann. Jetzt war es noch angenehm auf der großen Promenade, es waren erst wenige Autos und noch weniger Passanten unterwegs, aber innerhalb einer

Stunde würde sich diese Straße in einen hektischen Ort voller Lärm und Abgase verwandeln.

Dennoch hatte keiner dieser Sterblichen auch nur den geringsten Verdacht, daß in ihrer Stadt der erste Stein zu einer unerwarteten, unglaublichen Kette von Ereignissen losgetreten worden war.

Kapitel 8

Das Gerede der Menschen in seinem Viertel ging in die gleiche Richtung wie das seiner Kollegen im Domkapitel: Der Kanoniker Armenta hatte eine tiefe Veränderung durchgemacht. Er hatte noch nie großen Wert auf Konventionen gelegt, aber jetzt legte er ein Benehmen an den Tag, das keinen Zweifel mehr offen ließ: Hochwürden war in irgendeine finstere Angelegenheit verstrickt. Die Erfüllung seiner religiösen Pflichten reduzierte er auf das absolute Minimum dessen, was ihm vom Domkapitel vorgegebenen war. Er nahm an den Chorgebeten teil, erfüllte seine Aufgabe als Beichtvater in den Zeremonien der liturgischen Festtage, assistierte seiner Exzellenz dem Erzbischof in den Angelegenheiten des Kanonikats und hielt seinen täglichen Gottesdienst in der Kapelle San Ildefonso. Seine Teilnahme an den Sitzungen des Kapitels beschränkte er seit geraumer Zeit auf bloße Anwesenheit. Er trug eine Grabesstille zur Schau, die alle, die ihn kannten, in sprachloses Erstaunen versetzte. Er, der Diskussionen so liebte und der seine an Irrlehre grenzenden Ansichten so differenziert vorzutragen wußte wie kein anderer Theologe, der seine Ansichten mit der Eloquenz eines Menschen darzulegen vermochte, dem Gott die Gabe des Wortes in die Wiege gelegt hat. Doch jetzt waren seine langen Reden über komplizierte Themen und seine Plädoyers für seine Positionen, an denen er immer mit der Inbrunst eines Neulings festgehalten hatte, schon seit Jahren verstummt. Er hatte sich in einen schweigsamen Schatten seiner selbst verwandelt und wirkte wie verloren, wenn er zur Erfüllung der nicht allzu zahlreichen Amtspflichten in die Kathedrale kam.

Auch bei den öffentlichen Feiern, die das Domkapitel organisierte und die er früher so regelmäßig besucht hatte, ließ er sich nicht mehr blicken. Ebenso hatte er seine Gesprächskreise verlassen und aufgehört, seine alten Freundschaften zu pflegen. Don Diego de Armenta war zu einem einsamen Wesen geworden, das den Kontakt mit seinen Mitmenschen mied. Die meiste Zeit verbrachte er zu Hause, und niemand wußte mit Sicherheit zu sagen, welchen Beschäftigungen er dort nachging, denn seine Türen waren fest verschlossen. Die fantastischsten Spekulationen darüber, welchen Aktivitäten er sich wohl widmen mochte, wanderten von Mund zu Mund, genährt durch die Tatsache, daß er seine gesamte Dienerschaft entlassen hatte: die drei Dienstmädchen, den Diener und den Boten. Bei einem Mann in seiner Position konnte dies nur als untrügliches Zeichen dafür gewertet werden, daß er störende Zeugen beseitigen wollte, um unbehelligt seinen obszönen Praktiken der Hexerei und der Wollust nachzugehen.

Der einzige Mensch, der Zugang zum Haus des Kanonikers hatte, war María de Contreras, eine Frau, die halb so alt war wie er und vor mehr als fünfzehn Jahren—als Halbwüchsige, die die Pubertät kaum hinter sich gelassen hatte—

begonnen hatte, für ihn zu arbeiten. Nachdem sie erst wenige Jahre in seinen Diensten gestanden hatte, hatte er sie trotz ihrer Jugend zu seiner geschätzten Haushälterin gemacht—und, so behaupteten die bösen Zungen der Nachbarschaft, wohl auch zu etwas mehr als der Organisatorin seines Haushalts. Die boshaften Klatschbasen des Viertels San Martín nannten María die „Konkubine des Kanonikers“. Die Nachbarn erzählten sich, daß er María de Contreras nördlich der Sierra de Gredos in einem Dorf namens La Alberca gekauft habe. Er habe ihren Eltern eine hübsche Summe Doblonen überreicht und sei so zum Eigentümer des Mädchens geworden, das kaum begonnen hatte, zur Frau zu werden. Eine andere Version machte sie zur Tochter eines Mudejaren aus Plasencia, nahe der Grenze zu Portugal, und einige wollten sogar die Summe kennen, die Don Diego für das Mädchen bezahlt hatte: zwanzig Doblas aus kastilischem Gold; Zweifler führten allerdings an, daß sie zu helle Haut habe, um die Tochter von Mauren zu sein. Darüber hinaus besagten einige Gerüchte, daß María mehrmals schwanger geworden sei—über die Zahl der Schwangerschaften herrschte keine Einigkeit, die Ziffern variierten stark, nicht zuletzt, weil sie niemals ein Kind zur Welt gebracht hatte. Don Diego, der schließlich im bewährten Ruf stand, Zauberer und Magier zu sein—wenn auch niemand gewagt hätte, auf das heilige Evangelium zu schwören, daß er Don Diego bei der Durchführung von Zaubereien, Beschwörungen oder anderen zweifelhaften Ritualen selbst gesehen habe—habe die Abtreibungen vorgenommen, als sein Freund, der Apotheker von der Puerta Vieja de Bisagra noch am Leben war, indem er ihr Kräuter und Extrakte verabreichte. Alle diese Geschichten erzählte man sich flüsternd und hinter vorgehaltener Hand—es hätte sich ebenfalls niemand getraut, auf die Bibel zu schwören, daß er die „Konkubine des Kanonikers“ schwanger gesehen habe, noch gab es irgendwelche Zeugen für ihre Abtreibungen. Auch die Herkunft María Contreras' konnte niemand belegen, ebenso wenig wie die Art ihrer Beziehung zu Don Diego de Armenta. Und über die Klatschgeschichten hinaus konnte auch kein Nachbar belegen, daß der Kanoniker diabolische Künste oder okkulte Wissenschaften praktizierte.

Gleichzeitig mit Don Diegos Rückzug begann der für alle Welt offensichtliche Verfall seiner Gesundheit. Er nahm so sehr ab, daß der runde, vitale Mann von einst nichts weiter blieb als eine Erinnerung, die nichts mehr mit ihm gemeinsam zu haben schien. Er war so mager, daß er nur unter einer schweren Krankheit leiden konnte—eine jener Krankheiten, die das Fleisch nach und nach aufzehren, bis schließlich nur noch die Knochen des Kranken im Sarg liegen. Sein Gesicht hatte jegliche Farbe verloren, es wirkte abgehärmt—schwermütig und fast leichenhaft. Die tiefen, dunklen Schatten um seine Augen trugen ihr Übriges zu diesem Eindruck bei. Wie ausgelöscht waren die Lebendigkeit und die Kraft seines Blickes, der früher sein auffälligstes Merkmal gewesen war. Jetzt blickten seine Augen trüb drein, zu kraftlos, um sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Es schien, als habe der Schatten, der seine Person umgab, sich auch auf seinen Blick übertragen.

Seine Bekannten, und vor allem seine Nachbarn, versuchten diesen Zustand mit verschiedenen Geschichten zu erklären: Der Kanoniker experimentiere im Zusammenhang mit den obskuren Wissenschaften, denen er sich schon immer gewidmet hatte, am eigenen Körper. Er probiere Pflanzen, Mixturen und Arzneien aus, und da ihm jetzt nicht mehr der Rat seines Freundes, des Apothekers zur Verfügung stand, bezahle er seine Fehler mit seiner Gesundheit. Andere jedoch

brachten eine viel abenteuerlichere Version über den Ursprung seiner Krankheit in Umlauf: Don Diego de Armenta habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Im Austausch gegen seine Gesundheit und sein Leben—dessen Ende in diesem Pakt festgeschrieben stand und nach Ablauf dessen der Satan auch seine Seele bekommen würde—bekäme er so viel Gold und Silber, wie er sich nur wünsche. Die Vertreter dieser Variante stützten sie mit der Tatsache, daß Don Diego seit mehreren Jahren—beginnend einige Jahre nach der eigenartigen Verwandlung des toledanischen Beichtvaters—über riesige Summen Geld verfügte. Dieser Umstand war allgemein bekannt, und es handelte sich um solch bedeutende Summen, daß weder sein Privatvermögen noch seine Entlohnung aus seinem Kanonikat als Erklärung ausreichten. Man erzählte sich, er habe die gewaltige Summe von 20.000 Dukaten für die Bauarbeiten in San Juan des los Reyes gespendet. Auch hatte er den Bau einer Kapelle mit einem Grabmal angeordnet, in dem seine sterblichen Überreste beerdigt werden sollten. Er hatte aus eigener Tasche die Anreise eines der berühmtesten Bildhauer der Epoche nach Toledo finanziert—ein Mann aus dem Burgund mit Namen Felipe Bigarny—damit dieser den großen Altaraufsatz gestaltete. Ebenfalls auf seine Kosten wurde ein prachtvolles Gitter zum Verschließen des Altarraums der Kathedrale gearbeitet; ein wahrhaftiges Kunstwerk, das Meister Villalpanda mit einem Dutzend seiner Gesellen gestaltete, damit die Arbeiten so rasch voranschritten, wie es der Patron wünschte. Obwohl niemand mit Sicherheit wußte, wie viel Geld all dies gekostet hatte, so war doch bekannt, daß Don Diego bereits vor Beendigung der Arbeiten mehr als 24.500 Dukaten ausgegeben hatte. Mit Zustimmung seiner Hochwürden des Erzbischofs und unter den Glückwünschen des Domkapitelrats wurde ebenfalls in seinem Auftrag ein prachtvoller Chor für die Kanoniker erbaut. Der gesamte Chor war mit doppeltem Gestühl ausgestattet und meisterhaft gearbeitet von einem weiteren großen Künstler der Schnitzerei, einem Deutschen mit einem so seltsamen und komplizierten Nachnamen, daß die Toledaner ihn schließlich nur noch Meister Rodrigo nannten. Auf ausdrücklichen Wunsch des Mäzens, der dieses bedeutende Werk finanzierte, stellten die Schnitzereien der Rückenlehnen Szenen aus der Schlacht von Granada dar, in der die Christen kürzlich gesiegt und damit der Herrschaft der Muselmanen auf der iberischen Halbinsel ein Ende gesetzt hatten. Ebenfalls auf ausdrücklichen Wunsch Don Diegos wurden die Misericordias, die Stützen für die stehenden Beter, fantasievoll mit Drachen, monströsen Kreaturen und riesigen Tieren bevölkert. Darüber hinaus gab es verschiedene Szenen mit höchst erotischem Inhalt. Viele waren fest überzeugt, daß der Kanoniker mit diesen Obszönitäten eine verschlüsselte Nachricht über seine Absichten hinterlassen wolle und daß die lobenswerten Szenen über die Vertreibung der Mauren aus Spanien nur als Fassade zur Tarnung seiner wahren Wünsche diene. Dort, in den unteren Teilen des Chors, werde in Form von esoterischen Rätseln und Botschaften ein Loblied auf seinen wahren Herrn gesungen.

Alle diese Behauptungen enthielten nur sehr wenig Wahrheit, wenn sie auch von einigen Einzelheiten aus der Realität gespeist wurden, die den Gerüchten ihren Nährboden lieferten. So traf es beispielsweise zu, daß der Kanoniker Armenta vor einigen Jahren zum wichtigsten Mäzen von Toledo geworden war und daß er über fantastische Summen verfügte, deren Herkunft unbekannt war—nicht einmal der Primaskardinal von Spanien, Eigentümer und Verwalter der hohen Erträge,

die ihm die Bischofsmütze von Toledo einbrachte, hatte so viel Geld zur Verfügung. Dieser Überfluß an Mitteln war, neben dem kränklichen Erscheinungsbild Don Diegos, die einzige gesicherte Basis für all das Gerede und die bizarren Gerüchte, die in der Stadt kursierten. Niemand wußte, was sich hinter den Mauern seines Hauses abspielte, wo er den größten Teil seiner Zeit verbrachte, und das war Grund genug, davon auszugehen, daß dort merkwürdige Dinge vor sich gingen.

Im Untergeschoß seines Hauses, das früher einmal ein Weinkeller gewesen war, hatte Hochwürden sich ein Laboratorium eingerichtet, in dem er alchemistische Experimente durchführte. So geschickt und diskret war er bei den Arbeiten vorgegangen, daß niemand in Toledo auch nur das Geringste von der Existenz dieses Labors ahnte. In diesem Raum voller Destillierkolben, Dränagerohren, Brennern, Öfen und Feuerstellen, Phiolen, Ampullen und Schmelzriegeln verbrachte er seine Stunden und Tage damit, zu experimentieren und Methoden und Formeln, Messungen und Mischungen auszuprobieren—stets in der Hoffnung, das Wissen aus dem *Buch des Juden Abraham* in die Praxis umsetzen zu können. Es waren lange Stunden des Studierens und des Nachdenkens. Ganze durchwachte Nächte, in denen er versuchte, die Kenntnisse aus diesem zugleich schönen und schrecklichen Buch richtig zu deuten und in die Praxis umzusetzen. Lange Tage, in denen sich ein Mißerfolg—oftmals niederschmetternd und in manchen Fällen sogar gefährlich—an den anderen reihte. Tage der Mutlosigkeit und des Wiederaufpölpelns, des Scheiterns und des Neubeginns. So ging es wieder und wieder, einen Monat nach dem anderen, ein Jahr nach dem anderen. Die Arbeit war entmutigend und riskant, nicht nur, weil er sich in diesem dunklen Keller einschließen mußte, in dem die Gewölbedecke sich bereits schwarz gefärbt hatte von dem gesundheitsschädlichen Rauch und den gefährlichen Dämpfen, die ihn schließlich seine Gesundheit kosteten, sondern auch wegen der anderen Gefahr, die solche Praktiken bargen. Zwar hatte der Kanoniker keine spirituellen Bedenken, sich Aktivitäten zu widmen, die die Kirche verurteilte, aber es lief ihm kalt den Rücken hinunter, wenn er an die Heilige Inquisition dachte—eine Institution, die in den wenigen Jahren ihrer Existenz bereits für ihre unerbittliche Grausamkeit bekannt geworden war.

Wie viele Male war der alchemistische Ofen versehentlich ausgegangen oder hatte die konstante Temperatur, die für die Durchführung des „Werks“ notwendig war, nicht gehalten—zahllose Stunden waren auf diese Weise verloren gegangen! Manchmal durch seine Schuld, wenn die Erschöpfung von der fortwährenden Arbeit ihn überwältigte. Manchmal unterlief auch seiner getreuen Mitarbeiterin María, die sich entschlossen hatte, diese zugleich grauenvolle und faszinierende Erfahrung mit ihm zu teilen, ein Fehler. Inmitten all der Schwierigkeiten verlor der beharrliche Kanoniker doch niemals den Glauben und auch nicht die Hoffnung, das zu vollbringen, an dem sich im Laufe der Jahrhunderte so unendlich viele versucht hatten—in seinen Händen, dessen war er sich voll und ganz bewußt, lag das theoretische Instrument, das die praktische Umsetzung des „Großen Werks“ ermöglichte: das *Buch des Juden Abraham*.

Wieder und wieder begann der Kanoniker mit lauterem Geist und reinem Herzen mit den Vorbereitungen für das Verfahren. Zunächst mischte er in einem Achatmörser die drei Grundelemente: als Erstes ein Mineral, ein Arsenpyrit oder,

bei Ermangelung eines solchen, ein verunreinigtes Eisenmineral. Als Zweites ein Metall, zum Beispiel Eisen, Silber, Blei oder Quecksilber—Don Diego zog das Quecksilber vor, eine Substanz, deren metallurgische Eigenschaften er für unübertrefflich hielt und die darüber hinaus voller Geheimnisse steckte. Als drittes Element benötigte er eine organische Säure: Wein- oder Zitronensäure. Diese Elemente mußten nun zuerst zermahlen und anschließend zu einer so homogenen Masse vermischt werden, daß man sie weiterverarbeiten konnte. Je nachdem, welche Elemente man verwendet hatte, konnte allein dieser Prozeß sechs oder sieben Wochen dauern, bis man eine Masse erhielt, die die gewünschte Textur besaß.

Das so entstandene Produkt gab er vom Mörser in den Schmelztiegel, und jetzt kam der Kocher mit dem Dränagerohr ins Spiel. Bei konstanter Temperatur mußte die Mixtur zwölf Tage lang erhitzt werden, und zwar gleichmäßig und ohne Unterlaß. Die Beharrlichkeit und die Kontinuität, die diese Phase des Prozesses erforderte, machte sie zum heikelsten Teil der Operation; darüber hinaus barg sie große gesundheitliche Risiken. Das Kochen setzte gefährliche Quecksilber- oder Arsendämpfe frei, giftige Substanzen, deren Inhalation in bestimmten Mengen tödlich sein konnte.

Sobald die Masse durch das Feuer sublimiert war, wurde der Inhalt des Schmelztiegels in einer weiteren Säure aufgelöst. Diese Auflösung hatte unter ganz bestimmten Bedingungen zu geschehen, die das Buch als *polarisiertes Licht* bezeichnete: eine schwache Lichtquelle natürlichen Ursprungs. Das konnte Sonnenlicht sein, das über einen Spiegel reflektiert wurde, oder das Licht des Vollmonds. Dieses Licht war für das Verfahren unverzichtbar, weil es nur in eine einzige Richtung schwang. Don Diego und Maria mußten außerordentlich vorsichtig sein, wenn sie das Objekt ihrer Sehnsucht in die Nähe der wachsamten Augen der Nachbarn brachten, die von einer ungesunden Neugier besessen waren—und bereit, sie beim geringsten Anlaß vor dem Tribunal der Inquisition zu denunzieren.

Auch dies war eine langwierige und mühselige Arbeit. Ihre zahllosen Versuche endeten immer und immer wieder mit Mißerfolgen, und der Kanoniker und seine Gehilfin mußten ein ums andere Mal von vorne beginnen. Ein ums andere Mal stellte Don Diego de Armenta ihre Arbeit in den Dienst Gottes, und mit dem Rosenkranz in der Hand erbat er die Hilfe des Himmels, damit ihre Arbeit von Erfolg gekrönt würde. Das Problem lag darin, mit den rudimentären Mitteln, die in jenem Laboratorium zur Verfügung standen, die exakten Mengen und die genauen Temperaturen für die Schmelzung zu ermitteln. Der Beichtvater von Toledo vermutete auch, daß das Verfahren zur Durchführung des „Großen Werks“ unter geeigneten kosmischen Bedingungen durchgeführt werden mußte, aber seine Kenntnisse der Astronomie waren ausgesprochen spärlich.

Es war ihm niemals gelungen, über diesen Arbeitsgang hinauszukommen, um mit dem nächsten zu beginnen, in dem der gewonnenen Mixtur nach ihrer Lösung in Weinsäure ein neues Oxidationsmittel hinzugesetzt werden sollte. Dafür mußte eine neue Lösung angesetzt und das so gewonnene Produkt kalzinieren werden, bis sich auf der Oberfläche der entstandenen Paste eine Schicht aus Kristallen bildete. In diesem Augenblick mußte das Produkt—wenn Don Diego die Instruktionen in dem Buch korrekt ausgelegt hatte—in einen Destillierkolben eingefüllt und so abgedichtet werden, daß weder Luft noch Feuchtigkeit eindringen konnten. Bei dieser Phase beschrieb Abraham der Jude die Notwendigkeit, den Inhalt des Kol-

bens so lange zu erhitzen, bis sich in seinem Inneren eine undurchsichtige Flüssigkeit bildete. Anschließend mußte der hermetisch verschlossene Behälter bei Dunkelheit oder im Licht des Mondes geöffnet werden, damit die Flüssigkeit in seinem Inneren sich verfestigen und die Schlacke abtropfen konnte. Das so entstandene feste Material mußte zermahlen und danach mit dreifach destilliertem Wasser wieder und wieder ausgewaschen werden, bis man schließlich das Projektionspulver erhielt.

Dieser Prozess, der immer wieder und an den unterschiedlichsten Dingen scheiterte, kostete Don Diego de Armenta und María Contreras ihre Gesundheit. Manchmal machten sie Fehler bei der Durchführung der komplizierten Prozedur, die zum Abschluß führen sollte, ein andermal waren es Fehler bei der Interpretation des höchst komplexen und komplizierten Werks, das ihnen als Arbeitsanleitung diente. Doch irgendwann wurde ihre Beharrlichkeit belohnt. Bei einem der vielen Versuche, die sie am Herbstanfang 1497 unternahmen, gelang ihnen zum ersten Mal die Auflösung der Masse in Weinsäure. Es war der Dienstagmorgen der Karwoche 1498. Mit höchster Sorgfalt goß der Kanoniker die kostbare Mischung in einen dickbauchigen Destillierkolben mit einem Fassungsvermögen von einer halben Arroba, fast sieben Litern.

„Vorsichtig, María, sei ganz vorsichtig!“ wies der Kanoniker seine Haushälterin an, die mit beiden Händen fest auf den Tisch gestützt den Destillierkolben festhielt, während er mit zittriger Behutsamkeit die wertvolle Flüssigkeit hineinschüttete.

„Ihr seid es, mein Don Diego, der die Vorsicht walten lassen muß, um die Ihr mich bittet,“ antwortete María, die sehr viel ruhiger wirkte als der Geistliche.

Als das Umfüllen vollbracht war, seufzte der Kanoniker erleichtert auf.

„Gott sei Dank, jetzt ruht alles in seinen mächtigen Händen.“

Der Destillierkolben war zu drei Vierteln gefüllt. Don Diego verschloß ihn mit einem Korken, der so zurechtgeschnitzt war, daß er den Kolben dicht verschloß, dann versiegelte er ihn mit Wachs und rief:

„María, María, bring den Siegellack! Schnell!“

Mit dem Feuer einer Wachskerze schmolz er eine großzügige Menge roten Siegellacks und ließ ihn über die gesamte Oberfläche des Korkens laufen, bis der Destillierkolben hermetisch verschlossen war. Obwohl der Morgen kalt war, schwitzte Don Diego aus allen Poren, und seine knochigen Hände zitterten sogar noch nach Beendigung der Arbeit, so aufgeregt war er. In diesem so besonderen Augenblick seines Lebens fühlte er, daß er im Begriff war, etwas Großartiges zu erreichen, etwas, nach dem sich unzählige Menschen im Laufe der Jahrhunderte gesehnt hatten. Tränen der Ergriffenheit liefen ihm über die Wangen. Ohne nachzudenken, umarmte er die Frau, die so viel Arbeit und so große Opfer mit ihm geteilt hatte und für die dieser Moment ebenfalls etwas ganz Besonderes war. Aber der Kanoniker, ein ausgesprochen praktisch denkender Mann, gönnte sich keine Atempause.

„Bereite den Ofen vor! Wir müssen das Glas erhitzen und erkalten lassen, bis der Inhalt flüssig wird.“

Wieder begannen Tage voller Arbeit, vor allem aber Tage fiebriger Anspannung. Erhitzen, erkalten lassen. Erhitzen, erkalten lassen. So ging es wieder und wieder, Tag auf Tag. Für den Beichtvater wurde es so schwierig, seinen liturgischen Ver-

pflichtungen nachzukommen, daß er beschloss, María in die Kathedrale zu schicken, um auszurichten, daß er krank im Bett liege, und gleichzeitig zu signalisieren, daß er keinen Besuch empfangen wolle. Bis dann schließlich, am Ostermontag nach den Feiern zur Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus, um die Mittagszeit, sich endlich die erhoffte undurchsichtige Flüssigkeit bildete. In jener selben Nacht, unter dem Licht des Mondes, der zu einem Viertel abnehmend war, gelang es ihnen, die feste Masse von der flüssigen Schlacke zu trennen. Das Ergebnis war eine rötliche Paste, von ganz ähnlicher Farbe wie reines Kupfer, doch von intensiverem Rot. Ohne sich eine Pause zu gönnen und ohne daß einer dem anderen seine Müdigkeit offenbarte, mobilisierten sie die letzten Kräfte, über die sie noch verfügten, und zermahlten die Paste zu einem Pulver, das so fein war, daß man es kaum zwischen den Fingern spürte. Gleichzeitig erhitzten sie im Destillierkolben drei Mal fünf Kannen Wasser, die sie für die endgültige Vollendung des Prozesses benötigen würden, doch dieser letzte Teil erforderte bereits keine große Geschicklichkeit mehr.

Bevor sie mit der letzten Phase, dem Auswaschen des Projektionspulvers, begannen, gönnten sich der Kanoniker und seine Haushälterin endlich eine Pause. Dahinter steckte auch der gemeinsame Wunsch, den Erfolg, der nun zum Greifen nahe lag, zu genießen. Sie wollten nach den Jahren der Ermüdung und der Misserfolge die Vollendung ihres Unterfangens auskosten. Sie gingen hinauf in die Küche und stellten fest, daß die Sonne bereits seit geraumer Zeit schien. María bereitete ihnen ein üppiges Frühstück: In reichlich Öl frittierte sie daumendicke Scheiben Brot, das bereits mehrere Tage alt war; einige Scheiben röstete sie im Herd, den sie mit der Geschicklichkeit der täglichen Übung in Sekundenschnelle anheizte. Dann bestrich sie das Brot mit roter Butter, die sie in einem großen Tonkrug mit honigfarbener Glasur aufhob. Aus dem Speiseschrank holte sie Käse und Quark und legte sie auf den Tisch, dazu kamen mehrere Scheiben Schinken, die sie mit geschickten Händen von einer geräucherten Schweinekeule abschnitt, die an einem Balken in der Speisekammer hing. Dann holte sie ein Holzkästchen aus dem Speiseschrank, in dem sie, eingewickelt in Wachspapier, Quittenbrot aufbewahrte, und servierte aus einem hohen, schmalen Krug aus rauer Keramik zwei großzügige Portionen Schnaps von der Sorte, mit der man Tote aufwecken kann.

Zum ersten Mal seit langer Zeit sah die Haushälterin ihren Herrn mit großem Genuß essen und trinken.

Als ihre Kräfte wiederhergestellt waren, gingen sie zurück in den Keller. Während der Kanoniker einen über zwei Pfund schweren Bleibarren vorbereitete, bat er María:

„Säubere den großen Schmelztiegel und erhitze ihn im Ofen.“

María erledigte diese Aufgabe rasch und geschickt, und zwei Stunden später, um die Mittagszeit, hatte der Schmelztiegel eine ausreichend hohe Temperatur erreicht. Don Diego legte das Blei hinein. Nach etwa einer Stunde war es geschmolzen und hatte sich in eine weiche, formbare Masse verwandelt, die er wie einen Brei stetig mit einem hölzernen Schneebesen umrührte. Als er der Meinung war, das Blei sei nun flüssig genug, gab er eine winzige Menge Projektionspulver hinein, weniger als eine Prise, und verrührte es mit dem geschmolzenen Blei. Sobald es vollständig untergemischt schien, hörte er auf zu rühren und machte sich bereit für das Wunder.

„Jetzt, María, liegt alles in den Händen Gottes. Laß uns beten, daß er uns in seiner unendlichen Güte die Gnade erweise, nach der wir uns so sehr gesehnt und für die wir so sehr gelitten haben.“

Sie falteten die Hände, senkten als Zeichen ihrer Demut leicht den Kopf und beteten hingebungsvoll drei *Pater Noster* mit den zugehörigen *Avemarias* und *Glorias*.

Nachdem er seinen Herrn und Schöpfer demütig um Hilfe gebeten hatte, hob Don Diego de Armenta den Kopf und sah, daß von dem Schmelztiegel, dessen Inhalt sich nun, da er nicht mehr auf dem Feuer stand, verfestigt hatte, ein goldener Glanz ausging. Das konnte nichts anderes sein als...

„Gold!“

Der Jubelschrei blieb ihm halb im Hals stecken. Er blickte seine Haushälterin an, die das Unglaubliche ebenfalls gesehen hatte: Das Blei hatte sich in Gold verwandelt, nachdem er die wundersame Substanz zugegeben hatte, das rötliche Pulver, das Jahrhunderte lang das größte Streben Tausender gewesen war und um dessentwillen Tausende ihr Leben gelassen hatten.

Gemeine Metalle in Gold verwandeln! Zwei Pfund Gold mit nur einer Prise des Pulvers, von dem der Kanoniker einen ganzen Krug voll besaß!

Bei solchen Mischverhältnissen konnte er mit dem Pulver, das er besaß, so viel des wertvollen Metalls herstellen, wie er nur wollte! Er war der reichste Mann der Welt!

Don Diego, der seine Aufregung kaum kontrollieren konnte, kippte den Schmelztiegel, und das goldene Metall löste sich mühelos und ohne festzukleben. Auf der polierten Oberfläche einer Arbeitsplatte lag nun eine Torte aus leuchtendem Metall, in Form des Schmelztiegels, in dem das Blei sich verwandelt hatte. Mit einem scharfen Messer schnitt er mehrere Male hinein. Es gab keinen Zweifel, es handelte sich um allerfeinstes Gold von höchster Qualität.

Die beiden erschöpften Gefährten, der Mann und die Frau, die Gegenstand aller erdenklichen Gerüchte, Kommentare und Tuscheleien waren, sahen sich schweigend an. Sie sagten nichts, weil es nichts zu sagen gab, es genügte ihnen, sich anzusehen. Sie bewahrten dieses emotionsgeladene Schweigen aus dem Wunsch heraus, den Zauber des Augenblicks nicht zu zerstören, und es war beredter als alle Worte, die sie hätten finden können. Ihre Ausdauer und Beharrlichkeit war belohnt worden. Der Herr hatte gewollt, daß das Buch mit dem Messing-Einband, das *Buch des Juden Abraham*, in die Hände eines toledanischen Kanonikers geriet, eines Mannes, der in der Lage war, seinen geheimnisvollen Inhalt zu deuten und der das Ziel erreicht hatte, von dem zahllose Generationen von Alchemisten und Philosophen geträumt hatten: die Herstellung des seit Jahrhunderten begehrten Projektionspulvers. Es war die Erfüllung der Hoffnungen und Ambitionen aller, die geforscht, verfolgt und sogar getötet hatten, um die Formel, die an dieses goldene Ziel führte, zu bekommen.

Irgendwann sank der Kanoniker in einen seiner Sessel, in denen er immer wieder über seinen Mißerfolgen gegrübelt und den Mut für weitere Versuche gesammelt hatte. Er konnte gar nicht sagen, wie oft—so viele Male, daß er sie nicht mehr zählen konnte! Er saß da, als schlief er, erschöpft von der anstrengenden Arbeit und der Emotion des Augenblicks. Doch in seinem Kopf überschlugen sich die Erinnerungen an den langen Weg, den er gegangen war, bis er sein ersehntes Ziel

erreicht hatte. Erinnerungen an seine toten Freunde wie den Schreiber Santiago Díaz und den Apotheker von der Puerta Vieja de Bisagra. Erinnerungen an die Ärzte Levi und Conques. Was war wohl aus ihnen geworden seit diesem jetzt schon weit zurückliegenden Tag, an dem sie sich mit der schrecklichen Gewissheit, daß sie sich niemals wiedersehen würden, voneinander verabschiedet hatten? Erinnerungen an so viele Mißerfolge, Unglücksfälle und Verständnislosigkeiten.

María hatte sich ebenfalls hingesezt und schwieg diskret, auch sie versunken in die Erinnerungen, die sie im Laufe dieser außergewöhnlichen Erfahrung angesammelt hatte. Nach langem Nachdenken sagte Don Diego schließlich zu ihr:

„Wir halten die mächtigste Waffe, die der Mensch bis zu diesem Moment besessen hat, in unseren Händen, María. Wir haben die Macht, die begehrteste Materie der Welt herzustellen. Um sie zu besitzen, morden und sterben Menschen. Bitten wir Gott unseren Herrn, daß er uns die Kraft und den Willen schenke, sie für Zwecke zu nutzen, die seinem heiligen Namen zu höherer Ehre gereichen und die zum Nutzen seiner Geschöpfe seien.“ Der Kanoniker murmelte ein kurzes Gebet, dem seine Haushälterin mit frommer Andacht folgte.

Hier also lag die Wurzel der sagenhaften Reichtümer, über die der Kanoniker Don Diego de Armenta, Beichtvater des heiligen Primatserzbistums von Toledo, in den Jahren nach diesem einzigartigen Tag verfügte. Niemand erfuhr je, was sich hinter den Türen jenes Hauses bei San Juan de los Reyes am Ende des 15. Jahrhunderts wirklich abgespielt hatte. In den Augen seiner Zeitgenossen umgab den Kanoniker deshalb eine Aureole des Seltsamen, Zweifelhaften. So groß war das Gerede, so zahllos die Gerüchte, daß die Familie Covarrubias, rechtschaffene Bürger, deren besonderer Stolz der Reinheit ihres Blutes galt, das weder durch Mauern noch durch Juden verunreinigt worden war, Anfang des Jahres 1504 bei der heiligen Inquisition von Toledo Anzeige gegen den Kanoniker Armenta und seine Haushälterin María Contreras erstattete.

Gegen ersteren, weil dieser Ansichten hegt, die im Gegensatz zu den Dogmen unseres wahren und heiligen Glaubens und zu den Geboten der Heiligen Mutter Kirche stehen, und gegen beide gemeinsam wegen ihrer allgemein bekannten ketzerischen Hexenpraktiken. Ferner gründen wir unsere schwere Anklage auf die vom Kanoniker öffentlich bekundeten Meinungsäußerungen zugunsten der Konvertiten, ebenso wie seine stetige Verteidigung in Wort und Tat der abscheulichen Brut der Juden, wobei er neben anderen Gottlosigkeiten behauptete, daß Jesus Christus selbst, unser Gott und Herr, von dieser gottlosen Rasse abstamme. Ferner darauf, daß er das Zusammenleben mit Praktizierenden des Gesetzes Moses' und den Anhängern der gottlosen Sekte Mohammeds verteidigt. Ferner klagen wir den Kanoniker und María Contreras an, in sündigem Konkubinat zusammenzuleben, wie allgemein bekannt ist, und daß sie, auch hiervon hat die Öffentlichkeit Kenntnis, diabolische Künste praktizieren, die der Doktrin der Heiligen Mutter Kirche widersprechen und mit deren Hilfe sie in den Besitz unermeßlicher Reichtümer gelangt sind. Diese setzen sie nicht nur für lobenswerte Zwecke ein—in der Tat vollbringen sie unter dem Deckmäntelchen der guten Christen Werke zur höheren Ehre Gottes

unseres Herrn—sondern auch für obskure Bruderschaften und Zirkel, in denen die Ehre unserer heiligen Religion beleidigt wird.

Die Anzeige der Covarrubias, einer verarmten Adelsfamilie, denen nur noch ihr Nachname und ihre Vorfahren zur Ehre gereichte, verursachte einen regelrechten Aufruhr unter den Mitgliedern des Inquisitionstribunals von Toledo. Nicht nur weil es sich, wenn seine Person auch umstritten war, doch immerhin um ein Mitglied des Domkapitels handelte, sondern vor allem und in allererster Linie wegen der enormen Spenden, die Armenta leistete. Anders verhielt es sich jedoch mit dieser Frau von zweifelhaftem Lebenswandel, die er als Haushälterin beschäftigte, während doch alle wußten—wenn auch niemand glaubwürdige Beweise vorlegen konnte—daß sie auch weniger ehrenhafte Aufgaben erfüllte.

Nach einer erbitterten Debatte zwischen den beiden Vertretern des städtischen Inquisitionstribunals und angesichts der Zweifel, die der Notar bezüglich der in der Anzeige erhobenen Vorwürfe ausdrückte, beschloß man, den Fall dem Hochrat der Inquisition zu übergeben—dem Kopftribunal der Inquisition, das dem umfassenden Netz von Tribunalen, das sich wie ein Ölfleck über die riesigen Ländereien der Krone von Kastilien und Aragón ausgebreitet hatte, die Richtlinien vorgab. Auch dort erwies sich die Debatte als außerordentlich komplex und schwierig. Am Ende entschied man nach dem Kriterium des Generalinquisitors Diego de Deza, dem Nachfolger von Bruder Tomás de Torquemada: „Im Falle eines Zweifels ist der Angeklagte schuldig.“ Diese grauenvolle Maxime wurde zum Rechtsprinzip des Tribunals und zur Verhaltensmaßregel für die Inquisitoren. Die Folge war, daß eine Anzeige genügte, um aus einem Angeklagten einen Täter zu machen.

Dennoch nahmen die Debatten und Diskussionen, die der Fall des Kanonikers Armenta in der heiligen Inquisition entfesselt hatte, lange Monate in Anspruch. Als der Beschluß des Hochrats—dieser hatte in jenen Tagen noch keinen festen Sitz, sondern folgte dem umherziehenden Hof von König Ferdinand und Königin Isabella—in Toledo ankam, weilte der Beichtvater von Toledo bereits seit mehreren Wochen nicht mehr unter den Lebenden.

Die Monate, in denen man sich Wortgefechte über sein Schicksal lieferte, nutzte der Angeklagte, um kleinere Bauarbeiten an seinem Haus durchzuführen: Er mauerte den Keller zu, der ihm als Laboratorium gedient hatte, und versteckte das *Buch des Juden Abraham*, angemessen geschützt, in einem Speiseschrank, in dem er die Utensilien für seine Experimente und Versuche aufbewahrt hatte. In einem handwerklichen Meisterstück, das eines Baukünstlers würdig gewesen wäre, verschloß er den Hohlraum so geschickt, daß man beim Hinsehen von seiner Existenz nichts ahnen konnte. Anschließend verschloß er auch den Zugang zum Keller mit einigen Steintafeln, die seit Jahren verlassen in seinem Hinterhof gelegen hatten. Unter das Schutzblatt des Buchs hatte er einen Bogen feinen Pergaments geschoben, auf dem er die Prozedur samt aller Mischverhältnisse und Maße aufgeschrieben hatte—die Formel, die er mit so viel Mühsal ergründet hatte. Hier würde das Buch liegen, um eines Tages, dem Willen des Schöpfers folgend, entweder in jemandes Hände zu fallen oder im Laufe der Jahrhunderte verloren zu gehen, wenn dies dem göttliche Wille entspräche. Er hatte daran gedacht, das Buch zu zerstören, weil das Wissen, das es enthielt, in den falschen Händen eine große Gefahr für die Menschheit darstellte. Aber letzten Endes verwarf er diese Idee, weil er

damit ein Erbe zerstört hätte, das die Vorsehung in seine Hände gelegt hatte und für das er sich selbst nur als Verwahrer betrachtete. Er beschloß, daß die gleiche Vorsehung auch den weiteren Verlauf der Ereignisse bestimmen sollte.

Einige Wochen vor seinem Tod, am Vorabend des Feiertages San Andrés im Jahre 1504—am selben Tag, als die Nachricht vom Tode Königin Isabellas, der am 26. dieses Novembers eingetreten war, Toledo erreichte—hatte Don Diego den ältesten Sohn seines einzigen Bruders, des Oberhauptes der Familie, nach Toledo kommen lassen. Sein Neffe war aus Córdoba angereist, wo Armentas Familie sich Mitte des 13. Jahrhunderts angesiedelt hatte, nachdem das Reich von den Mauren zurückerobert war. Nach einer langen Reihe von weisen Ratschlägen überreichte er ihm zwei Truhen aus starkem Eichenholz, nicht eben klein, die im Inneren mit schwarzem Taft ausgekleidet und außen mit Eisenplatten von einem halben Zoll Dicke beschlagen waren. Es waren Truhen mit drei Schlössern—das bedeutete ein Maximum an Sicherheit. Zusätzlich waren sie mit Verstrebungen aus Eisen gesichert, die, mit Klemmschrauben befestigt, die Truhe ringsum einfaßten und mit Vorhängeschlössern verschlossen wurden. Jede der beiden Truhen enthielt die sagenhafte Summe von 2,5 Billionen Maravedis in neuen Golddukaten aus der Münzstätte von Segovia, wohin der Kanoniker mehrere Sendungen Goldbarren geschickt hatte, um sie dort prägen zu lassen. Ein wahrhaftiges Vermögen!

Don Diego hatte alle notwendigen Vorkehrungen für den Transport dieser wertvollen Last getroffen. Ein von vier Maultieren gezogenes Fuhrwerk mit zwei Kutschern wurde von einem Dutzend Musketieren zu Pferd geleitet. Darüber hinaus reiste eine Gruppe von Maultiertreibern mit der Kutsche und ihrer Eskorte—sie fuhren im Namen des Herzogs von Medinasidonia auf der Suche nach gepökeltm Thunfisch nach Tarifa. Die Route stand fest: Nachdem sie Toledo hinter sich gelassen hatten, würden sie den Landkreis Sagra durchqueren, bis sie das Tal von Alcudia erreichten. Anschließend würden sie den allzeit gefährlichen Paß der Sierra Morena überqueren müssen, wo zahlreiche Straßenräuber ihr Unwesen trieben: Sie nutzten die Einsamkeit der Felsenlandschaft und die zahlreichen Verstecke aus, die das Gebirge bot, um Reisende zu überfallen. Das tatkräftige Eingreifen der Landreiter, einer Art ländlicher Polizei, die vor einigen Jahren von der heiligen Bruderschaft Santa Hermandad gegründet worden war, hatte jedoch viele vom Pfad des Verbrechertums abkehren lassen. Einmal im Tal von Pedroches angekommen, würden die Reisenden dem Ufer des Guadalquivir bis nach Córdoba folgen, wo die Reise des Juan de Armenta, so hieß Don Diegos Neffe, enden würde.

Der Neffe des Kanonikers staunte sehr über die Ratschläge und Anweisungen, die ihm sein Onkel gab, bevor er ihm schließlich einen Beutel aus dunkelviolettem Tuch überreichte. Der Beutel war mit dicht gewebter Seide derselben Farbe gefüttert und mit dem Wappen der Armenias bestickt: ein stehender, goldener Löwe auf einer grünen Wiese; in dem Beutel befand sich ein großer Behälter aus dickwandigem Glas, der ein sehr feines Pulver von rötlicher Farbe enthielt. Außerdem überreichte sein Onkel ihm einen gestempelten und versiegelten Brief, dessen Inhalt sich auf das seltsame Pulver in dem Beutel bezog.

„Du mußt mir feierlich schwören, daß du diesen Brief erst liest, wenn sich zwei Bedingungen erfüllt haben. Erstens mußt du mit Sicherheit wissen, daß ich gestorben bin, ein Ereignis, das nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, wie ich ahne, obwohl alles in den Händen Gottes, unseres Herrn, liegt. Die zweite Be-

dingung ist, daß du warten mußt, bis du das Oberhaupt unserer Familie geworden bist, weil auch dein Vater, mein Bruder, Don Jerónimo, seine Seele dem Herrn anheimgegeben hat.“

Während er dies sagte, hob der Kanoniker ein in feines, schwarzes Saffianleder eingebundenes Buch, auf dessen Deckel ein eingebranntes Kreuz prangte.

„Lege deine rechte Hand auf das Heilige Evangelium und schwöre mir bei der ewigen Glückseligkeit deiner Seele, daß du alle Anweisungen, die ich dir in Bezug auf den Brief gegeben habe, getreu erfüllen wirst.“

Mit ernster, feierlicher Stimme, erstickt durch die Bedeutung dieses Eides, knüpfte Juan de Armenta die Rettung seiner Seele an die Bedingung, die ihm sein Onkel gestellt hatte. Nachdem er auf die Bibel geschworen hatte,klärte der Kanoniker ihn über die Eigenschaften des rötlichen Pulvers auf und sagte ihm, daß sich die Instruktionen für seine Benutzung in dem versiegelten Dokument befänden, das er gemeinsam mit dem Glasgefäß und den beiden Truhen voller guter Golddukatens als Familienerbstück erhalte.

Nachdem die familiären Angelegenheiten geregelt waren, verfaßte Don Diego ein Testament über seine Besitztümer. Er hinterließ seiner getreuen Haushälterin María Contreras

das Haus im Viertel San Martín, das ihre Wohnstätte war und ist. Ferner hinterlasse ich ihr für ihren Unterhalt ein Erbe von 1.500 Dukaten in guter, legaler Währung, geprägt in der Münzstätte unserer Könige, damit sie auf diese Weise ein ehrliches Auskommen habe, solange Gott unser Herr ihre Seele nicht von uns nimmt. Ferner mache ich die genannte María Contreras zur Herrin der zwei von mir gegründeten Kapellaneien in San Juan de los Reyes, in deren Ruhe und Frieden ich mit dem Tag meines Ablebens eintreten werde. Sie soll auch von ihren Erträgen profitieren, wobei sie verpflichtet ist, die beiden Kapläne, denen sie anvertraut wurden, mit der entsprechenden Bezahlung dafür zu entlohnen, daß sie jeden Tag einen Gottesdienst für die ewige Rast meiner Seele sprechen. Ferner verfüge ich, daß beim Tod besagter María Contreras das Eigentum der Kapellen in die Bestände des Hospitals Santa Cruz übergeht, das in diesen Tagen aus dem alten Kloster de las Dueñas entsteht, um darin Findelkinder und Waisen zu versorgen. Zu den genannten Kapellaneien gehören jeweils zwei Häuser, zum einen in der Gasse Santa Fe, neben dem Arco de la Sangre, zum anderen in der Straße, die sie Vicario nennen, gegenüber der heiligen Kathedrale. Ebenso sollen die zwei besagten Kapellaneien Nutznießer der Erträge zweier Getreideäcker sein. Der eine mißt 17 Fanegas und 8 Celemines, entsprechend den von der Stadt festgelegten Maßen, der andere mißt 22 Fanegas und 3 Celemines, ebenfalls nach den oben genannten Maßen. Beide liegen im Bezirk Fuencisla am Rande der Stadt. Ferner hinterlasse ich die Summe von 40 Dukaten, was der Summe von 17.000 Maravedis entspricht, damit in den dreißig Tagen, die auf mein Begräbnis folgen, 8500 Messen für die ewige Ruhe meiner Seele gesprochen werden. Geschehen soll dies in der Grabstätte, die ich für diesen Zweck in San Juan de los Reyes habe erbauen lassen. 1000 davon sollen gleich am Tag meines Todes gebetet werden. Ferner hinterlasse ich dem Kloster der Franziskaner ein Legat, damit es Jahrhundert um Jahrhundert mein Grab pflegt.

Bezahlt sei dies mit den Geldern eines Hauses in der Calleja San Roque und zwei dauerhaften Verpachtungen in Höhe von 12.000 beziehungsweise 14.000 Maravedis an die heilige Kathedrale, zu einem Zins von drei pro tausend, zahlbar zu halben Teilen an den Feiertagen der Heiligen Juan und Miguel. Ferner vermache ich der heiligen Kathedrale die Summe von 8350 Dukaten, zur Verfügung des Domkapitels, der Kanoniker und Benefiziere...

Dieses Testament war datiert auf den vierten Tag des Monats Oktober, den Tag des heiligen Franziskus, aufgezeichnet vom Schreiber Pedro de Castro.

Am Vorabend von San Andrés fühlte der Kanoniker, daß seine Stunden gezählt waren und schickte nach dem Dekan der Kathedrale und dem Lektoratspriester, die auf den Ruf ihres großzügigen Kollegen eilig herbeigeeilt kamen. Sie wußten wohl, daß sein Ende nahte, angesichts des „böartigen akuten Fleckfiebers“, das Doktor Larrea Tage zuvor diagnostiziert hatte. Der Arzt hatte eine rigorose Diät verordnet sowie zwei Einläufe täglich, einen morgens und den anderen abends; darüber hinaus sollte er drei Tage lang mit Hilfe von Blutegeln geschröpft werden. Der Kanoniker, der den Besuch des Doktors nur auf die Bitten Marias hin zugelassen hatte, weigerte sich, die Diät zu befolgen, sich Einläufe verabreichen oder sich das Blut von Egelnsabsaugen zu lassen. Er informierte den Dekan über seine testamentarischen Verfügungen und ließ ihn und den Lektoratspriester Zeuge eines feierlichen Schwurs werden:

„Gott sei mein Zeuge, ich schwöre vor Euch, Señor Dekan der heiligen, erzbischöflichen Primatskathedrale von Toledo, daß ich niemals fleischliche Kontakte zu meiner Haushälterin María Contreras hatte und daß ich mein Keuschheitsgelübde und das Zölibat, das an meinen Stand geknüpft ist, eingehalten habe. Das schwöre ich feierlich auf die Erlösung meiner Seele in diesem letzten Augenblick meines Lebens, in dem mein Ansehen nur noch vor Gott unserem Herrn zählt. Wenn es falsch wäre, was ich gerade erklärte, so sollte meine Verdammung ewiglich sein, für Jahrhunderte und Jahrhunderte. Amen.“

Die beiden Geistlichen, die diesem Schwur eines Sterbenden im Augenblick, bevor er vor das Jüngste Gericht treten würde, sprachlos zugehört hatten, sagten kein Wort. Sie nickten verwirrt und bekreuzigten sich. Anschließend bat Don Diego den Dekan, ihn mit dem Lektoratspriester allein zu lassen, damit er seine Beichte ablegen und sich darauf vorbereiten könne, den Weg in ein anderes Leben zu beschreiten. Es war eine lange Beichte—die Beichte eines Mannes, der sein ganzes Leben Revue passieren läßt. Sie dauerte mehr als zwei Stunden, die unter dem Weinen der Haushälterin und dem Schweigen des Dekans verstrichen. Letzterer mußte sich trotz der langen Zeit, die der Kanoniker Armenta brauchte, um sein Gewissen zu erleichtern, nicht einen Moment lang in Geduld üben, so versunken war er in die tief greifenden Überlegungen, die der Schwur seines Kollegen aus dem Domkapitel ausgelöst hatte. In ganz Toledo würde jeder, ohne zu zögern, bestätigen, daß María Contreras mit Don Diego de Armenta in Sünde lebte. María war, laut der *vox populi*, die „Konkubine des Kanonikers“. Er schüttelte mehrmals den Kopf, als wolle er die Gedanken vertreiben, die ihm in den Kopf schossen. Als

Don Diego geendet hatte, kam der Lektoratspriester aus der Tür des Schlafzimmers, wo er die Beichte des Sterbenden entgegengenommen hatte, und bat den Dekan herein. Die beiden Geistlichen verabschiedeten sich von ihrem Kollegen aus dem Kapitel in dem Wissen, daß sie ihn zum letzten Mal lebend sahen, wenn nicht der unwahrscheinliche Fall einträte, daß der Wille Gottes doch noch etwas anderes verfügte.

Zum Abschied bat Don Diego, der bei überraschend klarem Verstand war, sie, alles zu tun, was in ihrer Macht stünde, damit der bevorstehende Inquisitionsprozess gegen María und ihn annulliert würde—nicht wegen der Vorwürfe gegen seine Person, sondern weil seine Haushälterin eine gute Christin sei, die ihre Pflichten gegenüber der Heiligen Mutter Kirche erfülle. Alle Gerüchte über sie seien falsch. Er bat den Lektoratspriester, ihm ein fein gearbeitetes Nußholzkästchen von seiner Schlafzimmertischkommode zu reichen und holte ein Blatt Papier daraus hervor. Er schwenkte es hin und her und erklärte ihnen:

»Sie ist eine alte Christin, Tochter und Enkelin von Christen. Das kann ich euch garantieren! Und obwohl ich selbst, wie Ihr wißt, keinen allzu großen Wert darauf lege, weil der Glaube an unseren Herrn Jesus Christus und an seine heilige Kirche nicht etwas Ererbtes ist, sondern etwas Eigenes, an die Person gebundenes, so ist es doch gut, wenn es öffentlich bekannt würde, weil es ihr nützen könnte. Sie ist die einzige Tochter meiner einzigen Schwester, die zu Beginn des Krieges um Granada im Jahre 1481 von einem Hauptmann der Armee betrogen wurde. Er gab ihr das Versprechen, sie zu heiraten, was dieser Treulose später nicht erfüllte. Meine Schwester Leonor, so war ihr Name, starb nach einer strapaziösen Schwangerschaft im Wochenbett. Nur ich hatte von der Schwangerschaft gewußt, weil sie es mir gebeichtet hatte, nicht im Rahmen des Sakraments, sondern unter der Bedingung des Stillschweigens, das ich dieser unglücklichen Frau versprach. Als die Stunde der Entbindung kam, sah meine Familie darin eine so große Schande, daß sie nichts von dem Kind wissen wollte. Ich war nach Córdoba gekommen, um Leonor in diesem schweren Augenblick beizustehen. Weil ich wußte, welche Reaktion ein solches Ereignis in meiner Familie hervorrufen mußte, hatte ich meine Vorkehrungen getroffen. Die Situation nahm jedoch eine noch viel schlimmere Entwicklung, als ich es mir ausgemalt hatte. Ich nahm mich des neugeborenen Mädchens an, und noch in derselben Nacht, in der ein treuer Diener des Hauses nach den genauen Anordnungen meines Vaters das Mädchen vor die Pforte der Kirche Magdalena gelegt hatte, holte ich sie von dort zu mir. Ich brachte sie mit Hilfe einer Amme, die ich mit einer stattlichen Summe Dukaten bezahlte, nach Almadén de la Plata, wo ich sie in der Obhut einer guten Familie zurückließ, damit diese sie an meiner statt großzog. Almadén liegt in diskretem Abstand von hier und doch nahe genug, um dem Mädchen gelegentlich einen Besuch abzustatten. Als sie dreizehn Jahre alt war, brachte ich sie nach Toledo. Seit damals lebt sie an meiner Seite und von meinem Auskommen. In all diesen Jahren hat sie die Verleumdungen der bösen Zungen, die ihren Ruf und ihre Ehre beschmutzten, indem sie sie als meine Lebensgefährtin und meine Konkubine beschuldigten, mit christlicher Resignation ertragen, obwohl sie weder das eine noch das andere war. Vor vielen Jahren,“ die Stimme des Kanonikers klang immer schwächer, und er mußte immer längere Pausen machen; offensichtlich strengte es ihn sehr an, weiterzusprechen, „kurze Zeit, nachdem die heimtückischen Gerüchte über ihren Stand und

ihre Rolle in diesem Haus aufgekommen waren, offenbarte ich ihr die Wahrheit über ihre Herkunft und den wahren Grund für die Situation, in der sie sich befand. Ich bot ihr damals an, daß sie die Stadt verlassen könne, daß ich ihr einen Platz in einem Kloster oder eine gute Partie für eine Heirat weit fort von hier beschaffen würde. Weder das eine noch das andere wäre für eine Person mit meinen Möglichkeiten ein Problem gewesen. Meine Nichte lehnte jedoch beide Vorschläge rundweg ab, und bis zum heutigen Tage hat sie ihr Leben der Aufgabe gewidmet, inmitten all des Unverständnisses und der Boshaftigkeit für mich zu sorgen.“

Der Kanoniker wirkte erschöpft von diesem neuen Bekenntnis, dem dritten, das er innerhalb weniger Stunden abgelegt hatte. Tief eingesunken lag er zwischen seinen Kopfkissen. Er war extrem mager und seine Nase so spitz, daß sie die baldige Ankunft des Todes zu prophezeien schien. Die beiden Geistlichen saßen wie erstarrt, nachdem sie diese Offenbarung angehört hatten. Sie reagierten zunächst gar nicht. Dann endlich riß der Lektoratspriester sich zusammen und bemerkte:

„María Contreras ist also Eure Nichte, Don Diego.“

Statt einer Antwort reichte der Kanoniker ihm das Papier in seiner Hand, die bisher kraftlos auf dem Bett gelegen hatte. Ihm blieb gerade noch genug Kraft, um abschließend zu sagen:

„Und eine Frau ohne Makel oder Schuld, was ihre Jungfräulichkeit betrifft.“

Das waren seine letzten Worte. Kurz darauf starb er.

Kapitel 9

Edward Andrews bestellte die Dokumente, die er einsehen wollte, und füllte das Formular zur Ausleihe von Akten aus dem Archiv aus. So früh am Morgen waren erst sehr wenige zum Arbeiten hierher gekommen, aber Andrews wußte aus Erfahrung, daß sich der Saal im Laufe des Morgens allmählich füllen würde. Allerdings hatte er auch selten gesehen, daß alle Stühle besetzt waren.

Nach etwas mehr als zehn—unendlich langen—Minuten gab man ihm Bescheid, daß er die bestellten Dokumente abholen könne. Als er die Papiere endlich in den Händen hielt, legte er sie auf den Tisch, setzte sich bequem hin, dann verschränkte er die Finger und drückte so lange, bis sie mehrmals leise und trocken geknackt hatten. Jetzt löste er die roten Bänder, die die Deckel des Aktenbündels zusammenhielten, und suchte das betreffende Dokument: Nummer elf der vierundzwanzig Akten in dieser Mappe. Es handelte sich um neun Blätter mit Siegel. Sie enthielten eine der berühmtesten Erfindungen der Wirtschaftsgeschichte. Erdacht von Graf-Herzog de Olivares und seinen Beratern, um Mittel aufzubringen, mit denen sich die Außenpolitik der Monarchie Phillips IV. finanzieren ließ. Die Blätter waren auf beiden Seiten mit sepiabrauner Tinte beschrieben, deren Intensität von einer Zeile zur nächsten stark variierte—man konnte sehen, wo der Schreiber jeweils seine Feder in die Tinte getaucht hatte. Es handelte sich also nicht um eine Kopie, er hielt das Originaldokument in den Händen; selbst ein paar Reste des Streusands, den man damals benutzte, um die Tinte schneller zu trocknen, waren noch zu sehen. An einigen Stellen hatte seine Säure das Papier angefressen, aber insgesamt war das Schriftstück sehr gut erhalten.

Andrews begann zu lesen:

In der Stadt Sevilla, am vierzehnten Tag des Monats Mai im Jahre 1624, in den städtischen Münzstätten im Stadtviertel Arenal, nach elf Uhr des genannten Tages. Vor mir, Don Jerónimo de Villanueva, dem ersten Protonotar des Königreichs, erscheint ein gewisser Don Jerónimo de Armenta, Bürger von Córdoba und vierundzwanzigstes Ratsmitglied des Gemeinderats dieser Stadt. Besagter Don Jerónimo wurde nach Sevilla gebracht in Geleit von Mitgliedern der Garde seiner Exzellenz Señor Don Gaspar de Guzmán y Pimentel, Graf-Herzog de Olivares, Gesandter unseres Herrschers König Phillip, dem vierten seines Namens (Gott schütze ihn), der sich zurzeit ebenfalls in dieser Stadt Sevilla aufhält.

Nachdem die Formalitäten, die der Ernst dieses Falles erforderte, durch mich vorgenommen waren, fuhr man fort, indem man besagten Don Jerónimo einen Eid ablegen ließ. Diesen schwor er bei der Rettung seiner Seele auf das Heilige Evangelium, das ich dort zu diesem Zwecke bereit gelegt hatte, so daß die Erlösung seiner Seele von seiner Aussage abhinge. Nachdem alle diese Präliminarien beendet waren, schritt man fort zur Vernehmung, deren Resultat im Folgenden zu lesen ist, geschrieben auf amtlichem Papier mit Siegel von der Sorte zu vier Maravedis der Bogen, und das ich, als erster Protonotar des Königreichs, am Fuße dieses Protokolls mit meiner Unterschrift und meinem Namenszeichen beglaubige.

Bevor man mit den sachbezogenen Fragen begann, wurde dem genannten Jerónimo de Armenta, dem vierundzwanzigsten Ratsmitglied der Stadt Córdoba, gesagt und erklärt, daß man sich erzähle, er besitze ein außergewöhnliches Elixier, dessen Eigenschaften es dem Besitzer gestatten, gemeine Metalle, solche wie da sind Blei oder Zinn, in feinstes Gold von absoluter Reinheit zu verwandeln. Diese vom Volksmund verbreitete Gegebenheit wird von dem oben Genannten nicht geleugnet, und die bekannten Tatsachen deuten darauf hin, daß dieses Elixier wahrhaftig existiert. Dies gilt in besonderem Maße für den sagenhaften Reichtum, den die Armenta von Córdoba ihr Eigen nennen. Dabei verfügt die Familie nicht über ausreichende Ländereien, um ein solches Vermögen zu erklären, und ebenso wenig lassen sich mit diesen Erträgen die reichlichen Ausgaben für Schmuck, Delikatessen und der ausschweifende Lebensstil, dessen sich Don Jerónimo rühmt, finanzieren. Dieser unterhält an seiner Seite ganze Kolonnen von Gaunern, die ihn eskortieren und ihn bei seinen Exzessen und Ausgängen begleiten. Sein Ruf ist weit über die Grenzen seiner Geburtsstadt Córdoba hinaus gedrungen, so daß er sowohl im Viertel von Perchel in Málaga als auch in der valencianischen Olivera bekannt ist; in den berühmtesten Freudenhäusern und Bordellen von Madrid ebenso wie in den „Monipodios von Sevilla“. Seine fortwährenden Streitigkeiten und zahlreichen Übergriffe führten dazu, daß er immer wieder flüchten mußte und daß er sich zu diversen Gelegenheiten vor der Justiz seiner Majestät des Königs wiederfand, welche ihn aufgrund seines Adelsstands mit Geldbußen bestrafte, einige davon in beträchtlicher Höhe, ohne daß diese auch nur zum geringsten Anzeichen von Besserung geführt hätten, was seine Missetaten und Gewalttätigkeiten betrifft.

Zum jetzigen Zeitpunkt wurde er kraft eines durch seine Exzellenz Señor Don Gaspar de Guzmán y Pimentel, Graf Herzog de Olivares, angeordneten Haftbefehls in die Stadt gebracht, mit dem Ziel, gewisse Fragen in Bezug auf die Gerüchte über das oben genannte Elixier aufzuklären. Im Rahmen dieses Haftbefehls nehmen mir in diesem Augenblick die Aussage des Don Jerónimo de Armenia auf Ort der Vernehmung ist der große Versammlungssaal im ersten Flur des Obergeschoßes der Münzanstalt der Stadt Sevilla.

Nach seinem Namen und seiner Herkunft gefragt, gab der Erschienene an, daß er Don Jerónimo de Armenta sei, Sohn von Don Pedro de Armenta, wohnhaft in Córdoba, wo seine Familie seit vielen Jahren ein Ratsmandat der Gemeinde besitze, das von Vater zu Sohn weitervererbt werde.

Gefragt nach den Mitteln seines Lebensunterhalts, antwortete er, daß er einer Familie von Edelmännern angehöre, die aus der Jurisdiktion der Herrschaft Vitoria stamme, und daß sie zu Zeiten der Eroberung Córdobas von den Mauren durch den heiligen König Ferdinand dorthin gekommen seien. Daß sie sich dort als Ritter und Edelleute angesiedelt haben und daß sie als Preis für die Dienste, die ihre Vorfahren dem König geleistet hätten, Ländereien mit lebenslänglichem Erbrecht erhalten haben. Er betonte, daß sie Edelleute seien und daß sie, wie es ihrem Stand entspräche, niemals gemeine und unehrenhafte Arbeit geleistet haben, das sei öffentlich bekannt. Gleichermassen gab er zu Protokoll, daß seine Familie das Mandatsrecht im Gemeinderat von Córdoba durch Kauf von der Krone erworben habe.

Befragt nach den Streitereien und Verbrechen, die man ihm zuschreibt und deren ständige Wiederholung durch die Justiz an verschiedenen Orten des Königreichs dokumentiert ist, antwortete er, daß dies Vorfälle aus seiner Jugend gewesen seien, daß er aber zu diesem Zeitpunkt ein wohlgeordnetes und ruhiges Leben führe in Übereinstimmung mit den Verdiensten und Verpflichtungen, wie sie einem solch edlen und adligen Haus wie dem der Armenta von Córdoba würdig seien.

Ferner befragt nach den am kürzesten zurückliegenden Übergriffen, die mit seiner Erklärung nicht übereinstimmten, wußte Don Jerónimo nicht recht, was er antworten sollte und beschränkte sich darauf, zu erklären, daß die Vorfälle, von denen hier die Rede sei, auf seinen ledigenstand und auf seine jungen Jahre zurückzuführen seien. Darüber hinaus gab er an, daß es sich bei einigen der erwähnten Vorfälle nur um Verleumdungen und Lügen handele, mit denen seine Feinde versuchten, ihn in Schwierigkeiten zu bringen, und daß es diesen Vorwürfen offenkundig an Wahrheit mangle.

Befragt nach seinem Alter und seinem Familienstand gab er an, in dem Jahr geboren zu sein, in dem seine Majestät König Phillip, der zweite dieses Namens und Großvater seiner Majestät unseres jetzigen Königs, gestorben sei, und daß er in der Kirche Magdalena getauft wurde, wie sich in den Taufbüchern der besagten Gemeinde bestätigen ließe; er könne sich weder an den Tag noch an den Monat erinnern, aber das ließe sich ja mit Leichtigkeit feststellen. Er sei unverheiratet, habe aber der Señora Doña Luisa de Velasco, Bürgerin der Stadt Córdoba und Tochter von Don Luis de Velasco, das Eheversprechen gegeben, und zum gegenwärtigen Zeitpunkt würden die Verträge und Übereinkünfte für die Ehe vorbereitet. Ebenfalls gab er an, daß sein Vater,

Don Pedro de Armenta, seine Seele schon vor Jahren Gott anheim gegeben habe, er sei damals noch ein Junge gewesen, könne sich aber nicht genau an das Datum erinnern. Er wisse nur, daß es die Zeit war, als auf Anordnung seiner Majestät König Philipp (Gott hab ihn selig), dem Vater unseres jetzigen Königs, die Brut der Mudejaren, auch genannt Morisken, aus unserem Königreich vertrieben wurde. Auch sagt er aus, daß seine Mutter, Doña Manuela de Rojas, in den Haupthäusern seiner Familie lebe, neben dem Kloster San Pablo und in der Nähe der Plaza, die man Corredera nennt; daß die genannte Doña Manuela, seine Mutter, durch eine Lähmung behindert sei und unter Blindheit leide. Daß er nur eine Schwester habe, Doña Leonor de Armenia, jüngeren Alters als er selbst, und daß diese bereits vor Jahren im Franziskanerkloster der Stadt Córdoba ihr Ordensgelübde abgelegt habe. Daß Gott unser Herr die Ehe seiner Eltern mit noch weiteren Brüdern und Schwestern gesegnet habe, diese aber aus unterschiedlichen Gründen und aufgrund von Unglücken alle bereits aus dem Leben geschieden seien, weil Gott unser Herr es so und nicht anders verfügt habe.

Ferner gefragt nach der Herkunft der Gelder, die er für sein maßloses Leben aufwende, in Freudenhäusern und Bordellen, in Wirtshäusern und Tavernen, für den Unterhalt der Männer, die auf seine Kosten leben, sowie für andere Kosten, deren Gesamtsumme unermessliche Höhen erreiche, antwortete er, daß es sich bei diesen Anschuldigungen um offenkundige Übertreibungen handele und daß die Summen, mit denen er seine Bedürfnisse erfülle, aus dem Familienerbe stammten, dessen einziger Verwahrer nach dem Willen Gottes unseres Herrn er selbst sei.

An diesem Punkt angelangt wurde Don Jerónimo noch einmal daran erinnert, daß er unter feierlichem Eid auf die heiligen Evangelien stehe, worauf er mit einer zustimmenden Geste des Kopfes antwortete und erklärte: „Alles, was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit.“ Er versicherte, daß er ein guter Christ sei und die Pflichten und Gebote, zu deren Einhaltung uns die Heilige Mutter Kirche ermahnt, befolge. Dann wurde er aufgefordert, die Herkunft der Mittel aufzuzeigen, mit denen er solch hohe Ausgaben bestreite. Auf diese Frage antwortete er mit der Aufzählung einer Reihe von Besitztümern, allesamt im Reich von Córdoba. Dies sind zum einen Ländereien mit Steineichenhainen in einem Tal, das Valle Pedroches genannt wird, zum anderen größtenteils Ackerländer und einige Weinberge, ebenfalls in Córdoba. Alle diese Ländereien sind zur Pacht oder zur Teilpacht überlassen und bringen ihm ein Einkommen von 180 Dukaten im Jahr ein. Damit empfängt er, alle Summen zusammengezählt, zum Teil jährlich, zum anderen Teil in stetiger Zahlung, Gelder in Höhe von etwa 800 Dukaten sowie Zinsen in Höhe von 28 Dukaten jährlich. Insgesamt beläuft sich dieses Einkommen auf 208 Dukaten, eine Summe, die einer adligen Familie ein ehrliches Leben ermöglicht, jedoch ohne jegliche Großzügigkeiten oder Verschwendungen. Dies trifft jedoch auf das Leben, das der besagte Don Jerónimo, wie allgemein bekannt ist, führt, nicht zu. Bei diesem errechnen sich nämlich, bei niedriger Schätzung, Ausgaben von 17.000 Dukaten pro Jahr. Der Befragte leugnet diese Rechnung nicht, erklärt aber zunächst auch nicht die Herkunft dieser Gelder, die so weit über den Erträgen liegen, die ihm seine Besitztümer und seine Güter einbringen können.

Ferner befragt zu den Gerüchten über den Besitz eines Wunderelixiers, das die Verwandlung von gemeinen Metallen wie Blei in pures Gold gestatte, antwortete er, daß an diesem Gerücht Wahres sei, denn er besitze zwar kein Elixier, aber ein Pulver von rötlicher Farbe. Es sehe aus wie sehr fein gemahlenes Kupfer, und dieses bewirke die Verwandlung von jedem beliebigen Metall in feinstes Gold. Er sagte dies ohne das geringste Zögern und ohne auch nur ein einziges Mal zu blinzeln. Er wurde durch meine Person aufgefordert, die Herkunft dieses Pulvers sowie die Prozedur, mit Hilfe derer man es erhalte, preiszugeben, worauf er antwortete, daß das besagte Pulver, von dem ihm nur noch eine spärliche Portion geblieben sei, seit vielen Generationen Teil des Familienerbes gewesen sei und daß er keinerlei Kenntnisse darüber besitze, wann es in den Besitz seiner Familie gekommen sei. Weil er aber wisse, daß diese Sache mit den Mauren und den Juden zusammenhänge, nehme er an, sie stehe in Zusammenhang mit der Ankunft seiner Familie in den Ländereien von Córdoba, die damals, vor etwa dreihundert Jahren, zu Zeiten der Eroberung, noch den Ungläubigen gehört haben. Er bewahre dieses Pulver in einem Behälter aus farblosem Glas auf, das wiederum in einem sehr alten und abgenutzten Beutel aus Taft stecke, auf dem das Wappen der Armenta aufgestickt sei. Daß sein Vater, bevor er starb, ihn trotz seiner jungen Jahre über die Existenz dieses mysteriösen Pulvers unterrichtet habe. Man erzählte sich, daß es seit undenklichen Zeiten im Besitz seiner Familie sei und daß dieses Pulver zu zahlreichen Gelegenheiten die Verwandlung von gemeinem Metall bewirkt habe. Auf diese Weise habe er große Mengen Gold erhalten, die er gegen königliche Münzen eingetauscht habe; die von seiner Majestät, dem König erhobene Steuer der Münzprägung habe er ordnungsgemäß beglichen. All dies sagte Don Jerónimo, ohne daß man ihn in irgendeiner Form eingeschüchtert oder Druck auf ihn ausgeübt hätte. Er sagte all dies aus freiem Willen und schien auch nicht im Geringsten befremdet zu wirken. Er machte diese Erklärung, als handele es sich bei der Herstellung von Gold um die natürlichste und gewöhnlichste Sache der Welt. Ein weiteres Mal nach diesen Vorgängen gefragt, um die Aussage noch einmal zu bestätigen, antwortete er wieder auf die gleiche Weise, wie er es zuvor getan hatte und wie ich es in diesem Protokoll niedergelegt habe.

Ferner gefragt nach der Formel, mit der sich die Verwandlung herbeiführen ließe, versicherte er, daß es ein sehr simpler Vorgang sei, es reiche aus, dem gemeinen Metall, das man zuvor in einem Tiegel schmelzen müsse, eine Prise des kupferfarbenen Pulvers zuzugeben und diese Mischung dann durchzumischen, bis das Pulver gänzlich untergerührt sei. Sobald dies der Fall sei, müsse man die Substanz vom Feuer entfernen, damit sie sich setzen könne, und in diesem Moment, ohne daß er selbst wisse, warum oder wie, vollziehe sich die Verwandlung ganz von alleine. Das Ergebnis sei eine Goldpaste, die sich ohne die geringste Mühe aus dem Schmelztiegel lösen lasse, so daß man auf diese Weise einen großen Batzen aus purem Gold erhalte, ohne die geringste Verschmutzung oder Gestein, das entfernt werden müsse. Man könne das Gold schmelzen, wenn man es wolle, um Barren von der Größe und der Form, die man wünsche, herzustellen. Er pflege solche Barren herzustellen, weil sie einen besseren Anblick böten als der Klumpen, der aus dem Schmelztiegel

komme. Er gab an, daß dies aber keinerlei Veränderung bewirke, weder was die Reinheit noch was die Qualität des erhaltenen Goldes beträfe.

Dann wurde er aufgefordert anzugeben, wie oft er dieses Experiment durchgeführt habe, worauf er antwortete, daß es sich nicht um ein Experiment handele, sondern um eine alchemistische Prozedur und daß er sie mit großer Häufigkeit durchgeführt habe, seit er in den Besitz des Glases gekommen sei. Daß der Inhalt des Glases vor etwa zehn Jahren fast einen halben Almud betragen habe, sich die Menge der Substanz in seinem Besitz jedoch jetzt beträchtlich verringert habe, weil er manchmal mehrere alchemistische Prozeduren in einer einzigen Woche durchgeführt habe. Das Resultat sei gleichbleibend unfehlbar. Er erklärte weiter, daß sein Vater ihm gemeinsam mit dem Taftbeutel, in dem das Glas mit dem Pulver aufbewahrt werde, auch ein sehr altes Blatt Pergament überreicht habe, in dem die Instruktionen zur Herbeiführung der Verwandlung stünden, und daß er dieses Blatt bei sich trage, obwohl die Prozedur so einfach sei, daß man die Anleitung eigentlich nicht benötige. Im Anschluß an diese Erklärung wurde er aufgefordert, das besagte Pergament vorzuzeigen, was er aus freiem Willen tat. Er zog es aus einer verborgenen Tasche an der Brust seines Wamses hervor. Das Schreiben besagte das Folgende:

*Gültiges, wirksames und wahrhaftiges Verfahren
für die Verwandlung von gemeinem Metall in Gold.*

Man nehme mehrere Unzen gemeinen Metalls, dies können Blei, Kupfer oder Zinn sein, da diese Substanzen einfacher zu schmelzen sind und sich daher besser für den Zweck, den wir verfolgen, eignen. Jedoch müssen es immer reine Metalle sein, man darf niemals erwägen, Minerale mit Versteinerungen oder eine Legierung von Metallen zu nehmen.

Man lege die gewählte Menge Metall in einen Schmelztiegel, der zuvor auf eine so hohe Temperatur erhitzt wurde, daß sie, wenn der Moment gekommen ist, die Schmelzung des besagten Metalls zu einer breiigen Flüssigkeit herbeiführt.

Sobald das Metall geschmolzen ist, gebe man eine kleine Menge Projektionspulver aus dem Glasbehälter zu der Masse. Bereits eine Prise genügt, um die Verwandlung herbeizuführen. Nach dem Hinzufügen rührt man ohne Unterlaß, bis das besagte Projektionspulver gänzlich untergemischt ist.

Die so hergestellte breiige Mischung wird im Schmelztiegel vom Feuer genommen. Anschließend lasse man sie auf natürliche Weise abkühlen. Die Verwandlung wird ohne Zutun vonstatten gehen, und das Ergebnis ist eine Goldpaste, die so rein und so edel ist, daß sie ihresgleichen sucht.

Die Prozedur der Verwandlung ist alchemistischer Natur, doch alles wird stets in den Händen der Göttlichen Vorsehung ruhen. Diese erleuchtete Abraham den Juden und schenkte seiner Person die Kenntnisse und das Wissen, den Weg zu finden, den so viele vergeblich gesucht haben; und diese führte das von ihm geschriebene Buch, in dem er das Wissen zur Vollendung des Großen Werks bewahrte, in meine Hände.

Unter diesen Instruktionen steht eine Unterschrift mit Namenszeichen, das nicht lesbar ist, obwohl es scheint, als heiße es Diego. Das Pergament, auf dem dieser Text geschrieben wurde, ist mit Sicherheit alt und auch die zahlreichen Knicke bezeugen sein Alter. Von der Form der Buchstaben schließend

würde ich sagen, es stammt aus der Epoche der berühmten Könige Don Ferdinand und Doña Isabella, Gott möge ihre Seelen schützen.

Befragt nach dem in diesem Pergament erwähnten Buch, antwortete Don Jerónimo, daß er über die Erwähnung in dem Pergament hinaus nichts von einem solchen Buche wisse. An diesem Punkt schien es angemessen, ihn noch einmal daran zu erinnern, daß er unter Eid stehe, worauf er zur Antwort gab, daß er, wenn es notwendig würde, bereit sei, seinen Eid zu wiederholen, denn alles, was er in Bezug auf das Buch dieses Juden gesagt habe, sei, ebenso wie auch alles andere, die reine Wahrheit.

Ferner erneut befragt, ob er von dem besagten Buch gehört, es gesehen oder auf irgendeinem anderen Wege davon erfahren habe, wiederholte er seine Verneinung und fügte hinzu, daß auch sein Vater ihm nichts über dieses Thema gesagt habe, als er ihm das Geheimnis des Pulvers anvertraute.

Ferner befragt, ob er von der Existenz anderer Behälter, die ein solches Pulver enthielten, gehört oder auf irgendeinem anderen Wege davon erfahren habe, antwortete er ebenfalls verneinend. Er sagte, er wisse nur von der Existenz dieses einen Behälters. Er habe ihn zwar niemals gewogen, schätze jedoch nach seinem Volumen und der Menge, die er enthalten habe, daß er aus den Händen seines Vaters ziemlich genau ein halbes Almud erhalten haben müsse. Er sagte auch, daß er nicht wisse, ob es unter seinen Vorfahren weitere Behälter gegeben habe.

Ferner befragt, wo er die verbleibenden Reste des Pulvers aufbewahre, antwortete er, daß sich dasselbe in der Sicherheit seines Hauses in Córdoba befinde.

Ferner befragt, ob er bereit sei, die Prozedur vor Zeugen durchzuführen, falls es nötig wäre, sagte er, er sei dazu bereit und würde es, da es sich um einen Wunsch seiner Exzellenz des Graf-Herzogs de Olivares handele, sogar mit ausgesprochenem Vergnügen tun.

Ferner befragt, aus welchen Gründen er dieses Wissen geheim gehalten habe, erklärte er, daß er dieses Wissen nicht im Geheimen gehalten habe, sondern ganz im Gegenteil. Nachdem sein Vater gestorben sei und er als der einzige legitime Erbe in den ruhigen und friedlichen Besitz des gesamten Familieneigentums gelangt sei, da seine einzige Schwester jünger sei, habe er es öffentlich gemacht und es allen gesagt, die es hören wollten. Die meisten hätten es jedoch für einen Scherz oder für eine Verrücktheit der Jugend gehalten, andere für ein Anzeichen des Irrsinns. Es habe ihn sehr überrascht und entsetzt, daß man ihn mit Wachen hier in die Stadt Sevilla gebracht habe, weil er, wenn er von der Angelegenheit gewußt hätte, gerne und freiwillig hierher gekommen wäre. Und ganz besonders, da es sich um einen Wunsch seiner Exzellenz handele.

Nachdem diese Befragung beendet und geschlossen war, wurde Don Jerónimo in die Räumlichkeiten des so genannten Börsenhauses gebracht, das sich in der Nähe dieser Münzstätte befindet. Dort führte man ihn in ein Schlafzimmer im Obergeschoß, wo er unter ständiger Bewachung und unter der strikten Order, daß er von der Außenwelt abgeschnitten bleiben müsse, bleiben sollte, bis etwas anderes angeordnet würde.

Das vorliegende Protokoll wurde erstellt um zwölf Uhr und dreißig Minuten desselben Tages, der im Kopf dieses Schreibens angegeben ist, und am selben Ort, der ebendort schriftlich niedergelegt wurde.

Ich bestätige, daß sein gesamter Inhalt der Wahrheit des in der Befragung Gesagten und Geschehenen entspricht. Diese wurde durchgeführt auf ausdrücklichen Wunsch seiner Exzellenz, Don Gaspar de Guzmán y Pimentel, Graf-Herzog de Olivares und Minister seiner Majestät des Königs (dessen Leben Gott beschützen möge), der uns beauftragte, dieses Protokoll zu erstellen nach den Maßstäben unserer Arbeit als erstem Protonotar des Königreichs und öffentlichem Notar seiner Majestät.

In der Stadt Sevilla ut supra.

Das Protokoll, das Edward Andrews soeben gelesen hatte, trug immer noch einen intakten Stempel aus blaßrotem Siegelack, unterzeichnet vom Protonotar Villanueva mit Unterschrift und Namenszeichen; Name und Nachname waren deutlich lesbar.

Das nächste Dokument, Nummer zwölf, stand ebenfalls im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit. Auch hierbei handelte es sich um eine notariell beglaubigte Zeugenaussage, ebenfalls von Villanueva und ebenfalls in der andalusischen Hauptstadt verfaßt, genau fünf Tage später. Dieses Schreiben dokumentierte den Vorgang, bei dem Don Jerónimo de Armenta vor Zeugen Gold herstellte. Neben dem Notar handelte es sich bei diesen Zeugen um den Graf-Herzog de Olivares, den Erzbischof von Sevilla, einen Theologen und um die Königin von Spanien höchstpersönlich: Isabella von Bourbon, die Gattin von Philipp IV. Dieser war von seinem Minister informiert worden, hatte es aber vorgezogen, Enten jagen zu gehen, wozu er am Hof selten Gelegenheit hatte—dies galt freilich nicht für die Jagd im Allgemeinen, denn der widmete er sich ausgesprochen häufig, sondern dafür, daß es sich bei dem Wild um Enten handelte. Begleitet wurde er von einigen seiner Höflinge und einem halben Dutzend der edelsten Huren von Sevilla, unter ihnen auch die berühmte *Repolida*.

Andrews las diese Seiten mit Genuss. Selbstverständlich enthielt der Text keinen Hinweis auf die Jagd oder die Huren, doch nachdem er seine Lektüre beendet hatte, malte Andrews sich lebhaft aus, wie diese Szene ausgesehen haben könnte.

Kapitel 10

Die Kutsche, die Graf-Herzog de Olivares an den Schauplatz dieses wundersamen Experiments brachte, spiegelte bis ins kleinste Detail die Macht ihres Herrn wider. Es war die Kutsche eines Königs, obgleich ihr Eigentümer kein König war.

Als Ort des Geschehens für das außergewöhnliche Ereignis, von dem man sich die Lösung der finanziellen Nöte des königlichen Finanzwesens erhoffte—es waren wieder einmal kostspielige Kriege gegen die holländischen Ketzer und Rebellen sowie die verfluchten deutschen Protestanten notwendig geworden—hatte man den Palast seiner Exzellenz des Erzbischofs von Sevilla gewählt. Dieser hatte seinen

Wohnsitz für den besonderen Anlaß gern zur Verfügung gestellt, zu dem überdies auch ihre Majestät die Königin, die wunderschöne Isabella von Bourbon, erscheinen würde.

Der erzbischöfliche Palast war ein prachtvoller Renaissancebau, dem nachträglich einige barocke Elemente hinzugefügt worden waren. Dieser neue Baustil war in der Gegend seit einigen Jahren immer öfter zu sehen—ein sichtbares Zeichen der irdischen Macht einer allgewaltigen Kirche. Der Palast lag an einer Seite der nach der Stadtpatronin benannten Plaza de la Virgen de los Reyes und unmittelbar neben der eindrucksvollen Kathedrale von Sevilla, einer der größten in der christlichen Welt. Von den zahlreichen Fenstern und Balkonen der Palastfassade sah man den schlanken Turm, der dem Gotteshaus als Glockenturm diente und dessen Geschichte für ein christliches Gotteshaus einzigartig war: Der Turm war nämlich das Werk von Mauren, wie an den Ziegeln seiner Wände ebenso leicht zu erkennen war wie an der Form der Bögen und den dekorativen Elementen. Diesem Turm, den die Sevillaner seit einigen Jahren *La Giralda* nannten, war in den Zeiten Kaiser Karls, dem Urgroßvater der herrschenden Monarchin, ein Glockenstuhl hinzugefügt worden, wie es sich für eine christliche Kirche gehörte. Gekrönt wurde der Glockenstuhl von einer Statue, die den christlichen Glauben symbolisierte, und die der Volksmund als *Girardillo* kannte—sie hatte schließlich dem ganzen Turm, einem der schönsten der ganzen Christenheit, seinen Namen gegeben. Ebenfalls vom Palast seiner Exzellenz zu sehen war der Patio de los Naranjos, ein mit Orangenbäumen bestandener Innenhof, der ebenso wie La Giralda muslimischen Ursprungs war. Hier trafen sich der Pöbel und das Gesindel von Sevilla, die den Platz wegen seiner Abgeschildertheit zu ihrem Hauptquartier erkoren hatten. Hier hielten sie ihre Treffen und geheimen Versammlungen ab, und hier organisierten sie sich in kriminellen Banden. Man verhandelte über die Begleichung offener Rechnungen und gab *Arbeiten* in Auftrag, deren Tarife von den Bandenchefs exakt festgelegt waren und die gewissenhaft befolgt wurden: zwei Dukaten für das Brechen eines Arms, drei für ein Bein—zahlbar in harten Gold- oder Silber-Münzen, den verdammten Kupferreal wollte hier niemand haben. Das Ausstechen eines Auges hatte denselben Preis wie der Verlust eines Beins: zehn Dukaten, der gleiche Preis, der für eine Tracht Prügel ohne schwere Brüche berechnet wurde. Ein Leben kostete vierzig Dukaten, und der Preis verdoppelte sich, wenn es sich um eine wichtige Person handelte.

Das Experiment—beziehungsweise die Prozedur, wie Don Jerónimo de Armenia es nannte—war für eine diskrete Stunde angesetzt worden: nachdem die Glocken zum Gebet gerufen und die Sevillaner ihren Arbeitstag beendet und sich in den Schutz ihrer Häuser zurückgezogen hatten, denn trotz der strengen Gesetze und irgendwie vielleicht auch gerade ihretwegen verwandelte sich die Stadt nach Einbruch der Dunkelheit in einen Ort, den gute Christenmenschen besser mieden. Weniger diskret war jedoch der Ort des Geschehens, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich die finstersten Gestalten Sevillas versammelten. In diesen Jahren staunte die ganze Welt über die Stadt, die der König zum Zentrum des Handels mit Hispano-Amerika gemacht hatte. Hier sammelten sich die Galeonenflotten, bevor sie zu den Kolonien aufbrachen, voll beladen mit Waren aus den reich gefüllten Lagern am Ufer des Guadalquivir, die dem bevölkerten Viertel Arenal eine unvergleichliche Betriebsamkeit verliehen. Hier, inmitten der lebendigen Geschäft-

tigkeit der Händler, der Bankleute und Geldwechsler, der Gesellschafts-Aktionäre, der Geschäftsleute und des einfachen Volkes, legten auch die Flotten an, die vom anderen Ufer des Atlantiks zurückkehrten, ihrerseits zum Bersten voll beladen mit Gewürzen, Koschenillen, Färbholz, Kakao, Indigopflanzen und, vor allem, mit Gold und Silber aus den Minen von Potosí, Zacatecas und vielen anderen Orten. Das Einlaufen der Flotten, stets enthusiastisch angekündigt, sobald die eindrucksvollen Galeonen die Sandbank von Sanlúcar überquert hatten und ihre Bugen sich in den Wassern des Flusses aneinander reihten, bis sie in Sevilla ihr Ziel erreichten, rüttelte die Stadt jedes Mal auf und verwandelte sie in ein fröhliches Gewimmel.

Die Fassade des erzbischöflichen Palasts war erleuchtet wie zu großen Festlichkeiten, um die Königin der mächtigsten Monarchie der Erde und den einflußreichsten Mann—nach dem König versteht sich—willkommen zu heißen. Es war, als habe an jenem Tag eine Flotte Galeonen aus Hispanoamerika in Sevilla angelegt, die so voll beladen mit Gold und Silber war, daß sie die Geldnot des königlichen Finanzwesens lindern konnte. Mehrere Soldaten, mit Hellebarden bewaffnet und in prächtigen Uniformen, bewachten den Palast und seine unmittelbare Umgebung. Bei Eintreffen der Kutsche formierte sich einer der Trupps, um dem Ankömmling nach dem strengen höfischen Protokoll die Ehre zu erweisen.

Mit einer Beweglichkeit, die für einen Mann seiner Größe unglaublich schien, sprang Don Gaspar aus der Kutsche, ohne darauf zu warten, daß ihm Diener oder Lakaien die Wagentür öffneten und das Trittbrett ausklappten. Er trug keine Kopfbedeckung, so daß man seine glatten schwarzen Haare mit den eingedrehten Spitzen sehen konnte; ein buschiger Bart verdeckte einen guten Teil seines Gesichts. Das Auffälligste an seiner Erscheinung, die mit jeder Geste und Gebärde Macht auszustrahlen schien, war jedoch sein prachtvoller Schnurrbart, der sich an beiden Enden zu einer lockigen Schnecke kringelte. Er schenkte keiner der zahlreichen Begrüßungen durch die Menschen, die rund um die Kutsche im Hof standen, Beachtung, sondern bat gleich darum, zum Erzbischof geführt zu werden, der bereits die Treppe vor dem Haus herabstieg, um seinen erlauchten Gast zu begrüßen. So viele Fackeln leuchteten an den Wänden und in den Händen der Dienerschaft, daß es eher Mittag als Abenddämmerung zu sein schien. Doch in wenigen Augenblicken würde die andalusische Hauptstadt bereits in der Dunkelheit der Nacht versinken. Die beiden Magnaten begegneten sich am Fuß der Treppe. Seine Exzellenz war hochgewachsen, aber schmal und von kränklichem Aussehen. Er empfing den Günstling König Philipps IV. mit einem kurzen Neigen seines Kopfes, gleichzeitig streckte er seine dunkelviolettblau behandschuhte Hand aus, damit dieser den Ring küßte, der seine kirchliche Würde symbolisierte. Olivares machte eine höfische Verbeugung und küßte leicht den Stein am Ring des Erzbischofs.

„Exzellenz, es ist uns eine Ehre, Sie in diesem bescheidenen Haus zu empfangen.“

„Die Ehre ist ganz auf unserer Seite, Exzellenz.“ Damit befand der Graf das Protokoll für beendet und nahm die Zügel in die Hand, indem er seinem Gastgeber mit einer resoluten Geste zu verstehen gab, daß sie nicht hier waren, um Aufmerksamkeiten und Höflichkeitsbekundungen auszutauschen. Während sie die

Treppe hochstiegen, fragte Olivares im Tonfall eines Mannes, der die Antwort bereits kennt: „Ich nehme an, es ist alles vorbereitet?“

„So ist es, Euer Exzellenz. Alles ist bereit, damit die Vorstellung beginnen kann, sobald ihre Majestät die Königin eintrifft, unsere Herrin, die Gott schützen möge.“

„Wenn es Euch nicht stört, Exzellenz, würde ich den Salon gerne sehen, bevor ihre Majestät eintrifft. Nicht, daß ich kein Vertrauen hätte... aber Ihr wißt schon...“

Dem Erzbischof mißfiel dieser Mangel an Vertrauen, und einen winzigen Moment lang verzog er das Gesicht, eine unwillkürliche Reaktion, die er nicht verbergen konnte. Er riß sich jedoch sofort wieder zusammen und versuchte, sich zuvorkommend und aufmerksam zu zeigen.

„Ganz und gar nicht, Euer Exzellenz. So könnt Ihr Euch überzeugen, daß Eure Instruktionen genauestens befolgt wurden.“

Draußen auf der Plaza de la Virgen de los Reyes hatten sich Grüppchen von Neugierigen gebildet, deren Anzahl mit jeder Minute wuchs. Nach einer Weile war ein dichtes Gedränge entstanden, das die Soldaten auf sichere Distanz von der offen stehenden Tür hielt. Einige der Gestalten vom Patio de los Naranjos nutzten die Anwesenheit der Neugierigen aus und gesellten sich zu der Menschenmenge, die den Ruf der Glocken zum Gebet geflissentlich ignorierte und die von den Häschern und Gerichtsdienern nicht auseinander getrieben wurden. Sie hatten sehr präzise Anweisungen erhalten, was diesen Tag und diesen Ort betraf.

„Sie sagen, der Gesandte des Königs sei bereits im Palast,“ sagte einer der Neugierigen.

„Ja, ja. Eben ist er in einer Kutsche des Königs angekommen,“ bestätigte ein anderer das Gerücht.

„Als wäre er der König!“ mischte sich ein Dritter ein.

Angesichts dieses Ausrufs, der an die falschen Ohren dringen konnte, ertönte es von einigen Umstehenden: „Pst! Still!“

„Die Königin wird jeden Augenblick erwartet, sie kommt ebenfalls zu diesem Treffen. Das weiß ich aus sehr zuverlässiger Quelle,“ behauptete ein stämmiger Kerl, der dem Aussehen nach ein ehemaliger Soldat zu sein schien: Ihm fehlte das linke Auge, und sein linker Arm war verkrüppelt und hing leblos herunter.

„Wenn unsere Herrin die Königin kommt und de Olivares anwesend ist, muß es sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit handeln.“

„Ach, was! Ihr kennt wohl den Grund für diese Zusammenkunft nicht?“

„Ich schwöre zu Gott, daß ich den Grund für dieses wichtige Treffen im Palast seiner Exzellenz nicht kenne!“ antwortete der Betreffende, als schüttele er eine Schuld von sich ab, die nicht seine war und die er nicht zu tragen bereit war.

Fast alle Anwesenden lachten oder lächelten, und mehrere von ihnen sprachen durcheinander, um ihm den Grund des Treffens zu erklären.

„Sie werden ein alchemistisches Experiment durchführen, um Blei in Gold zu verwandeln!“

Der stämmige Mann zwirbelte mit seiner gesunden Hand die Spitze seines Schnurrbarts und grinste hämisch:

„Kommt! Die Geschichte könnt ihr einem anderen erzählen! Blei in Gold verwandeln!“

„Doch, doch! Sie wollen ein Verfahren ausprobieren, das ein Mann aus Córdoba bereits seit vielen Jahren erfolgreich durchführt!“ bestätigten mehrere Stimmen.

„Das kann ich nicht glauben!“ beharrte der einäugige und einarmige Veteran. „Außerdem: Aus Córdoba und ein Ehrenmann kann er nicht sein!“

„Aber es ist wahr! Die Formel, mit der sich aus jedem beliebigen Metall Gold herstellen läßt, besitzt ein Edelmann aus Córdoba, der schon sein ganzes Leben lang ohne jedes Maß praßt!“ bemerkte ein Mann mit häßlichem Gesicht, der fast so klein wie ein Zwerg war.

„Es ist wahr!“ bestätigte ein anderer Anwesender. „Der Name des Edelmanns aus Córdoba ist Don Jerónimo de Armenta!“

„Don Jerónimo de Armenta, sagt Ihr?“ fragte ein Mann mit pockennarbigem Gesicht, der sich in einen alten Mantel aus schwarzem Stoff eingehüllt hatte.

„So ist es! Don Jerónimo de Armenta! So lautet sein Name!“

„Wenn es der ist, den ich meine,“ betonte der mit dem alten Mantel, „dann handelt es sich um einen Taugenichts aus Córdoba, einen Raufbold und Hurenbock, der wirklich herumläuft und sagt, er könne aus Blei oder Kupfer Gold herstellen. Ich glaube das nicht, daß er Gold machen kann! Aber Geld hat er! Viel Geld!“

An diesem Punkt war die Unterhaltung, als eine Bewegung in der Menge ankündigte, daß sich etwas Neues tat. Wo die Plaza sich zur Straße hin öffnete, die zur königlichen Festung führte, hörte man jetzt das Tänzeln der Pferde und das Schlagen der Hufe auf dem Pflaster. In der zunehmenden Dunkelheit erahnten die Neugierigen eine von vielen Männern eskortierte Kutsche, die bereits ihre Fackeln angezündet hatte. Wie von alleine öffnete sich eine respektvolle Gasse, um das eintreffende Gefolge hindurchzulassen. Sie sahen, wie sich die Soldaten vor der Tür des erzbischöflichen Palasts hin und her bewegten, und über das Geraune der Menge erhoben sich die Stimmen der Hauptleute, die ihren Männern befahlen, ihre Posten einzunehmen. Auch im Inneren des Palasts brach Geschäftigkeit aus. Die vielen Geistlichen liefen von einer Seite zur anderen, was eine gewisse Konfusion schuf, während Don Gaspar und der Erzbischof hastig die Treppe herunter zum Haupteingang eilten, um die mit einigen Minuten Verspätung eintreffende Königin zu empfangen. Durch die bloße Ankündigung, daß ihre Majestät sich näherte, waren die Nerven derer, die sie erwarteten, zum Bersten angespannt. In der Menschenmenge erhob sich ein Raunen, das sich bald zu lauten Rufen steigerte:

„Die Königin! Die Königin! Die Königin kommt!“

„Es ist die Königin! Die Königin!“

Unter dem Jubel der Menge verloren sich die Stimmen der Hauptmänner, die ihren Soldaten Anweisungen gaben:

„Antreten! Antreten!“

„Linksum! Schneller! Die Hellebarden! Was ist mit den Hellebarden!“

„Macht schon! Ins Glied!“

Reihen von Soldaten mit Hellebarden flankierten beide Seiten der Palasttür, und weitere Männer bildeten in sicherer Entfernung vor dem Palast einen Kordon, damit der Menschaufmarsch die Ankunft ihrer Majestät nicht verzögerte. All dies geschah mit der Präzision und der Schnelligkeit derer, die an die Erfüllung solcher Pflichten gewöhnt sind. Just in dem Augenblick, als die Kutsche der Königin—vielleicht schlichter und zugleich eleganter als die des Königsgünstlings—vor der Tür hielt, erschienen Olivares und seine Exzellenz auf der Schwelle. Ein junger, gut ausse-

hender Hauptmann, der an der Spitze der Eskorte ritt, saß mit einem Sprung von seinem Sattel ab und löste das Trittbrett, um Isabella von Bourbon aus der Kutsche zu helfen. Mit natürlicher Galanterie nahm er die Hand der Königin, die nur in Begleitung einer einzigen Hofdame kam; der Hauptmann war Juan de Tassis, Graf von Villamediana. In diesem Augenblick hoben die Soldaten die Waffen und salutierten ihrer Königin, die wie ein blasser Schatten durch die Dunkelheit glitt, vorbei an all den Ehrerbietungen und den Kniefällen.

Der Salon, in dem Don Jerónimo de Armenta Blei in Gold verwandeln würde, war von Hunderten von Kerzen in zahllosen Kristall- und Bronze-Kandelabern beleuchtet. Ihr Schimmer ließ die auffälligen Farben der Teppiche, die den Boden bedeckten, und die üppigen Vorhänge, die von Balkontüren und Fenstern hingen, in all ihrer Pracht leuchten. Der Raum war auf ausdrückliche Anweisung von Olivares von all seinem Mobiliar befreit worden. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch, darauf lagen ein sauber glänzender Schmelztiiegel sowie ein silbernes Tablett mit mehreren Barren Blei. Neben dem Tisch stand auf einem Sockel aus rotem Marmor ein Ofen von der Sorte, wie ihn Alchemisten benutzten; nach der Hitze zu urteilen, die er verströmte, brannte er offenbar schon seit vielen Stunden. Mehrere Diener legten ständig Holz nach und sorgten dafür, daß er die hohe Temperatur hielt, die der bevorstehende Prozeß erforderte.

In sicherem Abstand vor dem Ofen hatte man einen Sessel mit Baldachin platziert, in den die Königin sich setzte; rechts von ihr nahm Olivares Platz, links der Erzbischof. Die Hofdame hielt sich diskret im Hintergrund, blieb jedoch nahe genug, um sofort zur Stelle zu sein, falls ihre Herrin ihre Dienste benötigte. Ein Theologe mit spitzem Gesicht und strenger Miene setzte sich auf den Platz neben dem Erzbischof—ein Dominikaner mit argwöhnischem und grausamem Blick. Isabella von Bourbon dagegen bot einen beeindruckenden Anblick, die Königin war eine echte Schönheit. Sie trug ein Kleid aus schwarzem Brokat, der mit winzigen Lilienblüten aus Goldfäden bestickt war. Es hatte eine eng anliegende Taille, lange Ärmel und einen schlichten, glockenförmigen Rock ohne weiteres Zierwerk, der ihr bis auf die Füße fiel. Ihr langes, schwarzes Haar war zu einem anmutigen Knoten zusammengebunden, den ein winziger Hut aus rotem Samt krönte; drei kleine, längliche Perlen zierten eine Brosche, die von einer weißen Feder festgehalten wurde. Das pechschwarze Haar ihrer Majestät fand seine Ergänzung in ihren großen Augen, die ebenfalls von einem intensiven, lebendigen Schwarz waren. Ihr Blick verströmte Energie, auch wenn er getrübt war von einem Hauch von Traurigkeit, der jedoch ihre Schönheit keinesfalls minderte, sondern sie noch eleganter wirken ließ. Ihre Haut war weiß und ohne Makel—einen so zarten, strahlenden Teint hatte die Königin, daß sie aussah, als sei sie aus Porzellan; es schien, als könne man sie mit einer bloßen Berührung zerbrechen.

Sobald die Königin Platz genommen hatte, erbat der Protonotar Villanueva, der schon im Saal gewartet hatte—ebenso wie der Theologe, der bei jedem Akt des spanischen Hofes unverzichtbar war, um die Rechtgläubigkeit aller Handlungen oder Entscheidungen zu garantieren—die königliche Erlaubnis, sich setzen zu dürfen. Für ihn war ein kleiner, mit rotem Leinen überzogener Schreibtisch aufgestellt worden, auf dem Papier und Tinte zum Schreiben bereit lagen. Als er alle Geräte vorbereitet hatte, neigte er den Kopf in Richtung Königin, um anzuzeigen, daß man von seiner Seite aus beginnen konnte.

„Majestät,“ sagte Olivares in einem Tonfall, der irgendwo zwischen zuvorkommend und vorsichtig anzusiedeln war, „wenn Ihr es wünscht, können wir anfangen.“

Mit einer Geste voller Wärme richtete sich die Herrscherin an den Geistlichen, der den Platz zu ihrer Linken innehatte.

„Wenn Monseigneur,“ die Königin benutzte die Anrede, mit der sich die Franzosen an Würdenträger der Kirche richteten, „es für angemessen hält, habt Ihr unser Erlaubnis.“

Diese Geste der Königin verletzte Olivares zutiefst. Seiner Ansicht nach hätte er derjenige sein müssen, an den die Königin sich wandte. Die Szene war ein greifbarer Beweis des Streits, den Isabella von Bourbon unterschwellig, aber allgemein bekannt, mit dem Günstling ihres Mannes austrug. Sie hatte nie gebilligt, daß ihr königlicher Gatte die Regierung und die wichtigen Entscheidungen des Staates in fremde Hände legte, sie konnte nicht verstehen, warum der Monarch sich dieser Dinge nicht selbst annahm; unter Inanspruchnahme jeglicher Hilfe, die er für angemessen hielt. Diese Verstimmung verwandelte sich in offene Feindseligkeit Don Gaspar gegenüber, als dessen Beziehung zum König eine neue Entwicklung nahm. Es war ein offenes Geheimnis, daß Philipp IV. nicht nur seinen ehelichen Pflichten mit seiner schönen Gattin nachkam, sondern daß ihn seine Wollust auch in alle anderen Betten trieb, die sich in seiner Reichweite befanden. Von den vornehmsten Damen seines Hofes über die berühmtesten Kurtisanen von Madrid bis hin zu—und selbst hierbei quälten ihn keine größeren Skrupel—jungen Novizinnen aus den Klöstern. Bei diesen triebhaften Ausschweifungen fungierte Olivares als königlicher Kuppler und Gefährte auf all seinen Streifzügen. Daher ließ die Königin, die sich angesichts der Untreue ihres Ehemannes ohnmächtig und erniedrigt fühlte, sich nicht die kleinste Gelegenheit entgehen, den mächtigen Königsgünstling in seinem Stolz zu kränken.

Der Erzbischof klatschte zweimal in die Hände, und sofort, als habe sich eine Feder in Bewegung gesetzt, öffnete sich eine der Türen des Salons. In Begleitung von zwei Sakristanen trat ein Mann ein. Er mußte etwa dreißig Jahre alt sein, sah jedoch so verlebt aus, daß man ihn für deutlich älter hätte halten können. Er war eine vornehme, wenngleich etwas verschlissene Erscheinung. Die Sakristane führten ihn vor ihre Majestät, wo er eine elegante Verbeugung machte, die ihn als Adligen und als Mann von Welt kennzeichneten.

„Majestät, dies ist Don Jerónimo de Armenta,“ wollte Olivares von neuem die Initiative ergreifen, doch die Königin schnitt seine Einmischung drakonisch ab.

„Sagtet Ihr etwas, Monseigneur?“

„Señora, das Individuum, das Ihr vor Euch seht,“ der Sevillanische Prälat wirkte beunruhigt von dem, was hier vorging, wenn er es auch in seinem tiefsten Inneren genoß, den mächtigsten Mann des Reiches in dieser peinlichen Situation zu sehen, „ist Don Jerónimo de Armenta, der Mann, von dem wir Euch erzählten. Er besitzt die wundersame Substanz, die die Herstellung von Gold aus unedlen Metallen ermöglicht.“

Der Betreffende war von einer bemerkenswerten Dreistigkeit. Er verbeugte sich noch einmal und ergriff dann aus eigener Initiative das Wort, ohne die notwendige Erlaubnis zu erbitten. Der Erzbischof reagierte nicht, und auch Olivares, vergrämt wegen der Herablassung, mit der er behandelt worden war, wollte nicht eingreifen.

„Majestät, ich besitze aus meinem Familienerbe ein rötliches Pulver, sein eigentlicher Name ist Projektionspulver,“ erklärte er großspurig. „Mit seiner Hilfe läßt sich aus gemeinen Metallen Gold herstellen. Ich glaube, dies ist der Grund, aus dem man mich vor Eure Majestät geführt hat.“ In diesem letzten Satz lag ein gewisser sarkastischer Unterton.

Angesichts der Frechheit dieses Schwätzers umspielte ein leises Lächeln die Lippen der Königin. Das interpretierte Don Jerónimo auf seine Weise: als nachsichtigen Passierschein, nach Lust und Laune zu manövrieren. War es nicht schließlich er, der im Mittelpunkt dieses ganzen Aufruhrs stand, den der Günstling des Königs organisiert hatte?

„Nun gut, Majestät, auf Eure Erlaubnis zählend, werde ich mit der Prozedur beginnen.“

Doch bevor er sich an die Arbeit machen konnte, intervenierte der Protonotar.

„Majestät, wenn es keine Bedenken von Seiten Eurer erlauchten Hoheit gibt, hielte ich es für angemessen, wenn Don Jerónimo jeden Schritt des Prozesses so deutlich erklärte, daß wir von allem, was hier vor sich geht, Notizen machen können.“

Isabella von Bourbon antwortete mit einem lakonischen „So sei es.“

„Majestät, wie Ihr Gelegenheit haben werdet festzustellen, ist die Prozedur sehr einfach. Alles wurzelt in dem berühmten Pulver,“ dabei warf er Olivares einen boshaften Blick zu; dieser mußte seine Überheblichkeit herunterschlucken und seinen Zorn für eine bessere Gelegenheit aufsparen. *Ich werde schon noch Gelegenheit haben, mit dir abzurechnen, du Gauner*, dachte der Graf.

„Zuerst müssen wir den Schmelztiegel auf den Ofen stellen und die Bleibarren hineinlegen.“

Doch als Armenta den Tiegel auf den Herd stellen wollte, wurde er überrascht. Einer der Diener packte ihn an den Handgelenken und hielt ihn fest, so daß er sich nicht mehr bewegen konnte. Mit einer unwirschen Kopfbewegung warf die Königin dem Günstling ihres Mannes einen haßerfüllten Blick zu.

„Was hat das zu bedeuten, Don Gaspar?“

„Majestät, wir müssen alle Vorkehrungen treffen, die in unserer Macht stehen. Dieser Schurke ist ein schlechtes, minderwertiges Individuum, ein Fachmann für Betrügereien: Er könnte den Prozeß fälschen. Er wird sich dem Schmelztiegel nur nähern, um das, was er als Projektionspulver bezeichnet, hineinzuschütten. Wir können Menschen von seinem Schlag nicht vertrauen, Majestät.“

Die Königin sagte nichts, sondern preßte nur die Lippen aufeinander.

Sobald der Schmelztiegel auf dem Ofen stand, legte einer der Dienstboten die Bleistücke hinein. Beinahe zwanzig Minuten verstrichen, bis das Metall zu schmelzen begann. Diese Zeit nutzte Armenta, um scherzhafte und spaßige Kommentare zu machen, die der Königin großes Vergnügen bereiteten. Einen Moment lang verlor sie sogar die Haltung, die eine Königin von Spanien der strengen Hofetikette nach in der Öffentlichkeit zu wahren hat. Bei einigen Bemerkungen dieses Mannes lachte Isabella von Bourbon herzlich, während der Königsgünstling und der Erzbischof der Szene, die sich vor ihren Augen abspielte, mit versteinertem Miene und einem Hauch von Empörung zusahen. Die Königin, die dem Ernst dieser angesehenen Würdenträger keine Beachtung schenkte, beschränkte sich darauf zu kommentieren:

„Wie Eure Exzellenzen feststellen können, ist Don Jerónimo sich des Erfolges seines Experiments sehr sicher, denn er ist als einziger der Anwesenden gespannt.“

Mit noch nie da gewesener Verwegenheit erlaubte dieser Schwätzer sich, die Königin zu korrigieren.

„Es handelt sich nicht um ein Experiment, Majestät, sondern um eine Prozedur. Eine Prozedur zur Herstellung von Gold. Ich muß nicht experimentieren.“

Bei dieser Übertretung entfuhr dem Mund von Hochwürden ein Wimmern, das er vergeblich zu verbergen versuchte, indem er eine seiner behandschuhten Hände an den Mund hob. Der Blick, den Olivares dem Missetäter zuwarf, war tödlich. Der mächtige Günstling des Königs fühlte sich erniedrigt bis ins Innerste seines Wesens, weit mehr als von den Kränkungen der Königin. Schließlich war die Königin die Königin, aber dieser Einfaltspinsel... Er fragte sich sogar, ob es eine gute Idee gewesen war, dieses ganze Theater aufzuführen. Die Einzige, die die Situation genoß, war die Herrscherin. Durch ihre Erheiterung wurde die bittere Pille aus Verblüffung und Scham, die die beiden Männer rechts und links von ihr schlucken mußten, noch schwerer verdaulich. Endlich hatte sich das Blei in eine zähe Flüssigkeit verwandelt, die einer der Diener mit einem kleinen Eisenstab stetig umrührte.

„Jetzt ist der wichtigste Moment der Prozedur gekommen, Majestät.“ Don Jerónimo zog eine Ampulle aus der Tasche, öffnete sie und schüttete ihren Inhalt, ein feines, rötliches Pulver, in den Tiegel mit dem geschmolzenen Blei. Armenta wirkte wie ein Komödiant auf dem Höhepunkt seiner Darstellung. „Rühren, noch fester rühren!“ Der Taugenichts schrie den Diener, der den Rührstab mit gewisser Trägheit bewegte, beinahe an, und das in Gegenwart der Königin. Aber niemand wagte einzugreifen; Olivares wartete auf eine bessere Gelegenheit, mit dem Prahlhans abzurechnen.

Innerhalb weniger Minuten, viel rascher, als das Blei geschmolzen war, verschwand das Projektionspulver, wie verschluckt vom Grau der bleiernen Masse, die jetzt kurz vor dem Kochen stand: Auf der Oberfläche hatten sich schon die ersten Luftblasen gebildet.

„Nehmt den Schmelztiegel vom Feuer! Nehmt ihn herunter!“ Don Jerónimo befahl und schrie, allem Anschein nach interessierte ihn die Gegenwart ihrer Majestät nicht im Geringsten. Er war in seinem Element: der Herstellung von Gold.

Sobald man den Schmelztiegel auf eine Eisenplatte auf dem Tisch gestellt hatte, vollzog sich die Verwandlung. Das Licht der zahllosen Kerzen verblaßte angesichts des Glanzes, den der Schmelztiegel in diesem Moment ausstrahlte, ohne daß sich jemand erklären konnte, was genau eigentlich geschehen war. Angesichts dieses wundersamen Phänomens erhob sich die Königin und näherte sich zögernd dem strahlenden Behälter. Olivares und dem Erzbischof blieb kaum Zeit, der Herrscherin zu folgen—schon befand sich in dem Schmelztiegel eine goldene Masse, die in Sekundenschnelle aushärtete. Isabella de Bourbons schöne Augen waren weit aufgerissen, der Schleier von Traurigkeit, der ihnen angeboren zu sein schien, war innerhalb eines Augenblicks verschwunden.

„Oh!“ Die Königin hob eine ihrer zarten Hände an ihren Mund und fragte: „Ist das Gold, Don Jerónimo?“

„Von größter Reinheit und maximalem Feingehalt, Majestät!“ Herausfordernd und provokativ ließ Armenta seinen Blick über all jene wandern, die sich rund um den Tisch versammelt hatten, um aus der Nähe zu betrachten, was vor ihren Augen geschehen war.

„Heiliger Himmel! Das ist das Werk Satans!“ Nach diesem schallenden Ausruf faltete der Erzbischof die Hände auf der Brust und begann flüsternd seine Lippen zu bewegen—er sandte verzweifelte Stoßgebete gen Himmel; jetzt war auch er kurz davor, seine Haltung zu verlieren.

Der welterfahrene Olivares war weniger leicht aus der Fassung zu bringen und wahrte seine Selbstbeherrschung. Seine Miene war unergründlich, niemand konnte in diesem Augenblick erraten, was ihm durch den Kopf ging. Vielleicht dachte er daran, wie viele Truppen und Flotten er mit den Mitteln, die nun zum Greifen nahe lagen, bewaffnen konnte, oder an die Pläne, die er jetzt verwirklichen konnte, um das Ansehen der mächtigsten aller Monarchien zu erhalten, für die Philipp der Große die Verantwortung auf seine Schultern gelegt hatte.

Angesichts des Schweigens des Königsgünstlings, wandte sich die Königin an ihn.

„Was ist die Meinung Eurer Exzellenz?“

Der Graf beschloss, vorsichtig zu sein. Er konnte dieser französischen Harpyie, der Landsmännin des Kardinals Richelieu, nicht trauen.

„Majestät, mit allem gebotenen Respekt,“ dabei warf er Don Jerónimo einen biterbösen Blick zu, „ich bin der Meinung, daß man zunächst einmal die Masse aus dem Schmelztiegel entfernen sollte, und...“

Olivares blieben die Worte im Halse stecken.

„Das ist sehr simpel, Majestät, man kann sie einfach herausholen, sie bleibt nicht am Boden des Schmelztiegels kleben.“ Ohne die geringste Rücksichtnahme hatte Armenta die Ausführungen des Grafen unterbrochen.

Obwohl Doña Isabella die Situation genoß, beschloß sie, daß der Augenblick gekommen sei, dieses Subjekt, das sich schon seit einer ganzen Weile unangemessene Befugnisse herausnahm, in seine Schranken zu verweisen:

„Wie könnt Ihr es wagen, seine Exzellenz zu unterbrechen? Entschuldigt Euch, Don Jerónimo! Sofort!“

Zum ersten Mal verlor Armenta die Haltung. Sichtlich verwirrt und mit hängendem Kopf murmelte er eine Entschuldigung.

„Ich kann Euch nicht hören, Don Jerónimo!“ Jegliche Liebesswürdigkeit und Wärme war aus der Miene der Herrscherin verschwunden, ihr Blick war jetzt streng. Es schien, als ob kein Fünkchen Gefühl mehr in ihr sei. Innerhalb eines Augenblicks hatte sie sich in die Königin des spanischen Weltreichs verwandelt, und damit niemand daran einen Zweifel hegte, handelte sie auch entsprechend. Die Diener reagierten instinktiv ängstlich und wichen ein paar Schritte zurück. Dem Erzbischof blieben seine Stoßgebete im Halse stecken, er schloß den Mund und preßte die Lippen aufeinander. Olivares straffte sich. Es war offensichtlich, daß der Günstling des Königs sich jetzt frei bewegen konnte.

„Majestät... ich... ich... bitte tausendmal um Vergebung, Majestät... ich biete Euch meine Entschuldigung dar, Exzellenz...“ Es kostete Don Jerónimo Mühe, die Worte zu artikulieren, seine Stimme schien versagen zu wollen.

„Ihr sagtet, Don Gaspar?“

„Wenn es Euer Majestät beliebt, sollten wir, sobald man die Masse aus dem Tiegel entfernt hat, was offenbar leicht zu bewerkstelligen ist, den Eichmeister kommen lassen. Er wartet vor der Tür darauf, daß man ihn holt, um die Qualität der Substanz zu überprüfen.“

„So sei es. Der Eichmeister möge hereinkommen.“

Olivares sah die Wachen neben der Tür an. Er mußte kein Wort sagen. Einer der Männer verließ den Salon und kehrte nur Augenblicke später in Begleitung eines kleinen Mannes in einem schwarzen, einer Soutane ähnelnden Gewand zurück. Er war fortgeschrittenen Alters, und die spärlichen grauen Haare auf seinem Kopf standen borstig in die Höhe, wie eine Krone, die seinen Hinterkopf umringte und auf der Höhe seiner Ohren verschwand. Der auffälligste Zug seines ansonsten eher nichts sagenden Gesichts waren seine tiefschwarzen, ungewöhnlich buschigen Augenbrauen. In der Hand trug er ein kleines Köfferchen aus schwarzem Leder.

„Majestät, Euer demütiger Diener, Juan de Mondáriz, Eichmeister seiner Majestät, Eures Gatten, in der Münzanstalt dieser Stadt.“ Er machte eine so übertriebene Verbeugung, daß sie unfreiwillig komisch wirkte. Dennoch bewegte niemand einen Muskel. Nur der Kehle von Armenta entfleuchte ein Kichern, das er unter Olivares' Blick jedoch im Ansatz verschluckte. Die Situation hatte sich völlig gewandelt.

„Waltet Eures Amtes, Meister,“ befahl der Graf dem Eichmeister ohne Umschweife.

Juan de Mondáriz holte aus seinem Köfferchen eine Art Schleifstein hervor, der aussah wie ein durchsichtiger, bernsteinfarbener Kristall, sowie einen kleinen Flakon, aus dem er mit Hilfe eines Elfenbeinstäbchens mehrere Tropfen einer farblosen Flüssigkeit entnahm, um sie anschließend auf die Oberfläche des Kristalls zu träufeln. Dann kratzte er mit einem kleinen Messer an der goldenen Masse und legte die Späne auf den nassen Kristall. Er setzte sich eine an einem Metallring befestigte Linse vor das rechte Auge, das damit zu unnatürlicher Größe anzuwachsen schien, und betrachtete die Goldraspel aufmerksam. Unter den Anwesenden herrschte absolute Stille. Die Diener hatten sich nach und nach wieder genähert, um die Untersuchung der goldenen Masse zu beobachten. Ohne ihnen Beachtung zu schenken, raspelte Mondáriz noch weitere Späne ab und legte sie auf seinen Probierstein, dann gab er wieder einige Tropfen der farblosen Flüssigkeit darauf. Nach dieser kurzen Operation schnitt er unter sichtlicher Kraftanstrengung ein größeres Stück von dem Metall ab und betrachtete es gegen das Licht der Kerzen. Dann machte er eine zustimmende Handbewegung.

„Majestät, dies ist das feinste Gold, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Seine Reinheit ist wahrhaftig außergewöhnlich.“ Mit dem Elfenbeinstäbchen bewegte er die Goldspäne noch einmal und fragte an Armenta gewandt: „Señor, wie vollbringt Ihr dieses Wunder? Es scheint etwas Übernatürliches zu sein.“

Während der Erzbischof sich bekreuzigte, dankte Olivares dem Eichmeister für seine Arbeit und verabschiedete ihn ohne weitere Höflichkeiten.

„ut, Señor de Guzmán, jetzt habt Ihr, wonach Ihr Euch so sehtet. Ich hoffe, die finanziellen Nöte der Monarchie existieren ab sofort nicht mehr.“

Mit diesen königlich-kühlen Worten erklärte die Königin die Zusammenkunft für beendet. Sie griff mit beiden Händen in ihren Rock und hob den Saum um eine

Daumenbreite, dann ging sie auf eine der Türen zu. Die Hofdame folgte ihrer Herrin, hinter ihr setzten sich auch die anderen in Bewegung.

„Majestät, entschuldigt bitte, aber es geht hier entlang.“ Der Erzbischof zeigte der Königin mit ausgestrecktem Arm die Tür, die sie nehmen mußte, während die Wachen sie langsam öffneten.

Auf allen Korridoren, Treppen und Galerien entstand ein wahrhaftiger Tumult, während Isabella von Bourbon den Palast seiner Exzellenz verließ. Soutanen und Uniformen wimmelten um sie herum wie Bienen um ihre Königin. An der Eingangstür der Residenz angekommen, verabschiedete sich die Königin, indem sie dem Erzbischof und dem Günstling des Königs ihre Hand zum Kuß hinstreckte. Dann stieg sie, geleitet von Graf Villamediana, dem Kapitän ihrer Garde, in ihre Kutsche und fuhr in Richtung königlicher Festung davon. Noch immer standen einige Grüppchen von Menschen auf der Plaza de la Virgen de los Reyes, obwohl die Nacht ihren schwarzen Mantel längst über Sevilla ausgebreitet hatte. Sie wollten das stets außergewöhnliche Spektakel, die Königin von Spanien zu sehen, nicht verpassen. Diesmal gab es jedoch keine Hochrufe wie bei der Ankunft der Herrscherin. Nur das Traben der Pferde und der metallische Lärm der Bandeisen und Kutschräder durchbrach die Stille. In der Ferne ertönten zehn Glockenschläge der Rathausuhr.

Kapitel 11

Olivares tobte. Alle um ihn herum kannten seine Furcht einflößenden Wutausbrüche, wenn nicht alles nach seinen Vorstellungen lief, aber keiner konnte sich an eine Szene wie die jetzige erinnern. Nach dem Erhalt der Nachricht, so erzählten sie sich, habe er mit einem Tintenfaß nach dem Dienstboten geworfen, der ihm den Brief aus Sevilla überreicht hatte; weil dieser ausgewichen war, sei das Fäßchen auf einem wunderschönen Gemälde des großen Meisters Rubens zerschellt. Das größte Erstaunen rief jedoch die Tatsache hervor, daß er auch die vielen Bücher, die sich auf einem Tischchen in seinem Arbeitszimmer stapelten, durch das Zimmer geschleudert und dabei riskiert hatte, sie zu ruinieren. Er hatte diese Bücher zu einem skandalösen Preis von einem genuesischen Buchhändler erworben, der Geschäfte zwischen seinem Heimatland, Barcelona und Madrid unterhielt. Alle, die für Olivares arbeiteten, wußten, daß es unter diesen Umständen das Beste war, gar nichts zu tun und ihn nach Möglichkeit alleine zu lassen. Dann versank er nach einer gewissen Zeit wie ein eingesperrter Löwe in seine Grübeleien, und die Melancholie bändigte ihn allmählich. Denn auf die Wut folgte bei ihm unausweichlich eine tiefe Traurigkeit, mit der er sich ins Bett legte, bis seine Laune sich aus irgendeinem Grund wieder besserte.

Niemand wagte, sein Büro zu betreten, denn die Geräusche, die nach außen drangen, stammten ohne Zweifel vom entfesselten Jähzorn des Königsproteges. Nach einem seiner Ausbrüche waren Reparaturen notwendig geworden, die eine beachtliche Summe Dukaten verschlungen hatten, ganz zu schweigen von den irreparablen Schäden wie im Falle der schönen Tonstatue eines Italieners namens

Torrignano: Sie war seiner Raserei zum Opfer gefallen und hatte nie wieder hergestellt werden können.

So lagen die Dinge, als ein weiterer Brief eintraf. Dieser kam aus Flandern und brachte ohne Zweifel Neuigkeiten über die militärischen Operationen, die dort im Gange waren. Die letzte Nachricht war vor mehr als zwei Wochen gekommen und hatte den Hof informiert, daß die Spanier seit Monaten hartnäckig versuchten, Breda zu erobern, eine Stadt, die die Holländer so stark befestigt hatten, daß manche sie schon als uneinnehmbare Festung bezeichneten. Die Belagerung Bredas hatte sich für die spanischen Infanterieregimente unter General Ambrosio de Spinola zu einer Frage der Ehre und des Ansehens entwickelt. Überall rätselte man, wie sie wohl ausgehen würde, so daß viel mehr auf dem Spiel stand als nur der Besitz einer Burg in einem Krieg, in dem manche Städte mit jeder neuen Militärcampagne die Besatzer wechselten.

Obwohl allen Anwesenden klar war, wie groß das Interesse Don Gaspars, der kürzlich zum Herzog von Sanlúcar la Mayor ernannt worden war und den man jetzt Graf-Herzog de Olivares nannte, an dieser Nachricht war, wagte niemand, ihm unter die Augen zu treten. Eine beträchtliche Zahl von Mitarbeitern und Dienern diskutierte noch, welche Entscheidung die beste wäre, als die Gattin seiner Exzellenz in Erscheinung trat: Doña Inés de Zúñiga y Velasco, die ebenfalls von den Guzmán aus Medinasidonia abstammte und eine Kusine ihres Mannes war. Es geschah nicht häufig, daß die ernste Doña Inés in der Nähe des Büros ihres Mannes gesehen wurde, woraus die Anwesenden schlossen, daß etwas Ernstes geschehen sein mußte. Ihr Erscheinen ließ Gemurmel und Kommentare sofort verstummen, und wie beschwörend senkten alle die Köpfe, um der erlauchten Dame ihren Respekt zu erweisen.

„Ist seine Exzellenz in seinem Arbeitszimmer?“

Natürlich wußte Doña Inés sehr genau, daß ihr Gatte dort war—schließlich waren die Geräusche hinter der Tür nicht zu überhören—doch sie stellte die Frage als eine Art offizieller Ankündigung ihrer Ankunft. Zu ihrer Überraschung gab keiner der vielen Menschen, die hier versammelt waren, ihr eine Antwort, woraufhin sie ihre Frage wiederholen mußte, diesmal mit offenkundiger Strenge:

„Ist seine Exzellenz, mein Gatte, in seinem Büro?“

Jetzt trat ein gut aussehender junger Mann aus der Gruppe hervor. Seinen Manieren und seiner Kleidung nach mußte er zweifellos ein junger Offizier sein. Nachdem er die Dame mit dem Hut in der Hand ehrerbietig begrüßt hatte, beantwortete er ihre Frage.

„Meine Dame, ich glaube, daß seine Exzellenz im Büro ist, aber offenbar geht etwas Schlimmes vor. Ich komme aus Flandern und bin gerade erst in Madrid eingetroffen—mit nur eben genug Aufenthalt, um mich nach so vielen Tagen der Reise in einen präsentablen Zustand zu bringen. Ich bringe dieses Schreiben der Infantin Doña Isabella Clara Eugenia,“ hierbei zog er den Brief aus einem seiner Ärmelaufschläge und schwenkte ihn vor den Anwesenden hin und her. „Es enthält die von diesem Hof am dringlichsten erwartete Nachricht der letzten Monate. Aber es scheint, als könne ich sie nicht überbringen. Entweder hat hier die ganze Welt den Verstand verloren oder dort drinnen geht etwas sehr Ernstes vor sich, Señora!“

„Nachricht aus Flandern, sagt Ihr?“ fragte Doña Inés interessiert.

„So ist es, Señora. Von der Infantin Isabella Clara Eugenia höchstpersönlich, der Großtante seiner Majestät unseres Herrn des Königs! Und gute Nachrichten, bei Gott!“

„Sind es zufällig Nachrichten aus Breda, Herr Offizier?“ beharrte die Dame.

„Gestattet, Señora, die Diskretion verpflichtet mich, nicht mehr zu sagen, bis ich dieses Schreiben,“ er raschelte von neuem mit dem Papier, „seinem Empfänger übergeben habe.“ Wieder machte er eine höfische Verbeugung.

Ohne ein weiteres Wort trat Doña Inés, die ohne Begleitung gekommen war, in das Arbeitszimmer ihres Mannes ein und schloß die Tür hinter sich. Draußen konnte man nichts von dem hören, was zwischen den Eheleuten gesprochen wurde. Aber nur wenige Augenblicke später füllte die massige Figur des Graf-Herzogs den Türrahmen und forderte lautstark die Nachricht ein, die gerade aus Flandern eingetroffen war. Der junge Offizier, der mit Doña Ines gesprochen hatte, trat vor ihn, begrüßte ihn militärisch und streckte ihm das Schreiben mit den sehnlich erwarteten Neuigkeiten hin. Olivares brach die Siegel, die das Geheimnis dieser Zeilen sicherten, ohne die geringste Vorsicht und las mühsam beherrscht den Text, den er in seinen zitternden Händen hielt. Nach wenigen Augenblicken hellte sich seine Miene deutlich auf; nun war allen Anwesenden klar, was in dem Schreiben stehen mußte. Und dann bestätigte der Günstling des Königs mit lauter Stimme:

„Breda ist unser! Breda ist gefallen!“

„Breda hat sich ergeben! Unsere Truppen haben Breda eingenommen!“

Diese Rufe lösten eine Explosion des Jubels unter den Anwesenden aus. Von diesem Augenblick an, es war kurz nach 12 Uhr mittags, verbreitete sich die Neuigkeit wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt. Bei Nacht würde Madrid sich in ein einziges großes Fest verwandelt haben, überall würde Festbeleuchtung brennen, die Glocken würden läuten, und man würde von Theatervorstellungen, Ringelstechen und Stierkämpfen sprechen. Die Plaza Mayor mußte dekoriert und geschmückt werden wie zu großen Feiertagen.

„Schnell! Mein Schwert und meinen Mantel! Meine Kutsche!“

Olivares hatte sich in einen Wirbelwind verwandelt, die Wut über die Neuigkeiten aus Sevilla über den schwierigen Fall des Don Jerónimo de Armenia war ver Rauch.

„Zur Festung! Ich muß seine Majestät sehen! Julián! Eine Staatsversammlung muß einberufen werden! Dringend! Für heute Abend!“

Julián, sein treuer, sich aufopfernder Sekretär, verbeugte sich, dann rannte er los, als sei der Leibhaftige hinter ihm her.

„Die anderen: an die Arbeit! Bereitet Briefe vor! Schickt Nachrichten an die Klöster! Und an die Pfarreien!“

Während der Protégé des Königs, bequem in den hinteren Sitz seiner Kutsche gelehnt, von seinem Haus zur Königlichen Festung fuhr—die Vorhänge zugezogen, um sich ein wenig Privatsphäre zu sichern—ließ er seiner Fantasie freien Lauf. Vielleicht könnte man bei Maestro Velázquez ein Ölgemälde in Auftrag geben, das diese ruhmreiche Heldentat der spanischen Truppen für immer unsterblich machen würde. Das Infanterieregiment würde weiterhin unbesiegbar bleiben, für diese Soldaten gab es keine uneinnehmbaren Orte. Sie waren der Schrecken Europas und würden es—mit der Hilfe Gottes—auch noch viele Jahrhunderte lang bleiben.

Der Königsgünstling war euphorisch. Wie so häufig hatte sich sein furioser Zorn übergangslos in überschwängliche Freude verwandelt. So war es, und so würde es sein, bis es dem Schöpfer beliebte, ihn zu sich zu rufen. Zwar geisterte eine flüchtige Erinnerung an das, was an diesem Morgen seinen Zorn ausgelöst hatte, durch seinen Kopf, doch der Anlaß schien ihm jetzt sehr weit entfernt. Im Augenblick lag Sevilla weit weg, viel weiter als Breda—zumindest im Kopf dieses hünenhaften Mannes, der jetzt nur noch überlegte, wie er dem König diesen unermeßlichen Sieg mitteilen würde: Breda, die Uneinnehmbare, gehörte von neuem zum Reich seiner katholischen Majestät!

Zur gleichen Stunde waren in Sevilla, an den Ufern des Guadalquivir, ein paar Ordensbrüder der Santa Caridad dabei, eine der Verpflichtungen zu erfüllen, die in den Regeln ihrer Bruderschaft festgehalten waren: aus Erbarmen die sterblichen Überreste eines Mannes beizusetzen, der, wie es schien, Don Jerónimo de Armenta hieß und der auf dieser Welt niemanden hatte, der sich dieser Aufgabe annehmen würde. Der Unglückliche mußte einen schrecklichen Tod erlitten haben, sein Körper war in erbärmlichem Zustand: Arme und Beine ausgerenkt und an mehreren Stellen gebrochen, der Bauch angeschwollen, und er hatte zahlreiche Wunden auf dem Rumpf und den Gliedmaßen. Jeder würde sagen, daß es sich um einen Angeklagten der Heiligen Inquisition handeln mußte, den man auf der Folterbank mit Haube und Flaschenzug zum Sprechen zu bringen versucht hatte. Doch die Brüder hatten die Leiche im königlichen Gefängnis abgeholt, dort war er gestorben—oder dort hatte man ihn hingeschleppt, um die Spuren seiner Herkunft zu verwischen. Doch Fragen zu stellen oder den Tod der Leichen, die ihren mitfühlenden Händen anvertraut wurden, zu untersuchen, war nicht die Mission der Brüder der Santa Caridad. Man hatte ihnen gesagt—und das mußte ihnen genügen—daß der Mann seit dem Frühling des Vorjahres in diesem Gefängnis gesessen hatte—seit damals, als der Hof nach Sevilla gekommen war, damit seine Majestät König Philipp, der vierte seines Namens, sich den Freuden des Jagdreviers Doñana widmen und einige Wochen lang in sicherer Entfernung von den Unwägbarkeiten des Regierungsamts und den Intrigen des Hofes entspannen könne. Allzu sehr pflegten ihn allerdings weder die einen noch die anderen zu erschöpfen, da er die Arbeit, die die Staatsgeschäfte mit sich brachten, vertrauensvoll in die Hände des Graf-Herzogs de Olivares gelegt hatte.

Jener Don Jerónimo de Armenia war aufgrund eines Experiments oder einer Prozedur, die im Palast des Erzbischofs stattgefunden hatte, zunächst in einem Zimmer auf dem Dachboden der Warenbörse eingesperrt und von der Außenwelt isoliert worden. Er habe, so behaupteten die Gerüchte, aus Bleibarren eine beträchtliche Menge reinen Goldes hergestellt. Doch wie es schien, konnte der Verhaftete die Operation nicht wiederholen, da ihm nach eigener Aussage ein bestimmtes Wunderpulver fehlte, ohne dessen mysteriöse Eigenschaften die Verwandlung von Metallen in Gold nicht möglich war. In dieser Gefangenschaft befragte ihn kein Geringerer als der Minister Don Fernando Ramírez de Fariñas, der vom Graf-Herzog de Olivares den ausdrücklichen Auftrag erhalten hatte, dieses Problem zu lösen. Die Angelegenheit sei, so sagte der Minister selbst, „von höchstem Interesse für die Rettung unserer Monarchie, die von furchtbaren Feinden bedroht wird.“ Doch alle Versuche des Ministers erwiesen sich als zwecklos. Nichts

konnte den Gefangenen dazu bringen, zu enthüllen, wo das mysteriöse Pulver zu finden sei, noch offenbarte er die Formel für seine Herstellung. Parallel dazu scheiterten auch sämtliche Versuche der Experten der Münzanstalt, die Zusammensetzung des Goldes zu ermitteln, das der Gauner im Palast des Erzbischofs aus einigen Barren Blei fabriziert hatte. Ebenso wenig führten die Experimente einiger als Währungsexperten hinzugezogener Holländer zur Lösung des Rätsels. Und auch ein Alchemist, der auf ausdrückliche Order des Graf-Herzogs de Olivares herbeigeholt worden war—ein Mitglied des alchemistischen Zirkels, den Kaiser Rudolf II. von Habsburg in Prag gegründet hatte—konnte keinen Erfolg vorweisen.

Nach dem Scheitern des Ministers versuchte es seine Exzellenz der Erzbischof, Don Luis Fernández de Córdoba y Mendoza, mit spirituelleren Methoden. Auch er erzielte keinerlei Fortschritt. Selbst die Drohung, ihm diverse heilige Sakramente zu verwehren, und sogar die Ankündigung der völligen Exkommunikation beeindruckten den Gefangenen nicht: Er blieb halsstarrig in seinen Positionen und in seinem Schweigen. Es gab keinen irdischen Weg—und scheinbar auch keinen göttlichen—ihm mehr zu entlocken als die Erklärungen, die er wieder und wieder abgab, und die alle bereits kannten. Auch die minutiöse Durchsuchung seines Familiensitzes in Córdoba erbrachte kein Ergebnis, ebenso wenig die Nachforschungen nach seiner Schwester Doña Leonor, die dem Franziskanerorden angehörte, denn die junge Nonne war etwa ein Jahr zuvor verschieden. In Folge all der Aufregung verstarb auch Doña Manuela de Rojas, die blinde und gelähmte Mutter Don Jerónimos. Sie hatte den Schmerz dieser für sie und ihre Familie beschämenden Situation, über die sich ganz Córdoba das Maul zerriß, nicht ertragen können. Ihr Tod war vermutlich das Beste, was der altersschwachen Dame passieren konnte. Einziges Resultat der fruchtlosen Suche in den persönlichen Habseligkeiten des Verhafteten war der Fund eines Dokuments, das eine genaue Kopie des Schreibens war, das er bei sich getragen hatte: die Beschreibung der Prozedur, die er im Haus des Erzbischofs durchgeführt hatte. Außerdem fand man einen Beutel aus dunkelviolettem Taft; dem Gewebe des Stoffes nach zu urteilen mußte er sehr alt sein, und er war mit dem Wappen des Hauses Armenta bestickt. In dem Beutel befand sich ein leerer Glasbehälter.

Auf diese Weise verstrichen mehr als vier Monate. Die Hundstage des Sommers 1624 waren vorüber, und der Herbst brach an. Um diese Zeit wurde der Verhaftete, der rechtlich gesehen bis dahin keines Verbrechens angeklagt war, unter dem schlimmen Vorwurf der *Falschmünzerei* ins königliche Gefängnis gebracht. Dieses Delikt wurde stets mit der Todesstrafe geahndet, wenn die Anschuldigungen bewiesen wurden, was für die *Justiz* nicht sonderlich schwierig war. In dem schäbigen Gebäude in der Calle de las Sierpes, nahe der Plaza de San Francisco, verbrachte Don Jerónimo, von der ganzen Welt verlassen, weitere fünf Monate—von Elend zerfressen sah er den Anbruch des Jahres des Herrn 1625. Wenn er, der an ein sorgloses Leben gewöhnt war, an diesem Ort, dem Inbegriff des Elends, nicht starb, so lag dies daran, daß er dort auf einige seiner alten Spießgesellen und Kumpane aus besseren Zeiten traf, die in weniger schlimmem Zustand waren als er selbst und sich seiner erbarmten. Nur mit ihrer Hilfe überlebte er.

Doch es kam noch schlimmer. Als der Karneval vorbei war und die Fastenzeit gerade begonnen hatte, holten ihn eines Nachts, während alle schliefen oder zu schlafen schienen, ein paar Häscher aus dem Gefängnis und stießen ihn, an den

Händen gefesselt, in eine schwarze, unheilvoll aussehende Kutsche ohne Fenster. Auf der Fahrt bewachten ihn zwei Männer mit undurchdringlichen, bössartigen Gesichtern. Sie waren schwarz gekleidet und trugen Birette der gleichen Farbe auf dem Kopf. Sie beantworteten keine der Fragen, die ihnen der unglückliche Armen-ta stellte.

„Laßt Ihr mich frei? Wird mir endlich Gerechtigkeit zuteil? Wo fahrt Ihr mich hin?“

Seine flehentlichen Fragen stießen bei den beiden bleichen Männern auf Schweigen. Ihrer Aufmachung nach mußten sie Geistliche sein, doch von ihrem Verhalten her glichen sie eher Scharfrichtern. Don Jerónimo sah nicht, wohin man ihn brachte, denn vor dem Aussteigen aus der Kutsche verbanden sie ihm die Augen mit einem schwarzen Stück Stoff. Er wußte nur, daß es finstere Nacht war, und, weil er das Plätschern des sanft dahinfließenden Flusses hören konnte, daß sie sich in der Nähe eines Flusses befanden, der kein anderer sein konnte als der Guadalquivir. Auf der Haut spürte er, daß es zu regnen begonnen hatte und daß es kalt war.

Man stieß ihn in ein Verlies, in das kein Schimmer Licht drang, denn die einzige Öffnung in den massigen Wänden war die niedrige Tür, die man gebückt durchqueren mußte. Beleuchtet wurde sein Kerker von einem Kerzenstummel, den man ihm jeden Tag bereits angezündet brachte. Wenn er einige Stunden später heruntergebrannt war, versank er in die allertiefste Dunkelheit, bis man ihm am folgenden Tag wieder sein Essen—Brot, Wasser, ein Stück gesalzenen Speck—und die Kerze brachte. So ging es zehn oder zwölf Tage, genau konnte er nicht einschätzen, wie viel Zeit in seinem neuen Gefängnis verstrichen war; er hatte jegliches Zeitgefühl verloren und mit ihm auch den Überblick über die Tage. Irgendwann, er wußte nicht, ob es Morgen, Abend oder Nacht war, holte man ihn aus dem Verlies und führte ihn in einen großen Saal, in den ebenfalls keine Sonne fiel, nur einige dicke Wachskerzen verbreiteten ein düsteres Licht. Der Raum hatte Gewölbedecken, und seine Wände, inklusive der Türen, waren vom Boden bis zur Decke vollständig mit schwarzen Vorhängen verhüllt. An einem Ende des Raums stand ein Tisch, auf dem eine ebenfalls schwarze Tischdecke lag. Dahinter saßen drei Männer, auch sie in Schwarz gekleidet, ihre schwarzen Birette lagen auf der Tischdecke. In einer Ecke des Saals saß ein Schreiber in Erwartungshaltung—auch dort war alles schwarz. Alles deutete darauf hin, daß ihn ein Verhör erwartete.

Als Don Jerónimos Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, fiel sein Blick auf das Emblem in der Mitte des Vorhangs hinter dem Rücken der drei Männer, vor denen er stand. Ein Schauer des Entsetzens lief ihm vom Kopf bis zu den Füßen: ein Kreuz, flankiert von einem Schwert und einer Palme. Heiliger Himmel! Er stand vor einem Tribunal der Heiligen Inquisition! Jetzt wußte er, wo er all diese Tage gewesen war. Man hatte ihn nach Triana gebracht, in das dicht bevölkerte Viertel Sevillas am rechten Ufer des Guadalquivir, genauer gesagt, in die gefürchtete Burg San Jorge, in die geheimen Verliese der sevillanischen Inquisition.

Noch bevor er sich von dieser überraschenden Erkenntnis erholt hatte, hörte er die erste Frage. Mit Grabesstimme fragte ihn einer der Inquisitoren:

„Wie lautet der Name des Angeklagten?“

Jerónimo stammelte, bevor er mit stockender Stimme antworten konnte:

„Mein Name ist Don Jerónimo de Armenia y Rojas.“

„Wer waren Eure Eltern?“

„Mein Vater war Don Pedro de Armenta, wie ich Ratsmitglied der Stadt Córdoba, und meine Mutter war Doña Manuela de Rojas.“

„Aus welcher Stadt stammt Ihr?“

„Geboren und ansässig in Córdoba, wenn ich auch schon seit vielen Monaten an unterschiedlichen Orten der Stadt Sevilla gefangen gehalten werde.“

„Wie lange seid Ihr schon in Gefangenschaft?“

„Ich kenne das heutige Datum nicht, aber ich wurde meiner Freiheit im Frühjahr 1624 beraubt, als der Hof des Königs sich in dieser Stadt befand.“

„Wißt ihr, aus welchem Grund Ihr hier seid?“

„Nein, ich kenne den Grund nicht. Vielleicht weiß es Euer Hochwürden?“

Der Inquisitor verzog das Gesicht, beherrschte sich aber.

„Wißt Ihr wirklich nicht, warum Ihr vor der Heiligen Inquisition steht?“

„Nein, Euer Ehren. Ich weiß es nicht.“

„Vielleicht frischt das hier Eure Erinnerung auf.“ Er legte einen Taftbeutel, auf den das Familienwappen der Armenia aufgestickt war, auf den Tisch.

Don Jerónimo blieb ruhig.

„Dieser Beutel stammt aus meinem Besitz; er ist mit dem Wappen meiner Familie bestickt.“

„Könnt Ihr uns sagen, was dieser Beutel enthielt?“ In der Stimme des Inquisitors schwang eine gewisse Selbstgefälligkeit mit.

„Dieser Beutel enthielt lange Zeit ein Familienerbstück. Ein feines Pulver, das in meiner Familie von Vater zu Sohn weitergereicht wurde und mit dem man laut einem Schriftstück, das zusammen mit ihm aufbewahrt wurde, aus gemeinen Metallen Gold herstellen kann,“ antwortete Don Jerónimo, der seine Fassung scheinbar wiedergewonnen hatte, ohne den Hauch eines Zögerns.

Auf eine Geste des Inquisitors, der am Tisch den Vorsitz innehatte, näherten die anderen beiden ihre Köpfe und sprachen leise miteinander. Trotz der absoluten Stille im Saal war es unmöglich zu verstehen, was sie flüsterten. Nachdem sie ihre Unterredung beendet hatten, führte der Vorsitzende der Inquisitoren das Verhör fort:

„Um was für eine Art Pulver handelte es sich, und woher stammte es?“

„Es handelte sich, Euer Hochwürden, um Projektionspulver. Eine alchemistische Substanz, die man für die Verwandlung von Metall in Gold benötigt. Was die zweite Frage betrifft, ich kenne seinen Ursprung nicht. Ich weiß nur, daß es sich seit langer Zeit im Besitz meiner Familie befand.“

„Warum sprecht Ihr in der Vergangenheit, wenn Ihr Euch auf dieses Pulver bezieht?“ fragte der Inquisitor, der links am Tisch saß.

„Weil ich den Vorrat, den ich von diesem Pulver hatte, verbraucht habe,“ sagte Armenta und malte einen bedauernden Ausdruck in seine Miene.

„Also besitzt Ihr nicht einmal mehr eine Prise dieser einzigartigen Substanz?“ fragte von neuem der Vorsitzende Inquisitor.

Don Jerónimo schüttelte den Kopf.

„Ich höre Eure Antwort nicht,“ insistierte der Fragende.

„Nicht eine einzige Prise dieser Substanz, Euer Hochwürden,“ antwortete er zerknirscht.

„Wie viele Male habt Ihr dieses Experiment durchgeführt?“

„Viele Male, Euer Hochwürden, sehr viele Male. Jedes Mal, wenn ich Geld brauchte.“

„Geld für Eure Missetaten und Schlechtigkeiten, ist es nicht so?“

Der Angeklagte beantwortete diese Frage, die die Antwort schon zu kennen glaubte, nicht. Sein Schweigen wurde als Zustimmung zur Behauptung des Inquisitors gewertet.

„Welche Menge des Pulvers benötigt Ihr für jedes Eurer... Eurer Experimente?“

„Es waren keine Experimente, Euer Hochwürden, sondern Prozeduren, und ich kenne die genaue Menge nicht, die dafür notwendig ist. Ich benutzte immer sehr kleine Mengen, entsprechend den schriftlichen Instruktionen, die ich zusammen mit dem Glasbehälter voller Projektionspulver erhielt.“

„Wißt Ihr, ob vor Eurer Zeit in Eurer Familie Experimente zur Herstellung von Gold durchgeführt wurden?“ Auch diese Frage kam von der linken Seite des Tisches.

„Davon ist mir nichts bekannt, Euer Hochwürden. Ich weiß nur, daß mein Vater Don Pedro, Gott hab ihn selig, mir kurz vor seinem Tod den Beutel übergab, der hier auf dem Tisch liegt. Darin befanden sich der besagte Glasbehälter und die Instruktionen für die Benutzung des Pulvers, das er enthielt.“

Ein weiteres Mal kam es zu einer flüsternden Unterredung zwischen den drei Inquisitoren, ohne daß zu verstehen war, was sie sagten. Nach Beendigung der Unterhaltung, die nur als leises Murmeln zu vernehmen gewesen war, ermahnte der Inquisitor Don Jerónimo in knappen Worten, eine Aussage zu machen. Dieser antwortete, daß er nicht mehr wüßte, als er gesagt habe.

„Gut, gut. Ich sehe, daß Ihr also nichts weiter habt, was Ihr uns sagen könntet,“ sagte der Inquisitor in einem Tonfall, der zu verstehen gab, daß er das Verhör als beendet betrachtete.

„Eines würde ich gerne noch sagen, wenn Euer Hochwürden es gestatten,“ sagte Don Jerónimo voller Demut, zumindest dem Anschein nach. Die schwarzen Männer waren überrascht.

„Ja?“ Die Stimme des Inquisitors klang honigsüß, schmeichelnd, ja sogar warm, obwohl er nur eine einzige Silbe ausgesprochen hatte.

„Ich würde gerne wissen, warum ich hier gefangen gehalten werde und warum die Heilige Inquisition mich verhört.“

Tiefe Enttäuschung zeichnete sich auf dem Gesicht der Inquisitoren ab, die auf etwas anderes gehofft hatten. Derjenige, der an der linken Seite des Tisches saß, hieb mit der Faust so fest auf den Tisch, daß das bronzene Kruzifix, das dort gelegen hatte, mit großem Getöse auf den Boden fiel.

„Weil du ein verdammter Ketzer bist, der einen Pakt mit dem Teufel geschlossen hat! Wolltest du etwa nicht mit Hilfe eines Pulvers Gold aus Blei herstellen? Hexenmeister! Verdammter Hexenmeister des Satans! Aber du wirst schon... du wirst uns schon noch sagen, welche Übereinkunft du mit dem Beelzebub getroffen hast! Ich bin mir sicher, daß du es uns sagen wirst! Du wirst es noch bereuen, geboren zu sein!“ In diesen Ausrufen lag ein Unterton von schierer Bosheit.

Die Nachricht aus Sevilla, die der Graf-Herzog de Olivares an diesem Morgen des 9. Juni 1625—am selben Tag, an dem der spanische Hof die Neuigkeit erhielt, daß Breda vor den Infanterietruppen Don Ambrosio de Spinolas kapituliert hatte—

gelesen hatte und die ihn in solch ohnmächtigen Zorn versetzt hatte, besagte schlicht:

Der aufgerichtete Löwe ist in den Händen von San Jorge gestorben, ohne daß es gelungen wäre, Informationen von ihm zu erhalten, weder durch Schmeicheleien noch durch Folter. Selbst Santo, in dessen Hände wir die Angelegenheit in einem letzten Versuch, mehr Informationen zu erhalten, gelegt haben, ist gescheitert. Bei einem der Verhöre rutschte San Jorge die Hand aus. Um Komplikationen zu vermeiden, wurde seine Leiche in der ersten Stunde der Nacht, als alle Gefangenen eingeschlossen waren, ins königliche Gefängnis gebracht. Noch in dieser selben Nacht wurde er der Bruderschaft der Santa Caridad übergeben, damit sie ihm in einer der Pfarreien dieser Stadt ein christliches Begräbnis bereitet. Alle anderen Versuche in Zusammenhang mit dieser Sache sind, wie Ihr wißt, gescheitert. Die Angelegenheit wird für beendet erklärt, sofern Euer Exzellenz nicht das Gegenteil verfügen.

Diese Nachricht enthielt keine Ortsangabe, kein Datum und keine Unterschrift. Anstelle eines Unterzeichners prangten am Fuß des Textes drei Kreuze, das mittlere größer als die anderen beiden.

Kapitel 12

Als Edward Andrews aus seiner Versunkenheit erwachte, hatte er jegliches Zeitgefühl verloren. Er hatte keinerlei Vorstellung, wie lange er hier schon saß. Er blickte auf seine Armbanduhr und stellte fest, daß es schon Mittag war: 11:55 Uhr. In der Hand hielt er eine Seite der staatlichen Urkunde, die am Fuß des Textes mit drei Kreuzen signiert war, das mittlere größer als die beiden anderen. Er sah sich die Gerichtsverfahren an, die ihn interessierten: Nummer elf und Nummer zwölf. Auf einem kleinen Zettel notierte er die Kennziffer der Akte, dann ging er zu dem entsprechenden Aktenschrank, um nachzusehen, ob die Dokumente auf Mikrofilm vorhanden waren. Auf dem Weg formulierte er die inbrünstigsten Wünsche, daß es so wäre. Obwohl er nicht gläubig war, sandte er seinen Wunsch zu jemandem oder etwas, in der Hoffnung, einen Adressaten zu finden. Er wußte nicht warum, aber plötzlich sah er das Gesicht seiner Mutter vor sich. Sie sah aus wie in seiner Kindheit, als sie jede Nacht vor dem Zubettgehen seine kindlichen Ängste beruhigen mußte. Es gelang ihr jedes Mal, ihm seine Furcht zu nehmen, und ihr Gesicht, während sie dies tat, war es, das er jetzt vor sich sah.

Die Karteikarten glitten rasch unter seinen Fingern hindurch, und je näher er den Nummern kam, die er suchte, desto schneller und kräftiger schlug sein Herz. Er blätterte eine weitere Karteikarte um, und...

„Ja!“ Er ballte die Faust zu einer Siegesgeste.

Mit nervöser Schrift füllte er das Formular aus, um Fotokopien von den zwei juristischen Dokumenten, die ihn aus diesem voluminösen Aktenbündel interessierten, zu bestellen. Einundzwanzig Seiten insgesamt. Er lief zur Kasse, um die

Bestellung zu bezahlen, sobald die Archivarin, die an diesem Tag Dienst hatte, seinen Antrag genehmigt hatte.

„Können Sie mir bitte sagen, wann ich die Kopien bekommen kann?“

Die Angestellte sah auf ihre Uhr und sagte, ohne ihn anzusehen:

„Da es sich um einen kleineren Auftrag handelt, kann er vielleicht noch heute kopiert werden. Morgen wird er dann verpackt, und wenn die Post zuverlässig arbeitet, haben Sie die Kopien innerhalb von drei oder vier Tagen bei sich zu Hause.“

Andrews' Augen weiteten sich auf Tellergröße:

„Entschuldigen Sie, Señora, heißt das, die Kopien können noch vor drei Uhr heute Nachmittag gemacht werden?“

„Ja, genau das heißt es.“ Das Mädchen sah ihm immer noch nicht ins Gesicht, weil sie damit beschäftigt war, Papiere in Fächer einzuordnen und verschiedene Dokumente auf ihrem Tisch zu stempeln.

„Sie müssen entschuldigen,“ sagte der Amerikaner in bedauerndem Tonfall, „aber ich brauche diese Kopien sehr dringend...“

Die Archivarin unterbrach ihn.

„Genauso dringend wie die Bestellungen von allen anderen, Señor. Ich kenne keinen von Ihnen, der es nicht eilig hat. Es ist immer dasselbe, als handele es sich bei Ihrem Auftrag um eine Frage von Leben oder Tod!“

„Aber genau darum handelt es sich!“ Es tat Andrews leid, daß er seine Stimme erhoben hatte, aber er konnte sich nicht beherrschen.

Das Mädchen hob zum ersten Mal den Blick, dann nahm sie in einer fast schon unwillkürlichen Geste ihre schwarz lackierte Hornbrille mit den schmalen, länglichen Gläsern ab und heftete ihren Blick auf das Gesicht des Professors. Sie hatte schöne grüne Augen, passend zu den hübschen Sommersprossen, die sich in den unterschiedlichsten Größen unregelmäßig über ihr Gesicht verteilten. Angesichts dieses Blicks fiel Andrews nichts Besseres ein als:

„Ich lade Sie zum Essen ein!“

Das Mädchen mit den grünen Augen brach in ein melodisches Lachen aus und sagte lächelnd:

„Ich bin schon zum Mittagessen verabredet, aber wenn Sie“—sie sah wieder auf die Uhr—„so gegen halb drei hier vorbeikommen, kann ich Ihnen Ihre kostbaren Kopien vielleicht schon bringen.“ Sie setzte ihre Brille wieder auf und fuhr mit der Arbeit fort, die sie unterbrochen hatte. Zehn Minuten später ging Edward Andrews langsam die Calle de Serrano entlang. Die Temperatur zu dieser Uhrzeit war noch angenehm—es würde im Laufe des Tages noch wärmer, vielleicht sogar richtig heiß werden. Während er einen Fuß vor den anderen setzte, überwältigten ihn zwiespältige Gefühle und hinterließen einen üblen Nachgeschmack in seinem Mund. Das war nichts Neues für ihn. Er erlebte das jedes Mal, wenn er sich gezwungen sah, den Verpflichtungen, die er einmal eingegangen war, nachzukommen. Vor allem seit er verheiratet war, lastete das Doppelleben, das er führte, und von dem niemand, nicht einmal seine Frau etwas wußte, wie ein Grabstein auf seinem Gewissen. Er hatte das schmerzliche Gefühl, der Frau untreu zu sein, mit der er—aus Liebe—beschlossen hatte, sein Leben zu teilen.

Diese Verpflichtung wurde immer belastender für ihn. Mit jedem Schritt verließ ihn das Gefühl der Euphorie, das ihn den ganzen Morgen lang begleitet hatte—und seinen Höhepunkt erreicht hatte, als das sommersprossige Mädchen mit den

grünen Augen ihm versprochen hatte, die Kopien gegen halb drei fertig zu haben. Und je mehr die Euphorie wich, desto niedergeschlagener wurde er. Zum Teil führte er dies darauf zurück, daß er seit fast drei Jahren keine Eingabe mehr gemacht hatte—weil er nichts erfahren hatte, das er der Zentrale hätte mitteilen müssen. Wie unklug er gewesen war, diese Situation bei seiner Heirat nicht zu beenden! Das wäre zwar nicht einfach geworden, er wußte, daß die Zentrale nie einen Mitarbeiter von seinen Verpflichtungen entband. Aber er warf sich vor, es nicht einmal versucht zu haben. Darüber hinaus hatte er auch keinen der Schecks abgelehnt, die ihm vierteljährlich per Boten ins Haus flatterten. Dieser Bote hatte die ausdrückliche Anweisung, den Scheck nur Herrn Andrews persönlich zu überreichen. Getarnt als Verlagshonorare für die Veröffentlichung von Artikeln und sonstigen Beiträgen, erhielt er alle drei Monate einen Scheck über einen Betrag von rund 800 Dollar—die Summe war niemals die gleiche und sie kam immer von einem anderen Konto. Seit er seinen Lehrstuhl an der UCLA hatte, benötigte er das Geld eigentlich nicht mehr, und als sei das noch nicht genug, erhielt Beatriz häufig großzügige *Finanzspritzen* von Onkel Germán, wie er in der Familie genannt wurde.

Niedergeschlagen und von Zweifeln geplagt, lief er instinktiv immer weiter. Das Pflichtbewußtsein, das man ihm mühsam eingetrichtert hatte, saß tief, und—warum sollte er es leugnen—ebenso tief war seine Dankbarkeit denjenigen gegenüber, die ihm den größten Traum seiner jungen Jahre ermöglicht hatten: nach Spanien zu fahren und über genügend Zeit und Mittel zu verfügen, um das Material für seine Doktorarbeit zusammenzutragen. Eine Doktorarbeit, die ihm die Türen zur Universität und zu einer hervorragenden akademischen Zukunft geöffnet hatte. In solche Überlegungen versunken, bemerkte er kaum, daß er an der Tür der Botschaft seines Heimatlandes angelangt war. Als er näher trat, versperrten ihm zwei korpulente Marines den Weg und bauten sich einschüchternd neben ihm auf. Sie trugen Kampfuniformen, die eher geeignet schienen, sich im Dschungel zu tarnen, als in einem Land der Europäischen Union vor der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika Dienst zu leisten. Sie trugen kugelsichere Westen und waren mit hochmodernen Maschinenpistolen bewaffnet.

„Kann ich Ihnen helfen, Sir?“ Die Frage war korrekt formuliert, aber in scharfem Tonfall ausgesprochen. In einer bedrohlichen Situation würde dieser Mann keine Rücksicht kennen.

„Entschuldigung, Entschuldigung! Ich hatte nicht bemerkt... Ich bin auch Amerikaner,“ versicherte er halb stolz, halb beschwichtigend, „und ich möchte mit Alan Ringrose sprechen.“

Statt einer Antwort forderte der Soldat ihn auf, seinen Ausweis vorzuzeigen. Edward entging nicht, daß der andere Marine zwei Schritte zurückwich, als er die Hand in die Tasche steckte, um seinen Paß herauszuholen—er brachte sich in Position, suchte einen geeigneten Winkel und legte die Hand auf den Abzug. Andrews wußte, daß er ein perfektes Ziel abgäbe, falls er eine verdächtige Bewegung machte. Vorsichtig holte er seinen Paß aus der Tasche und gab ihn dem Soldat. Dieser sah sich das Dokument genau an und blätterte ausführlich darin, wobei er mehrmals den Blick hob, um Andrews' Gesicht zu betrachten. Andrews lächelte jedes Mal dümmlich, wenn der andere die Augen auf ihn richtete.

Nach dieser ersten Kontrolle fragte der Marine:

„Haben Sie einen Termin bei Mister Ringrose?“

„Nein, ich habe keinen Termin. Aber wenn Sie so freundlich wären, ihm zu sagen, daß Edward Andrews hier ist...?“

Der Soldat aktivierte einen kleinen Sender, der von einer der vielen Taschen seiner Uniform herunterhing, und sprach in ein Mikrofon, das an einem dünnen Stab aus seinem Hals hervorzutreten schien und über ein dünnes Spiralkabel mit einem Kopfhörer in seinem rechten Ohr verbunden war. Er sagte, er habe einen Edward Andrews bei sich, der Mister Ringrose sehen wolle. Er habe aber keinen Termin. Letzteres betonte er ausdrücklich, sehr zu Andrews' Verärgerung.

Die wenigen Minuten, bis der Soldat seine Antwort auf den Kopfhörer bekam, schienen Andrews schier endlos. Er versuchte mehrmals, ein Gespräch mit den uniformierten Gorillas anzufangen, aber ohne Erfolg. Sie gaben ihm nie mehr als eine knappe Antwort. Die beiden Soldaten blickten ständig in alle Richtungen, sie unterhielten sich weder miteinander noch verloren sie Andrews einen Augenblick lang aus den Augen. Als er mitbekam, daß der eine von drinnen angefunkt wurde, verspürte er immense Erleichterung. Wie auch immer die Antwort lautete, alles wäre besser, als noch länger hier zu stehen. Der Soldat nickte und überraschte den Professor damit, daß er in lebenswürdigem Ton—so viel Freundlichkeit hätte er ihm niemals zugetraut—zu ihm sagte:

„Mister Andrews, es wird sofort jemand kommen, um Sie abzuholen. Mister Ringrose wird Sie gleich empfangen. Hier haben Sie Ihren Paß.“

Kaum eine Minute später wurde die schwere, gut zwanzig Zentimeter dicke Stahltür—nicht einmal Panzerabwehrraketen konnten ihr etwas anhaben—lautlos in ihren Schienen aufgeschoben. Dahinter erschien eine schwarze Frau in Uniform: marineblauer, gerade geschnittener Rock bis zu den Knien, kurzärmlige, himmelblaue Bluse, Strümpfe sowie völlig schmucklose Schuhe mit Absatz. Die runde Form ihres Gesichts wurde durch eine ebenfalls runde Brille sowie ihre voluminöse Frisur noch unterstrichen. Sie empfing ihn mit einem Lächeln, das ihre strahlend weißen Zähne sehen ließ und einer Zahnpastawerbung würdig gewesen wäre.

„Professor Andrews?“ sagte sie mehr als Willkommensgruß denn als Frage und streckte die Hand aus. Edward machte eine kurze Verneigung mit dem Kopf und schüttelte ihre Hand. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Mein Name ist Norma Toodman, ich arbeite für Mister Ringrose. Seien Sie so freundlich und folgen Sie mir.“

Sie durchquerten die kleine Grünfläche vor dem Hauptgebäude der Botschaft. An der Eingangstür standen weitere zwei Soldaten, diese aber in Freizeituniformen, was der Eleganz des Ortes eher gerecht wurde. Im Inneren schien es wenig Aktivität zu geben. Das Foyer war fast menschenleer, abgesehen von zwei Personen, die in der kleinen Telefonzentrale arbeiteten, einer kleinen Kabine, die vom Eingang aus einsehbar war. Ein weiterer Soldat hielt im Inneren des Gebäudes Wache, und nur eine Person ging durch den Eingangsbereich—mit einem Stapel Papier von beachtlicher Größe unter dem Arm. Norma Toodman führte Andrews in einen kleinen, nüchtern eingerichteten Empfangssaal, in dem stapelweise Zeitungen auf einem Glastisch lagen.

„Möchten Sie etwas trinken, Professor? Eine Limonade? Wasser? Coca-Cola?“
Edward entschied sich für Wasser.

„Bekommen Sie sofort. Auf dem Tisch finden Sie die aktuelle Tagespresse. Mister Ringrose wird Sie gleich empfangen.“ Die geschäftige Sekretärin ging hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Man hatte ihm eben das Wasser serviert, als Norma Toodman zurückkehrte.

„Sind Sie bitte so freundlich und folgen mir, Professor?“

Es war Andrews' erste Begegnung mit Alan Ringrose. Dieser war seit zwei Jahren seine Kontaktperson in Spanien, und es war drei Jahre her, daß Andrews zum letzten Mal Kontakt zur Zentrale aufgenommen hatte. Er kannte seinen Namen, weil man ihn über das übliche Codeverfahren informiert hatte, als Ringrose seinen Posten antrat—schließlich mußte er wissen, wer sein Ansprechpartner in Spanien war, falls es etwas gäbe.

Ringrose war ein korpulenter schwarzer Mann, der aussah wie ein Profi-Footballer. Er konnte kaum älter als vierzig sein, und das Auffallendste an seiner Physiognomie war, daß er keine negroiden Züge hatte. Er hätte ein weißer Mann sein können, den man schwarz geschminkt hatte. Sein Haar war schwarz und lockig, aber nicht kraus, mit einem Ansatz von silbergrauen Schläfen. Seine Haut hatte einen schimmernden Glanz, und seine weißen Zähne waren so perfekt geformt, als hätte ein Zahnarzt in Beverly Hills sie für ihn gemeißelt. Er trug einen eleganten dreiteiligen Anzug, deren zweireihige marineblaue Jacke fast unsichtbare weiße Streifen hatte, sowie eine goldene Brille. Er bewegte sich mit einer Eleganz, die bei genauerem Hinsehen einstudiert wirkte. Darunter verborgen lag eine gewisse Schroffheit, die nicht ganz zu passen schien. Vor allem aber strahlte dieser Mann eine beeindruckende Selbstsicherheit aus.

Nachdem er ihn mit Handschlag begrüßt hatte, bat Ringrose ihn ohne große Förmlichkeit Platz zu nehmen. Andrews tat dies auf einem schwarzen Ledersofa, dessen Polsterung von erstklassiger Qualität zeugte. Sein Gastgeber setzte sich auf einen Sessel neben ihm. Ohne genau zu wissen warum, fühlte er sich erdrückt von der Gegenwart dieses Mannes, dessen Persönlichkeit den gesamten Raum einzunehmen schien. Andrews wußte nicht, ob es daran lag, daß Ringrose sich auf seinem eigenen Territorium befand, oder ob es überall so wäre. Auf jeden Fall, dachte er, würde er bei einem Kampf gerne auf der gleichen Seite stehen wie er. Ringroses Art, das Gespräch einzuleiten, bestätigte seinen Eindruck.

„Da Sie darum gebeten haben, daß ich Sie empfangen, Mister Andrews, nehme ich an, daß Sie mir etwas zu sagen haben. Ich gehe davon aus, daß es wichtig ist,“ sagte er mit der gleichen Selbstsicherheit, die sein Äußeres ausstrahlte, und ebenso wie in seinem Auftreten lag auch in seinen Worten etwas Bedrohliches.

„In der Tat, Mister Ringrose. Ich bin seit zehn Tagen in Spanien, eine der üblichen Studienreisen im Zusammenhang mit meiner beruflichen Tätigkeit...“

Ringrose fiel ihm brüsk ins Wort.

„Entschuldigen Sie, Mister Andrews, aber wir wissen sehr genau, wie lange Sie schon in Spanien sind und zu welchem Zweck. Ich nehme nicht an, daß Sie um dieses Treffen gebeten haben, um uns Dinge zu erzählen, die uns bereits bekannt sind. Kommen wir gleich zum Punkt, wenn es Ihnen nichts ausmacht.“

Edward errötete sichtbar verunsichert. Es war dumm von ihm gewesen, das zu sagen. Die Zentrale kannte alle Schritte ihrer Mitarbeiter, ganz besonders, wenn diese sich außerhalb der Vereinigten Staaten befanden. Sie wußten zur Genüge, daß er in Spanien war und an welchem Tag, zu welcher Uhrzeit und mit welchem

Flug er hier angekommen war. Sie kannten die Adresse seiner Unterkunft, und sie wußten jederzeit, wie sie ihn erreichen konnten. Die Tatsache, daß sie seine Dienste drei Jahre lang nicht in Anspruch genommen hatten, bedeutete noch längst nicht, daß sie ihn nicht genauestens unter Kontrolle hatten. Er hatte einen Fehler gemacht. Wenn ein Mann wie der, der ihm gegenüber saß, ihn direkt nach dem Grund seines Kommens fragte, wollte er mit Sicherheit keine Dinge hören, die er längst wußte. Er stotterte eine Entschuldigung, dann erzählte er ihm seine Geschichte.

Alan Ringrose hörte ihm mit allen fünf Sinnen zu. Ihm entging nicht das geringste Detail, wenn es darum ging, die Berichte anzuhören, die Teil seiner Arbeit waren. In weniger als zwanzig Minuten hatte Edward zusammengefaßt, was er zu sagen hatte, ohne etwas Wichtiges auszulassen. Nachdem er geendet hatte, entstand ein kurzes Schweigen. Sein Gegenüber hatte ihn angehört, ohne ein einziges Mal zu unterbrechen oder um eine nähere Erläuterung zu bitten. Jetzt schien er über das Gehörte nachzudenken, während er sich leicht über das Kinn strich.

Edward sah, daß sein Bericht Wirkung zeigte. Er überlegte, wie oft das wohl vorkam. Die Zentrale hatte ihren Mitarbeitern sehr präzise Instruktionen gegeben—Hundertern, Tausenden von Personen in aller Welt, die keine Information, so unwichtig sie auch scheinen mochte, gering schätzen sollten. Die Auswertung der Informationen war nicht ihre Aufgabe, sie sollten nur zuhören, ohne Risiken einzugehen, und darüber berichten. Sie waren Gelegenheitsmitarbeiter, die per Zufall in diese mächtige Maschinerie geraten waren—Zufälle, die die Zentrale zu ihrem Vorteil nutzte. Sie belohnte ihre Informanten mit geringen Honoraren, die für den gigantischen Apparat der mächtigen Organisation kaum ins Gewicht fielen, für den Haushalt einer Familie jedoch einen nicht zu verachtenden Beitrag darstellten. Alles andere war den echten Profis überlassen. Andrews stellte sich vor, wie unglaublich viele wertlose Informationen durch übereifrige Informanten hierher gelangen mußten—getreu dem Motto: „Es ist ein schlimmerer Fehler, zu viele Informationen zu liefern als zu wenige.“ Edward verstand das Verhalten seines Gegenübers, der jetzt in intensives Nachdenken verfallen war. Andrews überlegte, wie viele Menschen Ringrose schon vergeblich angehört haben mußte. Dennoch mußte er jeden von ihnen empfangen, denn sonst würde er die Prinzipien der Zentrale verletzen: „Man wird euch immer anhören.“ und „Lieber Hunderte von nutzlosen Berichten anhören, als sich einen einzigen wertvollen entgehen zu lassen.“ Man durfte die Leute nicht demotivieren, indem man ihren Beiträgen keine Beachtung schenkte. Man mußte ihnen immer zuhören. Wie Alan Ringrose ihm zugehört hatte.

„Und Sie bekommen die Fotokopien der Dokumente gegen 14:30 Uhr?“

„Das sagte zumindest die Angestellte. Falls es seitens des Kopierservices keine Probleme gibt.“

„Und das Buch, dieses Buch des... des...“

„Des Juden Abraham,“ half Edward ihm weiter.

„Das *Buch des Juden Abraham*,“ wiederholte Ringrose. „Ist es für uns in Reichweite?“

„Als ich heute Morgen gegen acht das Haus verließ—ich wollte zum Historischen Nationalarchiv gehen, um die Ideen, die die ganze Nacht über in meinem Kopf gebrodelt hatten, entweder zu beweisen oder zu widerlegen—war es noch dort.“

„Glauben Sie, es wäre möglich, es auf Mikrofilm aufzunehmen? Ich meine sofort.“

„Vermutlich nicht. Aber ich kann es Ihnen nicht mit Sicherheit sagen.“

Ringrose sah auf die Armbanduhr an seinem Handgelenk—eine Luxusmarke aus massivem Gold.

„Es ist zehn nach eins. Wenn wir schnell handeln, bleibt uns genügend Zeit für alles. Hören Sie mir aufmerksam zu.“

Der Mann, der auf gewisse Weise sein direkter Vorgesetzter war, gab ihm eine Reihe von klaren Anweisungen, die keinen Zweifel daran ließen, was er zu tun hatte. Fünf Minuten später nahm Edward Andrews ein Taxi zu seiner Wohnung. Wenn der Verkehr nicht allzu dicht wäre—was zu dieser Stunde und zu dieser Jahreszeit allerdings reichlich unwahrscheinlich war—wäre er in weniger als zehn Minuten in Don Germáns Wohnung. Obwohl er es vorgezogen hätte, nicht nachzudenken, konnte er nicht vermeiden, daß ihm, während er auf der Rückbank des Taxis saß, immer wieder der Satz im Kopf herumspukte, mit dem Alan Ringrose ihn verabschiedet hatte: „Ich hoffe, das alles ist nicht wieder nur eine Fantasie der Spanier aus den vergangenen Jahrhunderten, die ihr Leben lang nach einem Eldorado suchten. Sie waren ein Volk von Visionären, für die die Vorstellungskraft immer mehr zählte als die Realität.“

Wie erwartet war der Verkehr dicht, er brauchte mehr als eine Viertelstunde für die Strecke.

Zu seiner großen Überraschung sprach ihn vor der Eingangshalle des Hauses ein Mann an:

„Ich bin hier, um Sie zu fotografieren.“

Mit diesen Worten sollte sich der Mann vorstellen, der nach Ringroses Plan das Buch auf Mikrofilm aufnehmen sollte.

Kapitel 13

Obwohl die Wohnung im ersten Stock lag, fuhren sie mit dem Aufzug hinauf—Edward wollte nicht in kompromittierender Begleitung gesehen werden. „Mein Name ist John Guinard, und ich arbeite für Señor Ringrose, seit er in Spanien ist. Ich gehöre zu den Leuten, die vor zwei Jahren mit ihm hierher kamen. Scheint, als ob ihre Sache ein dicker Fisch ist, bei der Hektik, die plötzlich ausgebrochen ist.“

„Mein Name ist Andrews, Edward Andrews, und es ist natürlich nicht nötig, mir das mit der Hektik groß zu erklären. Aber wie ist es denn möglich, daß Sie vor mir angekommen sind? Ich habe keinen Augenblick verloren.“

Er erhielt keine Antwort, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Fahrstuhltür. Andrews streckte vorsichtig den Kopf hinaus. Der Flur im ersten Stock war menschenleer. Hervorragend, dachte er.

„Los, gehen wir schnell hinein! Es ist besser, wenn uns niemand sieht! Mit ein bißchen Glück kommen wir in mein Zimmer, ohne daß uns jemand bemerkt!“

Lautlos wie Diebe schlichen sie in die Wohnung und schlossen sich in Edwards Zimmer ein. Das Buch war noch dort. Zumindest stand die Aktentasche, in der es

gewesen war, noch an ihrem Platz. *Ich bin viel zu nervös. Wenn die Mappe noch da ist, muß das Buch auch da sein.* Er öffnete die Tasche, und da war es, das edle Stück mit dem Messingeinband. Durch seinen Historikerkopf schoß der Gedanke, wie viel Don Gaspar de Guzmán dafür gegeben hätte, dieses Buch in den Händen zu halten—und noch mehr dafür, zu finden, was der Kanoniker aus Toledo zwischen seinen Seiten versteckt hatte!

Mit vermeintlichem Desinteresse, das professionell wirken sollte, fragte Guinard:

„Das soll ich fotografieren?“

„In der Tat, das sollen Sie fotografieren.“

„Was steht denn in diesem Buch, daß der Chef so aufgeregt ist?“

Andrews sah ihn prüfend an, während John seine Kamera vorbereitete: ein winziges Gerät mit Autofokus-Objektiv, das trotz seiner Größe unglaublich präzise und qualitativ hochwertige Ergebnisse lieferte. Das Objektiv war so lichtstark, daß es sich mit Infrarotkameras messen konnte, und es konnte durch Gegenstände hindurch fotografieren, sofern diese nicht völlig lichtundurchlässig waren—zum Beispiel durch dünnes, nicht zu stark satiniertes Papier. Andrews dachte, der Mann habe die Frage vermutlich nur gestellt, um ein Gespräch in Gang zu bringen und nicht einfach schweigend seine Kamera vorzubereiten und an die Arbeit zu gehen.

„Wissen Sie, daß wir es waren, die diesen Objektivtyp und diesen Auslöser entwickelt haben, aber daß die Japaner es dann schafften, sie auf diese Größe zu reduzieren?“ Er hielt die Kamera zwischen Daumen und Zeigefinger hoch, um sie dem Professor zu zeigen. Sie war sehr klein, kleiner als ein Päckchen Zigaretten.

„Wie viele Fotos kann sie machen, bevor man die Filmrolle wechseln muß?“ fragte Andrews.

„Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Trotz ihrer Größe macht sie bis zu 360 Aufnahmen, ohne daß wir irgendetwas wechseln müssen. Wie viele Seiten hat das Buch?“

„Viel weniger. Genau 216.“

„Das können Sie durch zwei teilen, wir bekommen zwei Seiten auf jedes Foto.“

„Sollten wir es nicht besser Seite für Seite machen? Wenn die Qualität später nicht gut genug ist, um die Schrift zu lesen, war alles umsonst.“

John Guinard verzog das Gesicht zu einer spöttischen Grimasse.

„Keine Sorge. Die Qualität der Arbeit geht auf mein Konto. Öffnen Sie das Buch und blättern Sie die Seiten um, sobald sie den Auslöser hören.“

Der Fotograf kniete sich so auf die Sitzfläche eines Sessels, daß er die Lehne als Stütze benutzen konnte; das Buch legten sie auf den Nachttisch. Das Objektiv der Kamera stellte die richtige Distanz von alleine ein. Von diesem Moment an ging alles sehr schnell. Nach kaum fünfzehn Minuten hatte er auf 110 Fotos das ganze Buch festgehalten. Nicht eine einzige Aufnahme war fehl gegangen, obwohl Guinard während der Fotosession nicht einen Augenblick lang zu sprechen aufgehört hatte. Er erinnerte Edward an Fotografen, die beim Fotografieren schöner Frauen ununterbrochen mit ihnen sprechen, sie animieren, ihnen Anweisungen geben, wie sie zu posieren haben, während sie durch das Objektiv ihrer Kamera schauen. Mit dem einzigen Unterschied, daß John hier von dem Buch sprach, das er fotografierte, als seien diese ehrwürdigen Seiten, die Goldene Bibel, nach der sich so

viele Menschen seit so langer Zeit sehnten, das Fotomodell. John stellte eine Frage nach der anderen, er fragte und fragte ohne Unterlaß, als hinge das Resultat seiner Arbeit von den Antworten ab. Als er fertig war, hatte Edward die Nase voll von so viel Gerede. Was ihn jedoch am meisten ärgerte, war, daß bei all diesem Geschwätz auch er selbst indiskret gewesen war. Er hatte diesem Kerl erzählt, daß auf den Seiten, die er gerade fotografierte, das Verfahren beschrieben wurde, mit dem man gemeine Metalle in Gold verwandeln konnte.

Und obwohl Guinard eine abfällige Bemerkung gemacht hatte, hatte er ihm die Familiengeschichte der Armenia und ihre Verbindung zu dem wundersamen Projektionspulver erklärt. Jetzt ärgerte er sich über seine Indiskretion, versuchte jedoch, sich zu beruhigen, indem er sich sagte, daß der Fotograf eine vertrauenswürdige Person sein mußte, wenn Ringrose ihn mit dieser Arbeit beauftragte.

Die beiden waren fertig. Es gab nichts mehr zu tun. Sie rückten Nachttisch und Sessel wieder an ihre Plätze, dann steckte John Guinard die winzige Kamera in seine Hosentasche, und Andrews legte das Buch zurück in die Aktentasche. Verstohlen zog er den Sicherheitsriegel der Tür zurück, der mit einem trockenen Schnalzen aufsprang. Er hatte nie gemerkt, was für einen Lärm das machte. Doch die Haushaltshilfe war, wie er wußte, schon vor einiger Zeit gegangen, sie arbeitete selten länger als bis zwölf, dann ging sie einkaufen. Die Köchin war stocktaub und völlig in ihr kulinarisches Reich zwischen Töpfen und Pfannen vertieft. Mit ein bißchen Glück würde sie auch beim Hinausgehen niemand sehen. Sie schlichen auf Zehenspitzen zur Wohnungstür und dann hinaus in den Flur vor dem Fahrstuhl. Wie bei ihrer Ankunft war niemand zu sehen. Da der Fahrstuhl sich in einem anderen Stockwerk befand, hielt Edward es für besser, das Stückchen Treppe zu Fuß hinunterzulaufen, statt zu warten. Sie durchquerten den Flur des Erdgeschosses plaudernd wie zwei alte Bekannte. Der Pförtner, den sie beim Eintreten nicht gesehen hatten, begrüßte ihn mit einem herzlichen:

„Guten Tag, Don Eduardo!“

„Guten Tag! Guten Tag!“

Sie traten auf die Straße und bogen nach rechts ab, doch jetzt wechselten sie kein Wort mehr. Wer sie sah, würde denken, daß sie rein zufällig gleichzeitig aus dem Gebäude gekommen waren.

Edward stieg in ein Taxi, um beim Historischen Nationalarchiv seine Kopien abzuholen, und Guinard verschwand ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, auf einem beeindruckenden, PS-starken Sportmotorrad, das er an der Straße geparkt hatte.

Um zehn nach zwei, als Edward Andrews die Tür des Archivs durchschritt, machte er sich immer noch Gedanken, ob er John Guinard vielleicht zu viel gesagt hatte. Er hatte diesem geschwätzigen Kerl zu viele seiner Fragen beantwortet, weil dieser ihn mit seiner maßlosen Neugier fast erdrückt hatte, während er die Fotos geschossen hatte. Um sich zu beruhigen, hielt er sich vor Augen, daß er ihm nichts gesagt hatte, was sich nicht sowieso auf dem Film dieser winzigen Kamera befand. Das einzige, was er ihn nicht hatte fotografieren lassen, war das Stück Papier, das der Kanoniker Armenta unter dem Schutzblatt des Buchs versteckt hatte. Edward hatte so eine seltsame Vorahnung.

Da er bis halb drei noch ein paar Minuten Zeit hatte, beschloß er, Onkel Germán anzurufen, obwohl dieser eigentlich wußte, daß der Mann seiner Nichte jedes

Zeitgefühl verlor, wenn er sich *in den Papieren vergrub*, wie er Edwards Archivarbeit immer nannte.

Er machte den Anruf von einer Telefonzelle im Foyer des Archivs aus. Am anderen Ende der Leitung meldete sich die bildschöne Marta Ullá.

„Germán Arana, wer spricht bitte?“ Andrews erkannte die Stimme der Sekretärin.

„Hier ist Edward Andrews. Würden Sie mich bitte zu Don Germán durchstellen?“

„Hallo, Señor Andrews! Ich verbinde Sie sofort mit Señor Arana! Er erwartet Ihren Anruf schon länger.“

„Was sagen Sie da?“ fragte er erstaunt.

„Ja, Señor Andrews, Don Germán hat schon mehrmals gefragt, ob Sie angerufen haben.“

„Was hat...“ Er konnte seinen Satz nicht beenden, weil die emsige Sekretärin seinen Anruf bereits durchgestellt hatte.

„Ja, bitte?“

„Germán, ich bin es, Edward.“

„Mensch, Edward! Wie laufen deine Nachforschungen? Ich nehme an, du hast etwas ganz Außergewöhnliches gefunden. Ich habe den ganzen Morgen auf deinen Anruf gewartet—sieh mal auf die Uhr! Erzähl, was hast du gefunden?“

„Du mußt entschuldigen, aber ich war den ganzen Morgen im Archiv. Ich kann belegen, daß man in der Epoche des Graf-Herzogs de Olivares nicht nur von dem Buch wußte, sondern daß es laut den Akten, die ich eingesehen habe, auch einen Mann gab, der eine gewisse Menge Projektionspulver besaß. Es klingt unglaublich, aber er war ein Nachfahre von Armenta!“

„Armenta? Wer ist...?“

„Der Kanoniker von Toledo, Mann! Derjenige, der das Pergament in dem Buch versteckt hat!“

„Ach ja, klar, unser Kanoniker! Und du sagst, es gab einen Nachkommen von ihm, der Gold herstellte? Erzähl! Was genau hast du gelesen?“ Selbst durch das Telefon konnte Andrews spüren, wie aufgeregt der Onkel seiner Frau war. Jetzt wunderte es ihn nicht mehr, daß er die Sekretärin schon mehrmals gefragt hatte, ob er angerufen habe.

„Germán, Germán... hör mir mal kurz zu. Diese ganze Geschichte ist zu kompliziert, als daß ich sie dir am Telefon erzählen könnte. Außerdem... außerdem...“ Er fühlte sich so sehr unter Druck, daß er ins Stocken geriet.

Arana entging das nicht.

„Ist da noch etwas anderes, Edward? Gibt es irgendein Problem?“

Er mußte schnell reagieren, er hatte nicht viel Zeit, und das Schlimmste, was passieren konnte, war, daß Germán etwas ahnte.

„Problem? Nein, ganz und gar nicht! Es ist nur so, daß die Geschichte ziemlich lang ist und ich sie dir lieber nicht am Telefon erzählen würde. Außerdem,“ jetzt sprach er das Wort energisch und mit Nachdruck aus, „macht der Kopierservice des Archivs mir gerade Kopien der Dokumente. Ich habe darauf bestanden, sie noch heute zu bekommen, und sie tun alles, um sie so schnell wie möglich fertig zu stellen. Aber ich weiß nicht genau, wann es soweit sein wird. Du weißt schon, die Bürokratie...“

„Soll das heißen, wir gehen nicht zusammen essen?“

„Germán, ich glaube, es ist wichtiger, daß ich mich um die Kopien kümmere. Wenn ich sie noch zu einer vernünftigen Zeit bekomme, rufe ich dich an...“

„Hör zu, dann laß uns zumindest eins machen: Ich komme im Archiv vorbei und wir reden—ich sitze auf glühenden Kohlen!“ Dröhnendes Gelächter ertönte durch das Telefonkabel. Edward lief ein Schauer den Rücken herunter, und er bekam Gänsehaut.

„Germán, ich glaube, das ist keine gute Idee. Der Eintritt ins Archiv ist Wissenschaftlern mit dem entsprechenden Ausweis vorbehalten, du wirst wahrscheinlich gar nicht hineinkommen. Wenn es dir recht ist, rufe ich dich an, sobald ich hier alles erledigt habe. Wenn wir nicht gemeinsam Mittag essen können, trinken wir am späten Nachmittag wenigstens zusammen einen Kaffee.“ Er sah auf die Uhr. Als er feststellte, daß es fast halb drei war, beeilte er sich, die Unterhaltung zu beenden. „Germán, geh nicht vor halb vier aus dem Büro. Gib mir eine Stunde!“

„Gut, gut... ist gut, so machen wir es. Ist irgendetwas? Geht es dir gut? Du klingst ein bißchen seltsam.“

„Mach dir keine Sorgen, es geht mir bestens. So gut, wie es einem eben gehen kann, wenn man etwas so Bedeutendes in den Händen hält, nachdem man sein ganzes Leben der Geschichtsforschung gewidmet hat. So etwas passiert nur ganz wenigen mit einer gehörigen Portion Glück. Du verstehst doch sicher, daß ich auf keinen Fall will, daß mir wegen eines Mittagessens irgendetwas entgeht, selbst wenn es ein Essen mit dir ist!“

„Bist du undankbar! Wenn mein Buch nicht wäre, hättest du gar nichts zu untersuchen! Aber ist gut, ich warte hier bis halb vier auf dich. Aber ruf mich auf jeden Fall an! Was auch immer es gibt!“

„Ja, ist gut. Bis gleich.“ Als er den Hörer auflegte, schnaubte er geräuschvoll die Luft aus, die sich durch die Anspannung dieses Telefonats in seiner Lunge angesammelt hatte. Er war erschöpft, als habe er eine große Anstrengung hinter sich.

Er nutzte die ganze Länge seiner Beine aus, um mit großen Schritten zum Kapierservice zu gehen. Er war so erschöpft, daß er das Gefühl hatte, jede Sekunde Verspätung könnte zum Problem werden. Immerhin ging es hier wirklich um eine Sache von großer Tragweite, es war ganz logisch, daß sie ihn mitnahm. Ebenso wie die Tatsache, daß er, der er sein ganzes Leben der Forschung, dem Studium und dem Unterrichten der Geschichte gewidmet hatte, nicht wissen konnte, wie er sich in dieser verzwickten Situation verhalten und wie er mit ihr umgehen sollte. Zweifellos drückte es ihm auch aufs Gemüt, daß er Kontakt mit der Zentrale aufnehmen müssen und somit mit dem einzigen Teil seines Lebens, den er nicht mit seiner Frau teilte. Das war ein echtes Problem für ihn, das ihn beständig quälte. Dennoch hatte er sich in den letzten drei Jahren, in denen er keinerlei Kontakt zur Organisation gehabt hatte, der Illusion hingegeben, daß dies alles der Vergangenheit angehörte. Er hatte das glauben wollen, hatte versucht, das Thema aus seinen Gedanken zu verbannen. Doch jetzt war klar geworden, daß diese Verdrängung pure Selbsttäuschung war. Denn jetzt hatte er, statt seine Verpflichtung zu ignorieren, ohne zu zögern wieder Kontakt mit der Zentrale aufgenommen—bei der ersten Gelegenheit, bei der er glaubte, interessante Informationen liefern zu können. Es war, als sei er in einem unsichtbaren Netz gefangen, aus dem er sich nicht befreien konnte.

In dem kleinen Büro, in dem sich der Kopierservice befand, empfing ihn das Mädchen mit den Sommersprossen und den außergewöhnlichen grünen Augen mit einem bezaubernden Lächeln, das Edward erwiderte.

„Hier sind Ihre Kopien, Señor Andrews. Es war mir ein Vergnügen, Ihnen weiterzuhelfen. Gestatten Sie mir eine Frage?“

Edward nickte mit einem Lächeln, das Worte überflüssig machte.

„Ich hoffe, ich bin nicht indiskret, aber sind Sie Edward Andrews, der Autor von *Das Leben eines Königsgünstlings: der Graf-Herzog de Olivares?*“

Sie sah ihn unverwandt an und lächelte strahlend.

„Haben Sie meine Biografie über Olivares etwa gelesen?“

Statt einer Antwort holte sie ein Exemplar seines Buchs aus einer Schublade und legte es auf den Tisch. Es war ausreichend abgegriffen, um keinen Zweifel daran zu lassen, wie intensiv mit diesem Buch gearbeitet worden war.

„Sie könnten das Essen, das Sie mir schulden, mit einer Widmung begleichen.“

„Das mit der Widmung ist eine hervorragende Idee, aber meine Essensschuld betrachte ich damit nicht als beglichen.“ Er holte einen Kugelschreiber aus seiner Tasche und beugte sich über das Buch, aber bevor er den ersten Buchstaben schrieb, hielt er inne und fragte: „Wem habe ich denn die Ehre, mein Werk widmen zu dürfen?“

„Schreiben Sie einfach *für eine Bewunderin*.“

Andrews verschränkte die Arme, um ihr zu verstehen zu geben, daß er diesen Vorschlag auf keinen Fall akzeptieren würde.

„Gut, einverstanden. Widmen Sie es Carmen.“

„Ich gehe davon aus, daß es sich dabei nicht um ein Pseudonym handelt,“ bemerkte der Amerikaner leicht ironisch, aber freundlich.

„Es ist kein Pseudonym, Professor Andrews, mein Name ist Carmen, Carmen Domínguez.“

Edward nahm den Kugelschreiber und kritzelte eine Widmung:

*Für Carmen,
deren Effizienz nur mit
ihrer Liebenswürdigkeit zu vergleichen ist.
Herzlichst
—Edward Andrews*

„Carmen, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen jetzt eine Frage stelle?“

„Natürlich, Professor.“

„Hatten Sie das Buch hier, bevor ich die Bestellung bei Ihnen machte?“

„Die Antwort lautet nein. Als ich sah, daß Ihr Name Andrews ist und Sie Material über Graf-Herzog de Olivares bestellten, schloß ich daraus, daß Sie und der Autor der Biografie dieselbe Person seien. Ich rief zu Hause an, und mein Bruder brachte mir das Buch.“

Kurze Zeit später durchquerte Edward Andrews, der Informant der Central Intelligence Agency, besser bekannt unter der Abkürzung CIA, die Calle de Serrano in Richtung US-Botschaft. Er wollte die kopierten Dokumente abliefern. Er hatte eine zweite Kopie für sich gemacht und sie in einem der Schließfächer deponiert, die das Archiv den Wissenschaftlern zur Verfügung stellte. Den Schlüssel trug er

in der Hosentasche, obwohl das einen klaren Regelverstoß bedeutete: Es war verboten, die Schlüssel mit hinauszunehmen.

An der Tür der diplomatischen Vertretung standen noch die gleichen Soldaten, oder zumindest sahen sie genauso aus: die gleiche kräftige Statur, das gleiche quadratische Kinn, der gleiche kalte, schneidende Blick. Sonst war sehr wenig von ihnen zu sehen, da sie unter den Kampfuniformen und unter ihren Helmen verborgen waren. Auch ihre Helme waren mit Tarnfarbstoff überzogen, was ihnen ein beunruhigendes Aussehen verlieh. Edward war überzeugt, daß dieses unangenehme Gefühl aus seiner Kindheit herrührte, als er zahllose Stunden damit verbracht hatte, Comics über die Geschichte des Zweiten Weltkriegs zu lesen. Die deutschen und japanischen Feinde seines Landes in diesen Geschichten waren stets gemeine, grausame Männer, deren Ziel es war, die Welt einem diktatorischen Regime zu unterwerfen, das auf der Verbreitung von Angst und Schrecken basierte. Die Helme der deutschen Soldaten in diesen Heften hatten denen der Marines sehr ähnlich gesehen.

Wieder mußte er draußen warten, bis Norma Toodman hinter der sich lautlos öffnenden Stahltür erschien. Während der Wartezeit, die diesmal viel kürzer war, hatte er den Eindruck, daß die beiden Männer sich weniger mürrisch gaben, wenn sie auch während der ganzen Zeit, die er neben ihnen stand, wieder kein einziges Wort sprachen.

Alan Ringrose sagte ihm kühl, daß er mit seiner Arbeit zufrieden sei und fügte hinzu, er solle die Angelegenheit am besten vergessen, da er seine Aufgabe bereits erfüllt habe. Er habe seine Sache hervorragend gemacht. Nur in einer Hinsicht hatte das erbetene Vergessen keine Gültigkeit:

„Sie sagten, Don Germán Arana, ein Bauunternehmer und Onkel Ihrer Gattin, habe das Buch gekauft?“

„Ja, so ist es. Genauer gesagt, er hat es schon so gut wie gekauft.“

„In diesem Fall, Mister Andrews, müssen Sie mit allen Ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln verhindern, daß der Verkauf zu Stande kommt. Sie dürfen keinen Verdacht erregen, aber Sie müssen dafür sorgen, daß das Buch nicht verkauft wird.“

Der Historiker warf Ringrose einen leicht spöttischen Blick zu, was dem CIA-Agenten nicht entging.

„Gibt es da ein Problem, Mister Andrews?“

„Ja, in der Tat, ich habe ein Problem.“

„Ich bin ganz Ohr,“ sagte der schwarze Hüne, richtete herausfordernd seine großen Augen auf ihn und verschränkte die Arme vor der Brust, als wolle er ihm zu verstehen geben, daß er alle Zeit der Welt habe.

„Hören Sie. Ich bin verwirrt. Alles, was ich von dieser Sache weiß, ist, daß ein Buch aufgetaucht ist. Ich weiß nicht wie und woher, ich weiß nur, daß es in den Händen eines Antiquars gelandet ist, den der Onkel meiner Frau, ein ziemlich wohlhabender unverbesserlicher Büchernarr, schon seit langer Zeit kennt. Bei dem Buch handelt es sich um ein antikes Manuskript von hohem materiellem Wert, aber darüber hinaus enthält es auch Informationen, die noch wesentlich wertvoller sind als jeder Preis, der für das Buch bezahlt werden könnte. Soll ich fortfahren?“

„Fahren Sie fort,“ lautete die kalte, schneidende Antwort.

„Alles deutet darauf hin, daß sich mit dem Inhalt dieses Buches ein seit Jahrhunderten gehegter Traum der Menschheit verwirklichen läßt: die Herstellung von Gold. Gold von höchstem Feingehalt und absoluter Reinheit, und wie es aussieht, sind die Kosten der Prozedur niedrig. Korrekt?“

Ringrose schwieg, er antwortete lediglich mit einem Kopfnicken.

„Auch wenn Gold heutzutage nicht mehr die gleiche ökonomische Bedeutung besitzt wie in anderen Epochen, weil in der jetzigen Wirtschaft andere Faktoren an Bedeutung gewonnen haben, so ist es doch immer noch ein Schlüsselement im globalen Finanzapparat. Im Gegensatz zu anderen Referenzwerten wurzelt sein Wert darin, daß es nur in begrenzter Menge vorhanden ist. Ein bedeutender Teil dieser Menge ist unbeweglich und bildet die so genannten strategischen Reserven der reichen Länder. Ein anderer Teil ist als Zahlungsmittel für große internationale Geschäfte wie Drogen oder Erdöl im Umlauf. Es gibt theoretisch auch einen dritten Teil, der von der Quantität her vielleicht sogar noch wichtiger ist, aber wegen seines Verwendungszwecks und seiner Verteilung zu keinerlei Sorgen Anlass gibt. Ich spreche von den enormen Mengen Gold, die für die Fertigung von Kunstwerken, Schmuckstücken und zu Dekorationszwecken verwendet wurden und immer noch werden. Wie ich bereits sagte, Verteilung und Verwendungszweck sorgen dafür, daß man sich in den hohen Sphären der Finanzpolitik um dieses Gold wenig Sorgen macht. Sind wir uns soweit einig?“

„Wir sind uns einig. Fahren Sie fort,“ sagte Ringrose kühl. Andrews glaubte einen fast metallischen Klang in seinen schneidenden Worten zu hören, als spräche er mit einer Maschine.

„Wenn jedoch jemand über unbegrenzte Mengen Gold verfügte—außerhalb der etablierten Umlaufzyklen, auf denen das internationale Währungssystem basiert—so könnte dies eine Situation schaffen, ein...“ er suchte das richtige Wort, „ein finanzielles Chaos von solchen Ausmaßen, daß es zu einer Katastrophe mit unkalculierbaren Folgen kommen würde...“ Andrews wartete auf eine Zustimmung Ringroses, bevor er weitersprach; sie erfolgte in Form eines Kopfnickens. „Das bedeutet, wenn das *Buch des Juden Abraham*, bei dem es sich um eine Art Goldener Bibel handelt, in falsche Hände fiele, könnte es zu einer Schwarzen Bibel werden...“ Andrews machte eine Handbewegung, die eine Art Explosion beschrieb, um das Katastrophenszenario, das er beschrieb, zu untermalen. „Auf Wiedersehen Weltbank, auf Wiedersehen Internationaler Währungsfond, auf Wiedersehen Staatsreserven der Vereinigten Staaten, auf Wiedersehen Wall Street, auf Wiedersehen Europäische Zentralbank... auf Wiedersehen alles.“ Nach diesen Worten schwieg er zunächst und wartete die Reaktion seines Gesprächspartners ab, doch dessen Gesicht war unergründlich. Nachdem einige Sekunden verstrichen waren, sagte Ringrose lediglich:

„Und?“

„Nun, sehen Sie, Mister Ringrose, nachdem ich Sie über die Existenz dieses Buchs und über seinen jetzigen Verbleib informiert habe und nachdem ich ihnen zusätzliche Informationen geliefert habe, denen ich—auch wenn das eine Berufskrankheit sein mag—einen äußerst hohen Wert beimesse... bitten Sie mich jetzt, die ganze Geschichte zu vergessen. Glauben Sie wirklich, das sei möglich? Aber nicht nur das. Anschließend sagen Sie mir, ich solle alle Hebel in Bewegung setzen, um das Geschäft zwischen dem Buchhändler von der Plaza de las Descalzas

und Señor Arana, dem Onkel meiner Frau, platzen zu lassen. Und das formulieren Sie zunächst einmal so, als sei es bloß eine Idee. Ein Vorschlag! Und doch wird mir gleich darauf klar, daß der Vorschlag eigentlich ein Befehl ist, den zu befolgen ich verpflichtet bin. Ja, Sie sprechen in einem Tonfall mit mir, der mir klarmacht, daß ich gar keine andere Wahl habe! Verstehen Sie, was mein Problem ist, Mister Ringrose?“

Es folgte ein langes Schweigen. In Wirklichkeit waren es nur etwa dreißig Sekunden, aber Edward Andrews erschienen sie endlos lang. Die Stille begann gerade unerträglich zu werden, als der CIA-Agent endlich sprach.

„Hören Sie mir genau zu, Mister Andrews! Sie haben es gerade knapp, aber sehr scharfsinnig zusammengefaßt: Dieses Buch kann zu einer Schwarzen Bibel werden. Ein großer Teil des Systems, auf dem das wirtschaftliche Funktionieren der Welt zurzeit basiert, hängt vom Wert des Goldes ab. Angeführt und kontrolliert wird dieses System zu großen Teilen durch die Vereinigten Staaten, Ihr und mein Vaterland. Wissen Sie zum Beispiel, was mit der Forschung passieren würde, der Sie Ihr Leben gewidmet haben—über diesen Grafen, dessen Namen ich vergessen habe, über das spanische Weltreich und über die Menschen, die hier vor vielen Jahren lebten? Wissen Sie das?“ Er gab sich seine Antwort selbst. „Ich glaube schon, daß Sie es wissen, denn Sie sind alles andere als dumm, aber ich sage es Ihnen trotzdem. Ihre Forschung und Ihre Arbeit würden mit als Erstes den Bach runtergehen. Das Desaster hätte solche Ausmaße, daß ihm neben vielen anderen Dingen auch Ihr Büro ihrer geliebten Universität im florierenden Bundesstaat Kalifornien zum Opfer fallen würde. Aus diesem Grund, Mister Andrews, müssen Sie versuchen, den Kauf des Buches zu verhindern, und falls er bereits stattgefunden hat, müssen Sie versuchen, ihn rückgängig zu machen. Dieses Buch, diese Goldene Bibel, darf nicht in die falschen Hände fallen. Und alle Hände außer den unsrigen wären falsch. Verstehen Sie, warum Sie das tun müssen, Mister Andrews?“

Alan Ringrose war aufgeregt, er erhob die Stimme, als bekämen seine Argumente mehr Gewicht, wenn er sie mit lauter Stimme aussprach. Aufgewühlt lief er mit langen Schritten immer wieder im Zimmer auf und ab, er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und schien intensiv über etwas nachzudenken. Andrews, der in der Mitte des Raumes stand, blickte ihn an, wenn er ihm den Rücken zuwandte, und senkte den Kopf, wenn er ihm gegenüberstand. Ringrose kehrte ihm den Rücken zu, als er plötzlich jäh stehen blieb, herumfuhr und sich zu Andrews drehte:

„Wissen Sie, warum wir den Verkauf dieses Buchs verhindern müssen? Ich werde es Ihnen sagen!“ Er versuchte, seinen Tonfall zu mäßigen. „Ich werde es Ihnen sagen, weil ich der Meinung bin, daß Sie das Recht haben, es zu erfahren. Wir allein dürfen dieses Buch kaufen, und damit wir keinen Verdacht erregen, müssen wir es von dem Buchhändler kaufen. Das mit dem Kauf war nicht meine Idee. Vor etwas mehr als einer Stunde haben wir entsprechende Order erhalten. Können Sie sich vorstellen, woher diese Order kommen?“

Andrews machte eine undefinierbare Geste, die bestenfalls Zweifel ausdrückte.

„Direkt aus dem Weißen Haus,“ sagte er, als handele es sich um die bedeutendste Information, die jemals ausgesprochen wurde. „In diesem Augenblick gehen am JFK-Flughafen zwei unserer Agenten an Bord eines regulären TWA-Flugs. In sechs Stunden werden sie in Madrid landen. Sie kommen, um das Buch zu

kaufen. Offiziell wird der Kauf getätigt, um die Bibliothek des Senats zu erweitern, aber Sie kennen den eigentlichen Grund: weil dieses Buch sich nicht in eine Schwarze Bibel verwandeln darf. Dieser Meinung sind Sie doch auch, nicht wahr, Mister Andrews?“

Ringrose erwartete keine Antwort auf diese Frage, die eher eine sarkastische Bemerkung gewesen war, sondern fuhr gleich fort:

„Der Verkauf an Arana muß noch im Laufe dieses Nachmittags vereitelt werden, und wir müssen eine glaubwürdige Geschichte erfinden, um dem Buchhändler zu erklären, wie wir erfahren haben, daß dieses Buch sich in seinem Besitz befindet. Die Operation findet morgen statt, und uns wurden keinerlei Grenzen gesetzt, was den Kaufpreis betrifft. Der einzige Vorbehalt, den wir in dieser Hinsicht haben, in diesem Punkt waren die Anweisungen der Zentrale sehr unmißverständlich, ist, daß unser Interesse an dem Buch offiziell rein bibliografisch sein soll. Sagt man das so? Die Senatsbibliothek bietet dafür die notwendige Tarnung, denn es werden jedes Jahr sehr beträchtliche Summen dafür aufgewendet, ihren Bestand zu erweitern. Es wird daher niemanden verwundern, wenn der Senat ein Buch kaufen will, so teuer es auch sein mag, das die Bibliothek bereichern würde.“

„Es dürfte allerdings schwierig werden, in dieser Sache Diskretion zu bewahren.“ Edward blieben die Worte fast im Hals stecken. Er fühlte sich überwältigt, ja erdrückt von der Rede, oder eher Strafpredigt, die der riesige CIA-Mann ihm gerade gehalten hatte.

„Um was für ein Problem handelt es sich?“

„Der Onkel meiner Frau weiß, welchen Wert dieses Buch besitzt.“

Hätte Alan Ringroses Blick töten können, wäre Edward Andrews in diesem Augenblick tot umgefallen.

„Warum haben Sie das bei Ihrem Bericht heute morgen nicht erwähnt?“

„Tut mir Leid, aber ich habe diesem Umstand nicht die Bedeutung beigemessen, die er, wie ich jetzt begreife, hat.“ Am liebsten hätte Edward sich unsichtbar gemacht und wäre vom Erdboden verschwunden. Oder zumindest aus diesem Büro, in dem er gerade mit die schlimmsten Momente seines Lebens durchmachte. Kleinmütig sah er seinem Gegenüber ins Gesicht. An dem Ausdruck, den er darin sah, erkannte er, daß Ringroses Verstand dabei war, die neuen Fakten, die er erhalten hatte, zu verarbeiten. Er suchte schnelle Lösungen für eine Situation, die sich für ihn gerade in ein Problem verwandelt hatte.

„Andrews, ich weiß ja nicht, was Sie den jungen Leuten an der Universität heutzutage beibringen, aber ich habe in der Zentrale gelernt, daß, wenn eine Situation mehrere Probleme mit sich bringt, es das Beste ist, eins nach dem anderen anzugehen, in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit. Das erste Problem, das wir lösen müssen, ist also der Kauf des Buches. Sie sagten vorhin, Sie seien mit dem Onkel Ihrer Frau zum Essen verabredet. Nun, gehen Sie mit ihm essen und beginnen Sie, in der richtigen Richtung vorzuarbeiten. Heute Abend müssen Sie sich wieder bei mir melden. Suchen Sie sich dafür irgendeinen beliebigen Vorwand. Es wäre auch gut, wenn Sie heute Abend mit mir zum Flughafen Barajas fahren könnten, um unsere Landsleute in Empfang zu nehmen! Der Flug kommt um 22 Uhr an, wir müssen also gegen halb zehn losfahren.“

Es wäre gut, wenn ich mitkommen könnte, und gleichzeitig nennt er mir die Uhrzeit, zu der wir abfahren, sagte sich der kalifornische Historiker. *Seine Taktik ist offensichtlich.*

„Wenn Sie wollen, daß ich mit Germán Arana esse, muß ich jetzt gehen“, sagte Edward mit Blick auf die Uhr. Es war fast halb vier. „Ich muss sogar jetzt sofort bei ihm anrufen.“

„Gut, tun Sie das!“

Er ging auf einen Tisch zu, auf dem vier Telefone standen, zwei schwarze und zwei weiße.

Er war gerade im Begriff, einen der Hörer abzuheben, als ein unwirscher Ruf ihn in der Bewegung innehalten ließ.

„Tun Sie das ja nicht, Andrews! Man könnte feststellen, daß der Anruf von der Botschaft kam! Nehmen Sie ihr Mobiltelefon!“

Ohne zu wissen warum, lief Edward puterrot an.

„Das geht nicht.“

„Wieso geht das nicht?“

„Weil ich kein Mobiltelefon habe. Ich hasse diese unerträglichen Mistdinger.“

Ringrose lächelte undefinierbar. Er ging zu einem der schwarzen Telefone und tippte mehrere Zahlen ein. Dann streckte er ihm den Hörer hin.

„Nehmen Sie, rufen Sie an!“

„Und... und... wenn man feststellt, von wo ich den Anruf gemacht habe?“

„Das ist jetzt nicht mehr möglich. Wählen Sie, sprechen Sie, und verlieren Sie keine Zeit!“

Fünf Minuten später nahm Edward Andrews ein Taxi zum Restaurant, in dem er mit dem Onkel seiner Frau essen würde. Wenn sein Eindruck nach dem Telefonat ihn nicht täuschte, hatte dieser eine hundsmiserable Laune.

Etwa zur gleichen Zeit saßen zwei Agenten des israelischen Geheimdienstes Mossad in einem privaten Raum am Flughafen von Tel Aviv und gingen noch einmal ihre Instruktionen durch. Sie hatten den Auftrag, ein Buch zu beschaffen, das sich in Spanien befand, genauer gesagt in Madrid. Dieses Buch war Teil des kulturellen Erbes ihres Volkes, eine nahezu heilige Reliquie, die Jahrhunderte lang als verschollen gegolten hatte. Die Informationen, die sie aus dem Hauptquartier des Mossad erhalten hatten, waren sachlich und knapp: „Das Buch des Abraham ist aufgetaucht.“ Oberst David Simon gab seinen zwei Männern die letzten Anweisungen und erklärte ihnen, auf welche spärliche Unterstützung sie in der spanischen Hauptstadt zählen konnten. Sie würden via Mailand fliegen und am nächsten Morgen um sieben Uhr in Madrid ankommen.

„Merkt euch, das Treffen ist für acht Uhr angesetzt. Ihr habt gerade genug Zeit, vom Flughafen aus zum Treffpunkt zu fahren. Die Kontaktperson heißt *Samuel*, und die Parole lautet: *Wie ist das Fußballspiel ausgegangen?* und *Samuel* wird antworten: *Ich weiß es nicht.*“

„Sprechen wir von einem konkreten Spiel, Oberst?“ fragte lächelnd der jüngere der beiden Agenten, ein achtundzwanzigjähriger Kapitän. Er hatte schwarzes Haar, einen dunklen Teint und einen athletisch durchtrainierten Körper, sein Lächeln war offen und freundlich. Er hieß Salomón ben David.

„Heute Abend spielt die spanische Nationalmannschaft gegen Nordirland, im Rahmen der Europameisterschaft. Um dieses Spiel geht es,“ sagte der Oberst. „Wie in vielen anderen Ländern ist auch in Spanien Fußball eine sehr ernste Angelegenheit. Ein wichtiges Spiel legt das gesamte Land lahm.“

Der andere Agent, er war etwa fünfunddreißig Jahre alt und schien in beneidenswerter körperlicher Verfassung zu sein, lächelte. Er war Kommandant Aaron Mayer, einer der besten und erfahrensten Agenten des Mossad. Seine Beteiligung an dieser Operation wies darauf hin, welche große Bedeutung Israel dieser Angelegenheit beimaß. Mayer hatte sehr kurzes schwarzes Haar, in dem sich die ersten Spuren der Kahlköpfigkeit in Form von Geheimratsecken zeigten, bronzefarbene Haut und auffallend blaugrüne Augen. Eine kleine Narbe verlief vom unteren Teil seiner Nase bis zum rechten Mundwinkel.

In diesem Moment wurden die Passagiere des El-Al-Flugs nach Mailand über Lautsprecher zum Einsteigen aufgefordert. Oberst Simon verabschiedete sich von seinen Männern mit einer Umarmung, die eher kameradschaftlich als wie die eines Vorgesetzten wirkte. Zum Abschied stieß er hervor:

„Kommt zurück, und kommt mit dem Buch zurück!“

Die beiden Männer nickten lächelnd und liefen durch einen langen Gang zum Abfluggate. Wenn sich nicht noch in letzter Minute Verzögerungen ergäben, würde der Flug in zwanzig Minuten starten. Die beiden Agenten trugen makellose dunkle Anzüge, in der Hand hielten sie elegante Aktentaschen. Sie sahen aus wie zwei Manager eines multinational tätigen italienischen Unternehmens. Und tatsächlich wiesen ihre Pässe sie als Italiener aus: Paolo Senatore und Aldo Mancini.

Kapitel 14

Zur gleichen Zeit, als die Mossad-Agenten Aaron Mayer und Salomón ben David auf Höhe der Insel Kreta das Mittelmeer überflogen, klingelte im dunklen Büro eines heruntergekommenen Bürogebäudes im Zentrum der georgischen Hauptstadt Tiflis beharrlich ein Telefon, das niemand abhob. In Spanien war es 18:00 Uhr, in der kaukasischen Stadt dagegen schon später Abend: Die Uhr zeigte 21:00 Uhr an. Zehn Minuten später hatte das Flugzeug der El Al, eine Boeing 757, die schäumenden Küsten Kretas hinter sich gelassen und die Flugrichtung geändert, um Kurs auf die Adria zu nehmen—in Richtung Südwest-Nordost folgte es einer Linie parallel zur Küste der italienischen Halbinsel. Eine Stunde später würde es beidrehen, um östliche Richtung einzuschlagen und das Tal des Po zu überqueren, um auf dem Flughafen von Mailand zu landen. Während dieser Flug ohne die geringsten Komplikationen verlief—der Himmel war weiterhin wolkenlos—läutete in dem dunklen Büro in Tiflis wieder und wieder das Telefon, mit fast mathematischer Regelmäßigkeit. Der Anruf kam irgendwo aus der Hauptstadt Spaniens, und der Anrufer konnte sich nicht erklären, wie es möglich war, daß niemand abhob.

Kurz bevor die Boeing 757 auf dem Flughafen von Mailand landete, wurde in Tiflis endlich einer der Anrufe beantwortet—der Lohn für die Beharrlichkeit. Jemand hob den Hörer ab und fragte mit näselnder Stimme:

„Wer ruft denn da um diese Zeit an?“

Die Person am anderen Ende der Leitung konnte sich nur mühsam beherrschen. *Um diese Zeit?* dachte er. *Wir probieren es seit mehr als einer Stunde ununterbrochen.* Dennoch beschloß er, besser keinen Augenblick mit Diskussionen zu verschwenden. Sie hatten bereits genug Zeit verloren.

„Ich rufe aus Madrid an, aus Spanien. Ist Herr Garin da, Michail Garin?“

„Ah, Spanien, Spanien!“, ertönte es aus dem Kaukasus. Die Nerven zum Zerreißen angespannt unterdrückte der Anrufer aus Spanien seine Wut und wiederholte die Frage, nachdem er die Bemerkung seines Gesprächspartners bestätigt hatte, diesmal allerdings energischer.

„Ja, ja! Viel Sonne und viele Toreros.“

Was für ein Trottel, sagte er sich. „Verbinden Sie mich bitte mit Herr Garin?“

„Ah! Oh! Herr Garin. Nun, sehen Sie, es tut mir sehr Leid, aber es ist niemand hier...“

„Wie, es ist niemand hier? Und wer sind Sie?“

„Nun, sehen Sie, mein Herr, ich bin der Nachtwächter des Gebäudes. Außer mir ist hier niemand.“

Am anderen Ende der Leitung ertönte ein Ausruf, der diverse Flüche enthielt. Die ganze Anspannung, die sich bei den vielen Versuchen, jemanden zu erreichen, in ihm aufgestaut hatte, explodierte jetzt auf schlimmstmögliche Weise.

Der Wachmann verstand sehr wohl, was er da hörte, obwohl die Stimme am anderen Ende der Leitung nicht klar und deutlich bei ihm ankam. Dennoch war es für den Nachtwächter eindeutig zu erkennen, daß der andere Mann äußerst erregt und wütend war.

Dann fiel ihm plötzlich etwas ein, das seinen aufgebrachten Gesprächspartner interessieren könnte.

„Hören Sie, mein Herr! Hören Sie mir zu? Ich kann Ihnen vielleicht helfen.“

Nach einem kurzen Schweigen drang die cholerische Stimme des Mannes wieder an sein Ohr:

„Haben Sie gesagt, Sie können mir helfen? Wie denn? Wie? Sagten Sie nicht, daß Herr Garin nicht da sei? Daß außer Ihnen niemand im Haus sei?“

Für den Nachtwächter klang das wie eine Art Wirbelsturm, so daß er einen Moment lang versucht war, den Hörer einfach aufzulegen und das Problem so zu beenden. Aber er beherrschte sich und stammelte mit seiner nasalen Stimme eine einzige Antwort auf die Batterie von Fragen.

„Ich könnte es Ihnen ermöglichen, mit der Sekretärin von Herrn Michail zu sprechen, aber zuerst müssen Sie...“ er sprach so langsam, daß es jemanden, der es eilig hatte, in der Tat zur Weißglut bringen konnte—und genau das geschah mit dem Mann, der vom Mittelmeer aus mit ihm telefonierte, „...mir sagen, wie Ihr Name ist.“

„Mein Name ist Andrej Ogeirabas, und jetzt sagen Sie mir, wie ich Tatjana erreichen kann.“

„Ah! Sie kennen Fräulein Tatjana? Eine sehr schöne Frau. Sie ist eine der schönsten Frauen in ganz Tiflis.“

„Bitte, können Sie mir Fräulein Tatjanas Nummer geben? Ich habe es sehr eilig. Ich muß ganz dringend mit ihr sprechen.“

„Nein, mein Herr, ich kann Ihnen die Nummer von Fräulein Tatjana nicht geben...“

Ein weiterer Fluch unterbrach den Nachtwächter. Andrej war kurz davor, fuchs-teufelswild zu werden.

„Was??? Sie können mir die Nummer von Tatjana Grunowa nicht geben?“

„Nein, mein Herr. Ich kann Ihre Bitte unmöglich erfüllen. Ich kann nicht, weil meine Anweisungen, die ich haargenau zu befolgen habe, es verbieten. Wenn ich dagegen verstoße, verliere ich meine Arbeitsstelle, und dann? Wer ernährt dann meine Familie? Sie würde verhungern und erfrieren. Ich bin Herrn Garin sehr dankbar. Was ich jedoch für Sie tun könnte, ist Folgendes: Ich kann versuchen, Fräulein Tatjana zu erreichen und ihr sagen, daß sie... Andrej anrufen soll. Sie sagten, Ihr Name sei Andrej Ogeirabas, nicht wahr?“

Andrej versuchte mühsam, sich in Geduld zu üben. Er holte so tief Luft, daß seine Lungen zu platzen drohten, dann atmete er ganz langsam aus.

„Hören Sie? ... Hören Sie? Herr Andrej, sind Sie noch da?“

„Ja, ja. Ich bin hier...“

„Wenn Sie mir Ihre Telefonnummer geben, kann ich sie auf einem Stück Papier notieren. Ich muß aber erst einen Kugelschreiber und Papier suchen, wissen Sie? Dann gebe ich die Nummer Fräulein Tatjana, falls ich sie erreiche.“

„Was meinen Sie, falls Sie sie erreichen!“

„Ja, mein Herr, ich muß sie erst finden. Ich muß sie anrufen und ihr sagen, daß Herr Andrej aus Spanien mit ihr sprechen möchte, weil der Herr Andrej mit Herrn Garin sprechen möchte. Das haben Sie doch gesagt, richtig?“

Andrej konnte sich nicht erklären, wie er in der Lage war, so viel Geduld aufzubringen. Doch eigentlich wußte er es. Er wußte, daß er mitten in einer Riesensache steckte, möglicherweise der wichtigsten Operation, die das georgische Netz in Spanien je durchgeführt hatte. Eine so wichtige Operation, daß ihr Nutzen gar nicht zu beziffern war—die Summe würde bis ins Unendliche reichen, falls die Informationen, die am selben Nachmittag in seine Hände gelangt waren, der Wahrheit entsprachen.

„Ist gut, ist gut, wie auch immer Sie heißen...“

Unbeabsichtigt hatte Andrej dem Nachtwächter wieder einen Grund gegeben, sich zu unterbrechen, wofür er sich innerlich verfluchte.

„Mein Herr, mein Name ist Nikolaj Iwanisewitsch, obwohl mich alle Kolai nennen. Sie dürfen mich auch Kolai nennen, wenn Sie möchten.“

„Das möchte ich sehr gerne, Kolai. Und jetzt, wenn es Ihnen nichts ausmacht, rufen Sie bitte Fräulein Tatjana an und sagen ihr, daß sie sich in Spanien melden soll, bei Andrej. Sie hat meine Telefonnummer.“

„Fräulein Tatjana hat Ihre Telefonnummer?“

„Ja, genau, Kolai, Fräulein Tatjana hat meine Nummer. Versuchen Sie, sie zu erreichen und sagen Sie ihr, daß sie mich anrufen soll, es sei sehr dringend.“

„So werde ich es machen, Herr Andrej, und ich werde es jetzt gleich machen. Ich werde nichts anderes tun, bevor ich Fräulein Tatjana anrufe.“

„Das klingt perfekt. Vielen Dank, Nikolaj.“

„Für Sie bin ich Kolai, Herr Andrej.“

Andrej hörte diese letzten Worte des Nachtwächters nicht mehr, weil er den Hörer schon aufgelegt hatte. Nikolaj Iwanisewitsch sah den Hörer verwundert an und stieß aus:

„Was für eine Eile, was für eine Eile!“

In dieser Nacht hatte der TWA-Flug aus New York mit planmäßiger Ankunft um 21:55 Uhr seine Strecke pünktlich auf die Minute zurückgelegt. Um 22:10 Uhr stiegen zwei Passagiere dieses Flugs in einen Wagen, der sie am Flughafen erwartet hatte. Alan Ringrose saß hinter dem Steuer, Edward Andrews neben ihm auf dem Beifahrersitz. Die Ankömmlinge waren als amerikanische Touristen eingereist, die sich darauf freuten, ihre Ferien in Spanien zu verbringen, dementsprechend trugen sie jetzt, bei der Ankunft, auch legere Kleidung. Das physische Erscheinungsbild der beiden war sehr ähnlich: 1,85 Meter, kurzes, blondes Haar. Doch sie unterschieden sich darin, daß der eine eher ein athletischer Typ war, während der andere einen distinguierten Eindruck machte.

Sie verloren nicht viel Zeit damit, sich vorzustellen und ihr Gepäck in den Kofferraum des Wagens zu legen. Der sportlichere Agent hörte auf den Namen Robert Halifax, der mit dem kultivierteren Auftreten hieß William Lee. Sobald sie auf dem Rücksitz des Wagens saßen, kam Lee, der der ranghöhere Agent zu sein schien, direkt zur Sache.

„Ich glaube, wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen schnell handeln. Man hat uns in New York zwar über die Operation informiert, es wäre jedoch hilfreich, die Einzelheiten direkt von der Originalquelle zu hören und darüber hinaus zu erfahren, ob sich in den letzten Stunden noch Änderungen ergeben haben. Ich muß Ihnen ja nicht sagen,“ dabei wandte er sich an Ringrose, indem er über den Rückspiegel Blickkontakt mit ihm aufnahm—„daß wir Ihnen direkt unterstellt sind. Wir haben Ihre Instruktionen mitgebracht, ich werde Ihnen den Umschlag überreichen, sobald wir in der Botschaft ankommen. Von seiner Dicke her zu schließen, wird es Sie vermutlich nicht viel Zeit kosten, davon Kenntnis zu nehmen. Und jetzt,“ sagte er nachdrücklich, „wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie uns über alles aufs Laufende bringen könnten.“

Ringrose, der den veränderten Tonfall registriert hatte, erzählte in klaren, deutlichen Worten, was er wußte. Er verstieg sich nicht in Betrachtungen über die Tragweite der Mission, hob jedoch immer wieder Details hervor, von denen er glaubte, daß sie von Interesse seien. Er wußte, daß bei solchen Operationen alles wichtig war und daß man niemals irgendeine Information auslassen durfte, so geringfügig sie auch sein mochte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß jeder Agent jede Mission so betrachten mußte, als besitze sie maximale Wichtigkeit, und unter diesem Gesichtspunkt mußte alles, absolut alles, analysiert werden. Nichts durfte gering geschätzt werden, so lange, bis die Operation abgeschlossen war.

„Das ist die augenblickliche Lage. Irgendwelche Fragen?“ Sein Tonfall war professionell und sachlich und so distanziert, daß er keinen Zweifel darüber offen ließ, wer bei dieser Operation das Sagen hatte. Offenbar wollte Ringrose, daß darüber vom ersten Augenblick an völlige Klarheit herrschte.

William Lee rutscht in seinem Sitz nach vorne und befreite seine Stimme mit einem Räuspern.

„Ja, Sir, im Augenblick fallen mir drei Fragen ein, die ich Ihnen gerne stellen würde. Die erste betrifft die Vorgehensweise, das Protokoll, wenn Sie so wollen.“

„Schießen Sie los, Lee,“ forderte Ringrose ihn auf.

„Welcher Art wird die Verbindung zwischen uns sein, solange die Operation andauert? Sie sind der Boss und müssen die Grundlinien, die wir zu befolgen haben, darlegen. Sie wissen ja, es ist sinnvoll, wenn wir alle das Terrain kennen, auf dem wir uns bewegen.“

Ringrose antwortete mit einer Gegenfrage.

„Woher stammen Sie, Lee?“

„Wenn Ihnen das weiterhilft, Sir, kann ich Ihnen sagen, daß ich aus Texas stamme, direkt aus Dallas, aber meine Familie kommt ursprünglich aus New Orleans. Sie kämpften gegen die Yankees und widersetzten sich der Abschaffung der Sklaverei. Aber seither, Mister Ringrose, ist fast ein Jahrhundert vergangen.“

„Sehr gut, Lee, mir gefällt Ihre Offenheit. Darf ich Sie William nennen?“

„Dürfen Sie, Sir.“

„In diesem Fall nennen Sie mich Alan. Das gilt auch für Sie, Robert, wenn es Ihnen recht ist.“

„Das ist mir sehr recht, Sir. Falls es Sie interessiert, ich bin aus Kalifornien, aus San Diego. Und Sie, Alan, woher kommen Sie?“

„Ich stamme aus New York, aus Harlem. Professor Andrews ist auch aus Kalifornien, Robert, er unterrichtet in Los Angeles.“

Ringrose war zufrieden. Er war es, der die Marschrichtung vorgegeben hatte.

„So, was waren Ihre anderen beiden Fragen?“

„Die erste ist, wie viele Personen von dieser Sache wissen und wie viel sie wissen. Wissen sie ein bißchen was, wissen sie viel, wissen sie alles? Die zweite Frage lautet: Wie wahrscheinlich ist es, daß außerhalb des Kreises, den wir kennen, Informationen durchgesickert sind?“

Der flüssige Verkehr auf der Flughafen-Autobahn hatte sich verlangsamt, seit sie auf die M-30 aufgefahren waren, eine der Stadtautobahnen der spanischen Hauptstadt, auf denen man die Boulevards und Straßen der Madrider Innenstadt relativ schnell erreichen konnte. Als Ringrose auf die Kreuzung mit der Avenida de la Castellana auffuhr, änderte sich die Verkehrssituation abrupt. Innerhalb von Sekunden steckte er mitten in einem ausgewachsenen Stau fest—und inmitten einer lautstarken Kakophonie aus Autohupen und anderen Instrumenten, die die Insassen der Wagen um sie herum voller Inbrunst erschallen ließen. Es schien, als sei die Stadt, die bis zu diesem Augenblick noch relativ ruhig gewesen war, von einem kollektiven Irrsinn ergriffen worden.

„Heiliger Himmel!“ rief Ringrose gequält aus.

„Was ist denn hier los?“ fragte Robert. „Diese Spanier sind ja verrückt!“

„Wir haben den falschen Weg genommen. Ich hätte es wissen müssen,“ sagte Alan zerknirscht, Lees zwei Fragen blieben zunächst unbeantwortet. „Heute war das Fußballspiel. Die spanische Nationalmannschaft hat gegen Nordirland gespielt. Fußball weckt in Spanien große Emotionen, zumal, der Stimmung nach zu schließen, Spanien offenbar gewonnen hat. Das Stadion Santiago Bernabeu, wo das Spiel ausgetragen wurde, ist ganz hier in der Nähe, und in diesem Moment fahren dort Tausende von Autos los. Der Stau kann Stunden dauern... Viele hier haben es überhaupt nicht eilig, sie organisieren dieses Getümmel extra, um den

Sieg zu feiern. Sie sind unterwegs zur Plaza de Cibeles, die hier auf der Straße liegt. Dort findet der Höhepunkt der Feierei statt. Unsere einzige Chance, aus dieser Falle zu entkommen, ist, eine der Seitenstraßen der Castellana zu erreichen, die vielleicht nicht völlig verstopft ist.“

Sie hatten Glück. Auf der Höhe des Ministeriums konnte Ringrose rechts abbiegen und in eine Querstraße einfahren. Das bedeutete zwar, daß er sich von seinem Ziel, der Botschaft, entfernte, aber es bedeutete auch, daß sie aus dem Stau herauskamen und auf einem anderen Weg, durch eine weniger befahrene Gegend zur Calle de Serrano fahren konnten. Seine Entscheidung war nicht verkehrt, denn eine halbe Stunde später fuhr das Auto mit seinen vier Insassen durch die Garagentür der Botschaft der Vereinigten Staaten. Zehn Minuten später saßen die vier Männer vor einigen Dosen kaltem Bier und Tablettis mit Kanapees und Sandwichs und besprachen die Arbeit des folgenden Tages.

Der wichtigste Teil der Zusammenkunft war der Bericht von Professor Andrews, der an diesem Tag mit dem Onkel seiner Frau gegessen hatte.

„Also ist der mündliche Kaufvertrag zwischen Don Germán Arana und dem Buchhändler bereits aufgelöst?“ fragte Ringrose den Professor, nachdem sie eine Liste der Personen, die von dem Buch wissen konnten, erstellt hatten.

„Ja, im Prinzip ist er aufgelöst. Ich glaube, wenn wir morgen klug vorgehen, können wir alles unter Kontrolle bringen und das Buch kaufen. Das einzige Problem, das meiner Meinung nach auftreten könnte, ist ein finanzielles.“

„Da irren Sie sich, Andrews. Wir haben in dieser Hinsicht sehr präzise Anweisungen,“ erklärte William Lee und machte eine ausschweifende Handbewegung.

„Ich könnte mir vorstellen,“ beharrte Andrews, „daß, so wie die Dinge sich zwischen dem Onkel meiner Frau und dem Buchhändler entwickelt haben, Sie die Summe möglicherweise sofort und in bar bezahlen müssen.“

„No Problem,“ lautete Williams Antwort.

Ringrose hatte an diesem Nachmittag kaum Gelegenheit gehabt, mit Andrews zu reden, weil der Professor beim Onkel seiner Frau gewesen und erst in der Botschaft angekommen war, als es Zeit war, ins Auto zu steigen und zum Flughafen zu fahren. Doch auf der Fahrt nach Barajas hatte Andrews ihm die unglaubliche Neuigkeit erzählt: Der vereinbarte Kauf des Buchs war tatsächlich geplatzt.

Als Edward in Don Germáns Büro ankam, war dieser in gräßlicher Stimmung. All die Ruhe und Besonnenheit, mit der der Bauunternehmer seinen täglichen Geschäften nachging und die er für Grundzüge seines Wesens gehalten hatte, waren wie weggeblasen. Andrews dachte zunächst, seine Verspätung habe Germán so wütend gemacht, obwohl ihm diese Reaktion doch reichlich übertrieben schien. Aber er stellte rasch fest, daß der Grund ein anderer war. Nachdem er mehrere Minuten lang versucht hatte, Don Germán zu beruhigen und den Grund für seine Wut herauszufinden, begann Don Germán mit einer Frage:

„Was glaubst du, wer vor einer halben Stunde hier angerufen hat?“

Andrews wußte nicht, was er antworten sollte, aber er beschloß, das Spiel mitzuspielen.

„Wie viele Möglichkeiten stehen denn zur Auswahl?“

Er mußte nicht raten, denn Don Germán gab ihm die Antwort ohne weitere Umschweife.

„Señor Ruiz hat mich angerufen.“

„Der Buchhändler?“ Mit der Frage wollte er Don Germán dazu bringen, kleine, bedeutungslose Erklärungen zu der Geschichte, die er eigentlich erzählen sollte, zu geben. Andrews war zwar kein Experte in Psychologie, aber er wußte, daß das eine unfehlbare Methode war, aufgeregte Menschen ein wenig zu beruhigen.

„Natürlich! Dieser verabscheuungswürdige Schuft!“

„Ich dachte, ihr wärt Freunde, oder irre ich mich?“

„Das dachte ich auch. Don Germán hier, Don Germán da. Sie haben immer Vorrang, Don Germán. Ich werde Ihnen nie vergessen, was Sie für mich getan haben. Lügen, Eduardo!“ Manchmal nannte er ihn bei der spanischen Version seines Namens. „Nichts als Lügen! Weißt du, warum mich dieses Schwein angerufen hat?“

„Wenn du es mir nicht sagst...“

„Um mir zu sagen, daß der Preis nicht mehr bei 288.000 Euro liegt. Daß der Preis gestiegen sei, und zwar ganz erheblich. Daß man ihm ein anderes, sehr viel besseres Angebot gemacht habe. Ein Angebot, das ich nur schwer überbieten könne.“

Andrews war seine Überraschung deutlich anzusehen, und ein freudiger Schauer fuhr durch seinen ganzen Körper—wie ein lauwarmes Kitzeln, das sich in seinem Nacken sammelte. Doch gleich darauf schüttelte es ihn wieder, aber diesmal, weil er das Schlimmste befürchtete. Alle Neuronen in seinem Gehirn gingen in Alarmstellung. Es gab also noch einen oder mehrere andere Käufer, und das bedeutete, daß noch mehr Menschen in dieser Sache steckten. Er versuchte sich unter Kontrolle zu halten, konnte aber seinen emotionalen Aufruhr nicht verbergen. Don Germán merkte, wie nervös er war, obwohl er seine Reaktion nicht richtig zu interpretieren wußte.

„Du bist ebenso überrascht wie ich, nicht wahr?“

„Ja, ich muß zugeben, daß ich staune...“ Andrews fiel ein, daß das Buch in seinem Schlafzimmer lag, und er fragte sofort: „Das Buch, das Buch! Wo ist es jetzt?“

„Wo das Buch ist, fragst du? Du weißt, wo es ist! Du hast das Buch!“

„In diesem Fall...“ Er beendete seinen Satz nicht, weil er sehen wollte, wie Don Germán reagierte. Eigentlich wußte er es schon, aber manchmal...

Trotz seiner Wut antwortete Don Germán auf Andrews' Anspielung, wie dieser es erwartet hatte.

„Nein, nein, Eduardo, kommt nicht in Frage! Daran darfst du nicht einmal denken! Wenn Ruiz auch ein Sohn schlechter Eltern ist, ich bin ein Caballero!“

Andrews wußte, daß er auf diesem Weg nichts erreichen würde. Obwohl Germán Arana Geschäftsmann in der Baubranche war, einer der skrupellosesten Branchen überhaupt, war er ein höchst seltener Vertreter seiner Art: Er war ein Ehrenmann, auf sein Wort war Verlaß. Er war das, was die Spanier als *Caballero* bezeichneten. Eine Spezies, von der nur noch sehr wenige Exemplare existierten—und er war eines davon. Sein Verhalten rief Bewunderung und Respekt, aber vor allem Überraschung und Ungläubigkeit hervor. In den Geschäftskreisen von Madrid, wo die Haie auf jede Gelegenheit lauerten, erzählte man sich mit leisem Spott, daß eine ganze Art, Geschäfte zu führen, ihr Ende finden würde, wenn Don Germán sich zur Ruhe setzte. Er war ein Vertreter einer anderen Epoche, einer Epoche, in der man mit Respekt und Rücksicht miteinander umgegangen war. Und diese schienen von dem Schlachtfeld, auf dem sich Baufirmen und die Immobilienvertreter gegenübertraten, endgültig verschwunden zu sein. Wie Andrew es

vorhergesehen hatte, war sein Versuch zum Scheitern verurteilt gewesen, aber er hatte Beatriz' Onkel noch nie in einem solchen Zustand gesehen und dachte, vielleicht... Es war einen Versuch wert gewesen.

Kurioserweise hatte Don Germán nach so kurzer Zeit bereits seine Fassung wiedergewonnen.

„Es ist ziemlich spät, um essen zu gehen, aber im *Green*,“ so nannten sie den Pub an der Ecke, dessen vollständiger Name *The Green Tulip* lautete, und in dem englische Küche serviert wurden, „machen sie uns sicher ein Steak mit Salat. Dort können wir weiterreden. Was hältst du davon?“

„Als wir im *Green* saßen, versuchte ich so viel Informationen wie möglich aus ihm herauszubekommen, aber Don Germán wußte kaum etwas. Er wußte weder, wer dem Buchhändler das großzügige Angebot gemacht hatte, noch wußte er, um welche Summe es sich handelte. Wir blieben mehr als zwei Stunden in dem Pub. Bis nach halb sieben, viel zu lange—das Personal war nur noch wegen uns da. Nur aus Rücksicht auf Señor Arana, der einer ihrer ältesten und besten Kunden ist, baten sie uns nicht, das Lokal zu verlassen. Als wir aus der Gaststätte kamen, war es fast sieben Uhr.“

„Wo befindet sich das Buch jetzt?“ fragte Lee.

„Ich nehme an, der Antiquar hat es. Als wir den Pub verließen, gingen wir zu Don Germán nach Hause und er bat mich, ihn in die Buchhandlung zu begleiten, um das Buch abzugeben. Auf der Plaza de las Descalzas kam es dann zu einer entsetzlichen Szene. Sie spielte sich jedoch im Hinterzimmer der Buchhandlung ab, verborgen vor indiskreten Blicken. Während Ruiz das Buch in seine Schreibtischschublade legte, warf Germán ihm schlechtes Benehmen vor. Er attackierte ihn heftig und erklärte jede Art von Beziehung zu ihm für beendet. Der Antiquar ließ die Strafpredigt einfach über sich ergehen. Er war nervös, und zum Teil gab er Don Germán sogar recht.“

„Haben Sie den Buchhändler gefragt, was für ein Angebot er erhalten hatte und von wem?“

„Nein, ich habe gar nichts gefragt. Ich habe nur als stummer Zeuge an der Szene teilgenommen. Auch Don Germán fragte nicht, er weigerte sich aus gekränktem Stolz, Ruiz um irgendwelche näheren Informationen zu bitten. Ich konnte und ich durfte in diesem Moment nichts anderes tun.“

„Haben Sie irgendwelche Vermutungen, was vorgefallen sein könnte?“ beharrte Lee.

„Das Einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß der Antiquar, der so nervös und unruhig war, daß es mir auffiel, obwohl ich selbst ebenso nervös war, ein viel besseres Angebot bekommen hatte. Aber ich weiß nicht, von wem es stammt und auf welche Summe es sich beläuft.“

„Um welche Uhrzeit öffnet Señor Ruiz sein Geschäft?“ schaltete Ringrose sich ein.

„Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, ich glaube, er hat keine festen Öffnungszeiten. Antiquare, also Händler, die Bücher aus zweiter Hand kaufen und verkaufen, sind ein ganz besonderer Menschenschlag.“

„Das bedeutet, daß wir uns morgen ganz früh bereithalten müssen. Gibt es auf der Plaza eine Bar oder ein Café?“

„Ja, mehrere sogar, glaube ich.“

„Dann warten wir dort auf ihn und hoffen, daß wir das Angebot, das dem Onkel ihrer Frau so schlecht bekommen ist, erhöhen können, damit die Sache rasch erledigt ist.“ Mit dieser Feststellung erklärte Ringrose die Zusammenkunft für beendet. Doch Andrews hob die Hand, als wäre er ein Schüler, der seinen Lehrer um die Erlaubnis zu sprechen bitte.

„Ja, Andrews?“

„Ich habe den Eindruck, daß der Buchhändler ein ganz spezielles Angebot erhalten hat. Irgendetwas ist daran merkwürdig. Ich weiß nicht... ich habe so ein Gefühl, als ginge es nicht nur um Geld, ich vermute, da ist noch etwas anderes... Ich weiß nicht, ich weiß nicht... irgendetwas Seltsames.“

„Wie kommen Sie darauf? Gibt es noch etwas, das Sie uns nicht erzählt haben?“ fragte William Lee mit einem Anflug von Vorwurf in der Stimme.

„Wie gesagt, es ist reine Intuition. Ich kann das, was ich gerade sagte, überhaupt nicht begründen. Abgesehen davon, daß das Benehmen des Señor Ruiz... eigenartig war. Es ist mir lieber, daß ich es Ihnen gesagt habe, wenn das Ganze vielleicht auch nur ein Produkt meiner Fantasie ist.“

Es war 23:30 Uhr, jetzt wurde das Treffen tatsächlich beendet. So ging ein langer, turbulenter Tag zu Ende... Das heißt, in der Madrider Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika endete er... Doch im gleichen Augenblick, als die vier Männer sich voneinander verabschiedeten, läutete ein Telefon. Andrejs Telefon. Er erhielt einen Anruf aus Tiflis, wo Tatjana Grunowa, die vor knapp einer Stunde mit Andrej telefoniert hatte, den Hörer an Michail Garin weiterreichte.

Kapitel 15

Aaron Mayer und Salomón ben David waren um kurz vor 7:00 Uhr morgens auf dem Flughafen Madrid-Barajas angekommen. Wie zuvor schon auf der Strecke Tel Aviv–Mailand hatten sie die Flugzeit genutzt, um ihre Informationsmappen über die italienische Verlagsindustrie, das Handelsvolumen in dieser Branche, Verlagstechniken etc. noch einmal durchzuarbeiten. Jetzt kannten sie die Definitionen von Wiegendruck und Faksimiles und wußten Bescheid über Erstausgaben und alte Handschriften.

Der Nebel, typisch für den Tagesanbruch in der spanischen Hauptstadt, hatte für den Iberia-Flug aus Mailand kein Hindernis dargestellt, so daß das Flugzeug pünktlich landete. Der intensive Passagierverkehr, der in Kürze Schalter, Wartezonen, Cafeterien und andere Bereiche des Flughafens Barajas füllen würde, hatte noch nicht begonnen, um diese Uhrzeit herrschte noch eine gewisse Ruhe. Der größte Teil der Flugschalter war noch geschlossen, und in den Wartehallen saßen nur wenige Passagiere, die dösend darauf warteten, einchecken zu können. Die größte Aktivität zeigten die Reinigungskräfte, die Lieferanten der Restaurants und Cafés sowie die Kioskverkäufer, die Zeitschriften und Zeitungen auslegten—die Ware, die im Laufe des Tages die Nachfrage Tausender Menschen befriedigen würde.

Am einzigen Gepäckband, das im Augenblick in Betrieb war, warteten die beiden Israelis in ihren Business-Anzügen geduldig auf ihre Koffer. Nachdem sie sie geholt hatten, verließen die Agenten den Transitbereich. Am Ankunft-Gate erwartete sie ein junger Mann, der sie herzlich begrüßte. Er hatte die Aufgabe, sie zu ihrer Unterkunft zu begleiten. Sie stiegen in ein Taxi und fuhren zu einem diskreten Hotel in der Madrider Gran Via, im Viertel Callao. Die Reservierung war von Madrid aus vorgenommen worden, über ein Reisebüro. Der Mann, der sie in Auftrag gegeben hatte, hatte gesagt, er arbeite als Vertreter für einen italienischen Verlag, der auf die Reproduktion von Faksimiles antiker Werke mit hohem bibliografischem Wert spezialisiert sei.

Die Strecke vom Flughafen zum Hotel legten sie in weniger als zwanzig Minuten zurück. Um diese Uhrzeit war noch nicht viel Verkehr, auch die Stadt war noch verhältnismäßig ruhig. Auf den Straßen arbeiteten überall noch die Reinigungs- und Gartenbaufirmen, sie kehrten Straßen und Bürgersteige mit Maschinen oder per Hand, sie leerten Mülleimer und bewässerten und pflegten die Grünzonen des Madrider Stadtzentrums. An vielen Stellen sah man noch die Spuren der Fußballfans, die hier vergangene Nacht ihr Unwesen getrieben hatten. Vor allem auf der Plaza de Cibeles war viel städtisches Mobiliar zerstört worden—die Fans hatten Mülleimer herausgerissen, mehrere Ampeln umgetreten und das Schutzdach einer Bushaltestelle irreparabel zerstört. Selbst der Brunnen, in dessen Mitte sich majestätisch die von zwei Löwen gezogene Kutsche der populärsten Göttin Madrids erhob—sie hatte der Plaza ihren Namen gegeben—war vom Vandalismus nicht verschont geblieben: Bierdosen, Lebensmittelverpackungen, Papier und anderer Unrat schwammen im Wasser, und auf den Rücken eines der weißen Löwen hatten die Randalierer mit schwarzer Farbe den Grund für ihren Jubel geschmiert: 5:0. Mehrere Arbeiter bemühten sich nach Kräften, dem Vorzeigebrunnen seine Würde wiederzugeben.

Nachdem die Anmeldeformalitäten im Hotel erledigt waren, begleitete der junge Mann, der sie vom Flughafen abgeholt hatte, sie nach oben in die Zimmer. Sie hatten zwei Räume, die durch eine von beiden Seiten abschließbare Zwischentür verbunden waren. Oben überreichte er ihnen ein Paket mit zwei Automatikpistolen.

„Damit wäre mein Auftrag erledigt. Hier haben Sie einen Stadtplan von Madrid, auf dem die Plaza de las Descalzas mit einem X gekennzeichnet ist. Sie liegt nur drei Gehminuten von hier entfernt. Meine Arbeit ist getan,“ sagte er und ging.

Ihnen blieben noch fünf Minuten. Um 7:55 Uhr betraten die beiden Mossad-Agenten ein bekanntes Madrider Café in der Calle de Alcalá. In den wenigen Minuten zwischen der Fahrt vom Flughafen zum Hotel und ihrem Weg vom Hotel zum Café Nebraska hatten die Straßen und Boulevards von Madrid eine bemerkenswerte Wandlung durchgemacht. Der Verkehr war spürbar dichter geworden, unter anderem waren jetzt zahlreiche Autobusse und Taxis unterwegs, und auch die Zahl der Fußgänger hatte sich deutlich erhöht.

Das Café war nicht voll besetzt, aber es waren einige Gäste da, die meisten von ihnen tranken Kaffee und aßen eine Kleinigkeit dazu: Toasts oder die typischen heißen Churros. Die beiden Agenten wußten nur, daß Samuel eine lachsfarbene Zeitung bei sich haben würde—von der Sorte, die sich in erster Linie der Finanz- und Wirtschaftswelt widmet—und einen Tirolerhut aus grünem Filz tragen würde. Diskret sahen sie sich unter den Gästen des Cafés um, entdeckten aber nieman-

den, der der Beschreibung *Samuels* entsprach. Aaron warf einen Blick auf die Uhr und stellte mit gewisser Erleichterung fest, daß bis zur verabredeten Zeit noch einige Minuten Zeit waren. Sie setzten sich an den Tresen, von wo aus sie jeden sehen konnten, der hinein- oder hinausging, und sofort näherte sich einer der makellos gekleideten Kellner—weißes Hemd, schwarze Fliege und weiße Schiffchenmütze mit schwarzem Aufdruck, auf deren einer Seite der Name der Gaststätte zu lesen war—und fragte zuvorkommend:

„Was darf ich den Herren bringen?“

„Zwei Tee mit Milch bitte,“ antwortete Aaron in perfektem Spanisch.

Die meisten Gespräche zwischen den Gästen des Cafés drehten sich um das Fußballspiel vom Vorabend. Man lobte die Tore der spanischen Nationalmannschaft und freute sich, daß die EM-Qualifikation mit diesem Resultat besiegt war. Besonders lautstark ereiferte sich eine Gruppe junger Leute mit auffallend gepflegtem Äußeren: Alle trugen dunkle Anzüge und Krawatten, hatten akkurate Kurzhaarfrisuren und wirkten dynamisch und erfolgreich. Sie mußten junge Führungskräfte eines nahe gelegenen Unternehmens sein, die sich vor Beginn ihres Arbeitstages hier trafen. Es wurde 8:00 Uhr, ohne daß jemand das Café betrat. Jetzt zahlten die lauten jungen Leute und verließen das Lokal. Als sie die Tür erreichten, traten sie auseinander, um eine Art Gasse zu bilden, durch die eine attraktive Frau eintrat. Ein vielsagender Pfiff ertönte, die *Yuppies* zwinkerten sich zu und versetzten sich gegenseitig anzügliche Rippenstöße.

Die Frau war etwa dreißig Jahre alt, und die Schönheit ihrer Gesichtszüge wurde durch ihr langes, kastanienfarbenes Haar betont. Unter ihrem eleganten Kostüm, in dem Grüntöne dominierten, ließen sich die üppigen, verführerischen Formen ihrer Figur erahnen, weit entfernt vom Schlankheitswahn, den die Laufstege der Modenschauen diktierten. An ihrer Schulter hing eine jugendlich wirkende Handtasche mit langem Trageriemen, und sie trug eine lachsfarbene Finanzzeitung in der einen und einen Tirolerhut mit Feder, dessen Farbe mit dem Grün ihres Kostüms harmonierte, in der anderen Hand. Sie war Agentin des israelischen Geheimdienstes und arbeitete als Sekretärin für die Firma GERMÁN ARANA AG. Ihr eigentlicher Name lautete Marta Ullá. Ohne die Kommentare zu beachten, die ihr Eintreten bei den jungen Geschäftsleuten ausgelöst hatte, näherte sie sich den Tischen, die einen großen Teil des Cafés füllten. Sie entschied sich für einen Ecktisch neben einer schönen Grünpflanze mit weit ausladenden Blättern, legte die Zeitung und den Hut auf den weißen Marmortisch und setzte sich mit der ihr eigenen natürlichen Eleganz. Anschließend holte sie eine Zigarette aus ihrer Handtasche und zündete sich mit gekünstelter Langsamkeit eine Zigarette an. Noch bevor sie sich um die Aufmerksamkeit des Kellners, der an den Tischen bediente, bemühen mußte, stand dieser bereits vor ihr, um nach ihren Wünschen zu fragen.

„Was darf ich Ihnen bringen?“

„Einen schwarzen Kaffee, eine große Tasse bitte.“ Ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu widmen, faltete sie die Zeitung auseinander und begann zu lesen.

„Die hätten uns ruhig sagen können, daß *Samuel* eine Frau ist,“ murmelte Salomón sehr leise, fast direkt in das Ohr seines Kollegen. Dieser preßte die Lippen aufeinander und nickte unmerklich mit dem Kopf, während er gleichzeitig so un-

auffällig wie möglich seine Position am Tresen veränderte. „Sie ist hübsch, nicht wahr?“ flüsterte Salomón wieder, er wirkte völlig verblüfft.

„Hör auf, Unsinn zu reden. Wir sollten lieber anfangen Kontakt aufzunehmen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.“

Aaron tastete mit auffälligen Bewegungen die Taschen seiner Jacke ab, holte ein Päckchen Zigaretten heraus und steckte sich eine davon in den Mund. Dann tastete er wieder an seinen Jackentaschen herum, konnte aber nicht finden, was er suchte. Mit entschlossenen Schritten durchquerte er den Raum in Richtung *Samuel* und bat um Feuer.

Als der Kellner im Begriff war, der Dame den bestellten Kaffee zu servieren, hielt Salomón ihn auf.

„Warten Sie einen Augenblick, sonst unterbrechen Sie etwas Wichtiges,“ sagte er augenzwinkernd. In diesem Moment bedeutete Aaron Salomón mit einer Handbewegung, daß er näher kommen solle.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt?“ wandte er sich wieder an den Kellner und gab ihm einen freundlichen Klaps auf den Rücken. „Jetzt können Sie ihr den Kaffee bringen!“

Aaron und Salomón nahmen Platz und bestellten noch einen Tee. Zwanzig Minuten lang führte das neu entstandene Trio eine Unterhaltung, von der niemand in ihrer Umgebung etwas hören konnte. Die Frau hob von Zeit den Blick, um sich umzusehen. Anschließend verließen die drei gemeinsam das Café.

„Don Fermín, haben Sie gesehen, wie die sich abschleppen läßt?“ bemerkte der Kellner zu einem Gast, der am Tresen lustlos in einer Zeitung blätterte und mit der anderen Hand das Kleingeld in seiner Hosentasche klimpern ließ.

„Diese Frau ist eine Edelhure, ganz sicher. Ich verwette meinen Kopf darauf, daß sie gerade eine ménage-à-trois vereinbart haben,“ sagte der Mann in einem Tonfall, der keine Diskussion zuließ. Dann blätterte er eine weitere Seite seiner Zeitung um.

„Hure oder nicht, Don Fermín, die Frau ist ein Hammer!“ urteilte der Kellner.

Die beiden Mossad-Agenten und *Samuel* nahmen ein Taxi und fuhren durch den dichter werdenden Verkehr in Richtung Altstadt—im Volksmund bekannt als Madrid de los Austrias. Sie passierten die Puerta del Sol, einen der belebtesten Flecken der spanischen Hauptstadt, und folgten der alten Calle de Carretas bis zur Plaza del Ángel, wo sie aus dem Taxi ausstiegen. Ohne anzuhalten, liefen sie durch die engen, unregelmäßig verlaufenden Straßen. Die Häuser hier waren fünf bis sechs Stockwerke hoch und größtenteils ziemlich heruntergekommen. Sie stammten vom Ende des 19. Jahrhunderts und waren zu ihrer Zeit zweifellos ausgesprochen vornehm gewesen, doch der Zahn der Zeit hatte seine Spuren an ihnen hinterlassen, ohne daß die notwendigen Instandhaltungsarbeiten ausgeführt worden wären. Viele der Häuser unterlagen der Mietpreisbindung, weshalb ihre Besitzer sich weigerten, sie sanieren zu lassen. Stattdessen warteten sie so lange, bis sie als Bauruinen klassifiziert und die Mieter zwangsgeräumt werden konnten. Diese Situation hatte wie nichts anderes zum Niedergang eines der schönsten Viertel Madrids beigetragen. Nur hin und wieder war ein restauriertes Haus zu sehen, dessen restaurierte Fassade im alten Glanz erstrahlte und einen auffälligen Kontrast zum allgemeinen Verfall bildete.

In einer engen Seitengasse holte *Samuel* ein kleines, zusammengefaltetes Stück Papier aus der Jacke und sah es sich an. Dann hob sie den Blick zu dem Straßenschild aus blauem Blech, auf dem zwischen diversen Rostflecken in einer Ecke das Wappen von Madrid prangte. Die Schrift besagte: Calle de San Bruno.

„Hier ist es. Wir müssen zu Nummer 8.“ Marta Ullá bedeutete ihren Begleitern mit einer Geste, daß sie ihr folgen sollten.

Haus Nummer 8 war eins der heruntergekommenen Gebäude, doch eigentlich war es ein Gebäude voller Noblesse. Restauriert wäre dieses Haus ein Luxuswohnsitz gewesen. Die steinernen Ornamente rund um die Tür zeigten inmitten des Schmutzes und der Verwahrlosung, daß das Haus wesentlich bessere Zeiten gesehen hatte. In einen der Türpfosten hatte man eine Freisprechanlage aus rostfreiem Stahl eingebaut, es gab Namensschilder unter kleinen, schraffierten Plastikrechten sowie ein Schild, dessen schwarze Buchstaben den ästhetischen Kriterien der heutigen Zeit nicht mehr entsprachen und auf dem sich mit viel Mühe lesen ließ: MARÍA RELOBA. BETTEN.

Marta sah auf das Stück Papier in ihrer Hand, dann richtete sie ihren Blick auf die Klingelanlage und drückte mit dem Zeigefinger auf einen der Knöpfe: 3A, rechts. Während sie auf Antwort wartete, blickte sie unruhig in beide Richtungen die Straße entlang; es war keine Menschenseele zu sehen. Es meldete sich niemand, worauf sie ihren Zeigefinger ein weiteres Mal auf den Knopf drückte. Auch diesmal wurde ihr Klingeln nicht beantwortet. Sie versuchte es ein drittes Mal, dann ein viertes und fünftes... Nichts. Mit zerknirschem Gesicht sah sie ihre Begleiter an:

„Ich kann mir nicht erklären, was da passiert ist. Die Adresse stimmt, und ich sagte, ich würde zwischen halb neun und neun hier sein.“ Sie sah auf die Uhr, die in diesem Moment 8:50 Uhr anzeigte.

„Ich kann mir nicht erklären, was da passiert ist,“ wiederholte sie noch einmal nervös.

„Haben Sie einen Schlüssel für die Wohnung?“ fragte Aaron.

Marta antwortete mit einem Kopfschütteln. Die Agenten wechselten einen komplizierten Blick.

„Wenn Sie keine Einwände haben, können wir in die Wohnung eindringen, ohne viel Aufsehen zu erregen.“

Marta sah den Agenten erstaunt an.

„Was verstehen Sie unter *ohne viel Aufsehen zu erregen*?“

„Nun,“ antwortete der Kommandant, „daß wir in die Wohnung eindringen können, ohne daß es jemand bemerkt—mit Ausnahme der Person, die sich darin befindet.“

„Wenn das so ist: Gehen wir rein. Ich verstehe einfach nicht, was da los ist.“

„Sind Sie sicher, daß er uns hier erwartet?“

„Ohne den geringsten Zweifel,“ bestätigte Marta leise, aber voller Überzeugung.

Auf eine Geste Aarons hin holte Salomón einen kleinen Schlüsselbund hervor und nahm eine Art Dietrich in die Hand. Gerade wollte er ihn ins Schloß stecken, als sie hörten, daß jemand durch den Gang auf die Tür zukam. Salomón steckte das Instrument weg und wartete darauf, daß die Tür geöffnet wurde. Aaron näherte seinen Mund der Freisprechanlage.

„...ja, in Ordnung, wir kommen hinauf.“

Der junge Mann, der herauskam, grüßte, ohne sie anzusehen, mit einem knappen „Guten Morgen“. Die drei nutzten die Gelegenheit und gingen durch die offene Tür ins Haus.

„Nehmen wir den Fahrstuhl. Dann haben wir bessere Chancen, niemandem zu begegnen.“ Aaron, der die Initiative übernommen hatte, trat als letzter in den fast antiken Aufzug. Dieser hing in einem Metallkäfig, der mit einer Gittertür verschlossen wurde. Der betagte Fahrstuhl selbst wurde mit Glastüren geschlossen und war üppig verziert mit abgenutzten, aber glänzenden Messingelementen. Marta schloß die Türen und drückte auf den Knopf für den dritten Stock. Aaron stieß einen Fluch aus, als er feststellte, wie langsam und unter welch schrillum Kreischen sich der Fahrstuhl nach oben bewegte. Jedes Mal, wenn er einen Metallträger passierte, gab es ein lautes Schnalzen, mit dem sich das Ende seines aktiven Lebens anzukündigen schien. Er blieb dann einen kurzen Augenblick lang hängen, bevor er seinen mühevollen Aufstieg wieder aufnahm.

Dann blieb er endgültig stehen, sie waren am Ziel. Vor ihnen zeigten zwei hölzerne Pfeile an der Wand an, in welcher Richtung die Wohnungen A und B lagen. Sie folgten dem A-Pfeil und erreichten hinter einer Kurve zwei Türen. Sie näherten sich derjenigen, die sie suchten, dann wechselten die beiden Agenten wieder einen Blick, und Aaron nickte. Salomón holte eine biegsame Plastikkarte hervor, schob sie in den Schlitz zwischen Tür und Türrahmen und suchte den Riegel des Schloßes. Überrascht stellte er fest, daß er nicht verschlossen war.

„Die Tür ist offen.“

Als wäre eine Alarmsirene ertönt, wichen die beiden Israelis auseinander. Einer näherte sich der Treppe, die zum oberen Stockwerk führte, und der andere drückte sich an die Wand. Aaron zog fest an Martas Handgelenk, um sie neben sich zu holen und sie durch seinen Körper zu schützen. Wie von Zauberhand waren Pistolen in den Händen der Agenten aufgetaucht. Nach einem weiteren Blickwechsel drückte Salomón vorsichtig die Tür auf. Sie öffnete sich geräuschlos. Auch aus dem Inneren der Wohnung drang kein Laut. Salomón trat gegen die Tür, so daß diese vollständig aufflog und heftig gegen die Wand des langen Flurs schlug. Dieser maß mindestens fünfzehn Meter und war in Blautönen tapeziert, was die Höhe der Decke hervorhob. Von beiden Seiten gingen mehrere Türen ab.

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle,“ flüsterte Aaron in Martas Ohr. Sein Mund war so nahe an ihrem Gesicht, daß er ihre Wange streifte und ihre Wärme spürte.

Er betrat die Wohnung und sprang mit einem raschen, aber lautlosen Satz vor die erste Tür. Sie führte in eine unordentliche Küche, der man das Alter des Hauses ansah. Mit dem Rücken zur Wand wartete er, bis Salomón vorgerückt und die Aktion an der nächsten Tür wiederholt hatte. Diese führte zum Wohnzimmer. Auch hier regierte die Unordnung, doch anders als in der Küche war das Chaos hier die Folge einer bewußten Tat. Nichts lag an seinem Platz, die Schubladen der Möbel standen offen, einige lagen sogar auf dem Fußboden. Doch auch in diesem Zimmer war kein Mensch. Der nächste Vorstoß führte sie in eine Art Arbeitszimmer, in dem ähnliches Chaos wie im Wohnzimmer herrschte, das aber ebenfalls menschenleer war. Marta Ullá wartete draußen. Vor Anspannung und Nervosität hatte sie ihre Arme so fest verschränkt, daß es wehtat. Es gab noch drei weitere Türen in diesem Flur, zwei lagen einander auf gleicher Höhe gegenüber, und eine,

die einzige, die geschlossen war, befand sich ganz am Ende. Jetzt handelten beide Agenten gleichzeitig. Salomón stellte sich vor das Badezimmer, das scheinbar das ordentlichste Zimmer der Wohnung war, obwohl die Zeichen der Zeit auch hier deutlich zu sehen waren. Die Sanitäreinrichtungen waren voller Ablagerungen und von den Jahren zersetzt, den Armaturen sah man ihr Alter an, und aus einem der Hähne des Waschbeckens tropfte Wasser. Jetzt öffnete Aaron die Tür des Schlafzimmers. Im ersten Augenblick sah er gar nichts. Das Zimmer war in fast völlige Dunkelheit getaucht, weil der Rollladen vor dem Fenster heruntergelassen und die Vorhänge zugezogen waren. Das spärliche Licht, das ins Zimmer fiel, kam durch die Tür, auf deren Schwelle der Agent des Mossad stand. Wenn ihm in diesem Raum jemand aufgelauert hätte, hätte er ihm ohne Probleme den Kopf wegschießen können. Aber es war niemand dort, der schießen oder irgendetwas anderes hätte tun können.

Aaron hatte den Geruch von Blut bereits wahrgenommen. Mit angelegtem Revolver ließ er seinen Blick durch die Dunkelheit gleiten, um nach irgendeiner Bewegung Ausschau zu halten. Gleichzeitig tastete er mit der freien Hand zum Lichtschalter, den er neben dem Türrahmen vermutete. Als er ihn gedrückt hatte, sah er, was geschehen war: Die Leiche eines Mannes lag, an Händen und Füßen gefesselt, wie gekreuzigt auf dem blutgetränkten Bett. Er war barbarisch gefoltert worden, sein Körper war übersät mit Schnitten und Verbrennungen. Die Augen des Toten waren weit aufgerissen, und sein letzter Blick, voller panischer Angst und Entsetzen, zeugte von dem Leiden, das er während der Folter durchgemacht hatte. Nach dem Aussehen der Leiche zu urteilen, war der Unglückliche bereits vor Stunden gestorben.

Aaron bedeutete Salomón mit einer Kopfbewegung, daß er nachsehen solle, was sich hinter der geschlossenen Tür befand, dann lief er lautlos zurück zu *Samuel*. Mit einer Handbewegung bedeutete er ihr einzutreten, dann schloß er sehr vorsichtig die Tür.

„Man ist uns zugekommen,“ kommentierte er nüchtern.

„Wie, man ist uns zugekommen! Was wollen Sie damit sagen? Was ist geschehen? Was ist denn passiert?“ Die sichtlich aufgebrachte Marta Ullá erhob ihre Stimme mit jeder Frage mehr.

„Sprechen Sie leise. Wir müssen vermeiden, daß uns jemand hört. Im Schlafzimmer liegt eine Leiche. Dem Aussehen nach handelt es sich um den Buchhändler. Man hat ihn gefoltert.“

Marta konnte ein Wimmern nicht unterdrücken, versuchte es aber zu verbergen, indem sie sich eine Hand auf den Mund legte.

Die beiden Agenten holten Latexhandschuhe hervor und zogen sie wie eine zweite Haut über ihre Hände.

„Ich habe den Lichtschalter und das Türschloß angefaßt. Beseitige die Spuren,“ wies Aaron Salomón an, der bereits mit einem Tuch den Türknauf der hinteren Tür abwischte.

„Diese Wohnung ist von oben bis unten durchsucht worden,“ bemerkte Aaron mit der Ruhe eines Mannes, der an solche Situationen gewöhnt war. „Von jemandem, der hinter etwas ganz Bestimmtem her war. Man hat versucht, diesen Unglücklichen zum Sprechen zu bringen und ihn dann ermordet.“ Er sah der Frau fest in die Augen und stellte fest, wie schlecht ihr diese Nachricht bekam. Sie war

kurz davor, zusammenzubereiten, und das war ein Luxus, den sie sich keinesfalls erlauben konnten. Er holte einen Stuhl und half ihr, sich zu setzen. Dann wandte er sich an Salomón, der inzwischen die Fingerabdrücke beseitigt und einen weiteren Rundgang gemacht hatte, ohne jedoch auf die Schnelle etwas Interessantes entdeckt zu haben, und bat ihn, ein Glas Wasser zu holen. „Es wird hart für Sie, aber uns bleibt keine andere Wahl. Sie müssen sich die Leiche ansehen und uns sagen, ob es sich um den Buchhändler handelt. Ich bin mir fast sicher, aber Sie müssen es uns bestätigen. Tut mir leid, daß ich Ihnen das nicht ersparen kann.“ Er reichte ihr das Glas Wasser, und die zutiefst verstörte Frau trank mit verlorenem Blick viele kleine Schlucke. Als sie fertig war, nahm er ihr das Glas wieder ab und reinigte die Oberfläche von allen Spuren. Obwohl der Mossad-Agent gerne eine andere Rolle gespielt hätte, hatte er keine Wahl, als seine Bitte zu wiederholen: „Sie müssen mir verzeihen, aber wir dürfen keine Minute mehr verlieren. Diejenigen, die das hier getan haben, suchen das Buch, und wenn sie es bisher noch nicht haben—was wir nicht wissen können—setzen sie ihre Suche jetzt im Augenblick fort.“

Seine letzten Worte klangen wie Peitschenhiebe in Martas Ohren. Ohne zu wissen warum, mußte sie an Don Germán denken.

Kapitel 16

Seit mehr als einer Stunde warteten Alan Ringrose, William Lee und Robert Halifax in einem Café auf der Madrider Plaza de las Descalzas darauf, daß der Buchhändler Manuel Ruiz kommen und sein Geschäft öffnen würde. Sie hatten sich mit Geduld gewappnet, da sie nicht wussten, um welche Uhrzeit er erscheinen würde. Laut Edward Andrews hatten Antiquariate ziemlich unzuverlässige Geschäftszeiten; sie öffneten nicht zu bestimmten Uhrzeiten, und mitunter ging die Flexibilität sogar so weit, daß die Geschäfte an manchen Tagen erst gar nicht geöffnet wurden. Die drei Männer versuchten sich die Zeit auf die bestmögliche Art zu vertreiben: Sie tranken Kaffee und plauderten über dies und das. Ihr Tisch stand direkt neben einem großen Fenster, von dem aus man die ganze Plaza überblicken konnte—der Eingang der Buchhandlung ANTIQUITAS war von hier aus gut zu sehen.

An der anderen Ecke der Plaza, die zu großen Teilen begrünt und zur Fußgängerzone erklärt worden war, erhob sich das Kloster der Descalzas Reales, ein imposanter Bau, der im 16. Jahrhundert von einer Prinzessin aus dem Hause Österreich begründet worden war. Es beheimatete zahlreiche bedeutende Kunstwerke, echte Schätze, die den Besuchern des Klosters von der großen Pracht kündeten, die dieses Haus der Andacht und des Gebets im Laufe seiner mehr als vierhundertjährigen Existenz gesehen hatte. Dieses Kloster hatte der Plaza ihren Namen gegeben, und es zog täglich zahlreiche Touristen und Besucher an, die seine Geschichte und die Kunstwerke in seinem Inneren kennen lernen wollten. Hier gab es sehr wohl feste Öffnungszeiten, und die wurden genauestens eingehalten. Es durften sich auch niemals mehr als fünfzig Personen gleichzeitig im Inneren des

Klosters aufhalten; die Besucher wurden in Gruppen hineingeführt, und erst wenn eine fertig war, wurde der folgenden der Einlaß gestattet.

Das Kloster öffnete um 10:30 Uhr, und jetzt hatte es gerade erst 9:30 Uhr geschlagen, so daß die Plaza noch nahezu menschenleer war. Nur hin und wieder war ein Fußgänger zu sehen, der sie auf dem Weg zu irgendeinem Ziel mit eiligen Schritten überquerte.

Die drei Agenten plauderten weiter über Belanglosigkeiten, als ein Taxi mit ungewöhnlich hoher Geschwindigkeit aus der Calle Arenal hervorschoß und am Fenster des Cafés vorbeifuhr. Das Fahrzeug blieb an der Ecke des Klosters stehen, zwei Männer und eine Frau stiegen hastig aus und blickten sich um, als suchten sie etwas. Mit diesem Verhalten zog das Trio die Aufmerksamkeit der nordamerikanischen Agenten auf sich, doch einen Augenblick später schienen sich die drei nur noch für das Schild an der Klostermauer zu interessieren, auf dem Öffnungszeiten und Besucherhinweise vermerkt waren. Ringrose, Lee und Halifax entspannten sich wieder. Diese Leute wollten offensichtlich nur das historische Gebäude besuchen. Sie beobachteten, wie sie auf ihre Uhren sahen und auf das Schild mit den Öffnungszeiten zeigten, dann lenkten die drei ihre Schritte zu dem gleichen Café, in dem sie saßen. Immerhin mußten sie noch eine ganze Stunde totschlagen, bis das *Descalzas* öffnen würde.

Das Trio betrat das Lokal und bestellte am Tresen. Die Amerikaner schenkten ihnen keine Beachtung mehr, weshalb sie nicht bemerkten, daß die beiden Männer den Eingang des Antiquariats beobachteten. Als man ihnen den Kaffee serviert hatte, holte einer von ihnen ein kleines Notizheft hervor, scheinbar, um etwas zu schreiben. Dafür setzte er eine Brille auf, die er in einem festen Etui aus schwarzem Plastik aufbewahrt hatte. Die Amerikaner bemerkten auch nicht, daß er diese Brille paradoxerweise wohl nicht zum Sehen auf kurze Distanz benötigte, denn er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Buchhandlung ANTIQUITAS. Nachdem er den Eingang des Geschäfts mit dem starken Fernglas, das die Brille eigentlich war, genauestens gemustert hatte, flüsterte er dem anderen Mann zu, was er gesehen hatte:

„Sie waren bereits in der Buchhandlung. Obwohl auf den ersten Blick alles normal aussieht, wurde die Tür gewaltsam geöffnet, das Schloß ist aufgebrochen. Von hier aus läßt sich jedoch nicht beurteilen, ob sich noch jemand im Inneren des Geschäfts befindet. Die Einbrecher waren sehr diskret, sie haben das Schloß geöffnet wie Profis.“

Er drehte sich wieder zur Theke und trank einen Schluck Kaffee.

Nach kurzem Schweigen flüsterte der jüngere der beiden Mossad-Agenten seinem Vorgesetzten etwas ins Ohr, worauf dieser mit einem kaum wahrnehmbaren Kopfnicken zustimmte. Aaron Mayer holte ein paar Münzen aus seiner Hosentasche und zahlte die drei Kaffee, dann bedeutete er der Frau, ihm zu folgen, und die drei verließen das Café. Sie überquerten die Plaza und gingen vor den Augen der drei Amerikaner auf die Buchhandlung ANTIQUITAS zu, als spazierten sie ziellos herum, um sich die Zeit zu vertreiben. Dann stellten sie sich vor das Schaufenster.

Darin lagen ohne erkennbare Ordnung etwa fünfzig Bücher aus zweiter Hand, fast ausschließlich billige, ungebundene Ausgaben, obwohl auch das eine oder andere Exemplar mit festem oder Stoffeinband darunter war. Vom Schaufenster

hatte man Einblick in ein kleines, längliches Ladenlokal von etwa vierzig Quadratmetern Größe. Regale, zum Bersten voll mit Büchern, bedeckten die Wände vom Fußboden bis zur Decke, und davor türmten sich weitere Bände in Stapeln von sechzig oder siebzig Zentimetern Höhe. Am hinteren Ende des Raumes stand eine Art Ladentisch, und an der Wand dahinter öffnete sich eine kleine Tür, die in einen Innenraum führen mußte—vielleicht in das Büro des Antiquariats, zu den Toiletten oder in einen Aufenthaltsraum. Diese Tür war geschlossen. Auf den ersten Blick schien in dem Geschäft nur die normale Unordnung zu herrschen, wie sie für kleine Räumlichkeiten mit einer solchen Warenfülle typisch war. Falls jemand hier etwas gesucht hatte, so hatte er es mit der gleichen Sorgfalt und Geschicklichkeit getan, mit der er die Tür aufgebrochen hatte.

Die beiden israelischen Agenten suchten mit den Augen das Innere der Buchhandlung ab. Der Raum war in ein sanftes Halbdunkel getaucht, das hell genug war, um zu erkennen, was sich darin befand. Sie hofften, irgendein Indiz zu entdecken, das ihnen weiterhelfen, sie auf eine Spur führen würde. Konzentriert—ohne es sich jedoch anmerken zu lassen—versuchten sie, so viele Informationen wie möglich zu sammeln, bevor sie entschieden, ob sie eintreten würden oder nicht. Dann unterbrach sie die stockende, nervöse Stimme Marta Ullás, die auf ihre Uhr deutete und bemerkte:

„Es sind nur noch wenige Minuten bis zehn—da habe ich Arbeitsbeginn. Ich muß gehen. Die beiden Telefonnummern mit den jeweiligen Uhrzeiten, zu denen Sie mich erreichen können, habe ich Ihnen ja bereits gegeben. Melden Sie sich, wenn ich Ihnen noch in irgendeiner Form helfen kann. Es tut mir wirklich leid, wie sich die Situation entwickelt hat. Ich verstehe einfach nicht, wer noch von der Existenz dieses Buchs wissen konnte, abgesehen von Don Germán Arana...“

„Samuel,“ sagte Aaron Mayer und sah ihr fest in die Augen, „Sie haben hervorragende Arbeit geleistet, und Sie sind nicht verantwortlich für die jetzige Situation. Alles andere erledigen wir, seien Sie ganz beruhigt. Darüber hinaus haben wir ja in der Tat Ihre Telefonnummern. Vielleicht melden wir uns auch noch einmal bei Ihnen, bevor wir Ihr schönes Land wieder verlassen, auch wenn wir Sie nicht mehr brauchen sollten.“

Der Kommandant streckte den Arm aus, um Martas Hand zu schütteln, und auch Salomón verabschiedete sich mit Handschlag. Nachdem sie die Wärme dieser kräftigen Hände gespürt hatte, drehte Marta sich auf dem Absatz um und ging davon. Doch kaum hatte sie sich ein paar Meter entfernt, rief Aaron Mayer ihr nach:

„Samuel, entschuldigen Sie. Sie sagten, außer uns wisse nur Don Germán... Germán Arana von der Existenz des Buchs, ist das richtig?“

„Ja, das ist richtig, zumindest, soweit ich weiß. Mit Ausnahme seines Neffen, eines kalifornischen Professors namens Andrews. Wie der Verstorbene mir erzählte, war das Buch per Zufall in seine Hände geraten, durch einen glücklichen Fund, und er hatte es Don Germán zum Verkauf angeboten. Der Kaufvertrag war vor zwei Tagen praktisch schon abgeschlossen. Danach erzählte Manuel Ruiz mir die Einzelheiten: wie das Buch in seine Hände gelangt war, was für ein gutes Geschäft er gemacht hatte...“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie noch einen Moment länger aufhalte, aber es ist sehr wichtig: Wer ist dieser Neffe? Dieser Andrews?“

„Er ist Professor für Geschichte, er unterrichtet an der Universität von Los Angeles. Er ist mit Don Germáns Nichte verheiratet und kommt aus beruflichen Gründen häufig nach Spanien.“

„Wann haben Sie den ermordeten Buchhändler zum letzten Mal gesehen?“

„Lassen Sie mich überlegen... Ich kam gestern Morgen um kurz nach neun in die Botschaft, um sie über diese Sache zu informieren. Um elf wurde ich angerufen, daß ich das Kaufangebot machen solle. Unter dem Vorwand, Büromaterial zu bestellen, verließ ich das Büro gegen zwölf und traf mich in dem Café, in dem wir gerade waren, mit Ruiz. Wir kamen überein, daß er an mich verkaufen würde, und wir verabredeten uns für heute Morgen in seiner Wohnung. Er selbst gab mir die Adresse. Den Rest kennen Sie ja...“

„Wirkte er nervös oder besorgt, als Sie sich gestern Mittag mit ihm trafen? Denken Sie genau nach, jede Einzelheit ist wichtig.“

Marta Ullá überlegte einige Augenblicke lang, während sie jede Windung ihres Gedächtnisses durchsuchte.

„Es bereitete ihm nur Kopfzerbrechen, daß er seinen Vertrag mit Don Germán brechen mußte. Germán hatte ihm früher einmal aus einer finanziellen Misere geholfen. Don Germán sagen zu müssen, daß er ihm das Buch nicht verkaufen würde, war ihm sehr unangenehm. Aber das wollte er auf sich nehmen. Er beschloß, mein Angebot anzunehmen und an den privaten Sammler, der anonym bleiben wollte, zu verkaufen.“

„Wenn es ihm so unangenehm war, den Vertrag mit Señor Arana zu brechen, warum glauben Sie, daß ein Mann seines Alters, der nach seinen eigenen Worten ohnehin bereits das *Geschäft seines Lebens* gemacht hatte, wie Sie uns erzählten, diese Entscheidung traf—abgesehen von der deutlichen finanziellen Verbesserung, die sie für ihn bedeutete? Gab es noch einen weiteren Grund?“

Marta Ullá streckte ihre schönen, gepflegten Hände aus und betrachtete sie eingehend. Mit gesenktem Blick, ein sinnliches Lächeln auf den Lippen beantwortete sie die Frage.

„Ja, es gab noch einen anderen Grund, Kommandant Mayer, einen Grund, der bei einem ledigen Mann von fünfundsechzig Jahren großes Gewicht hat. Ich habe vorgestern die Nacht mit Manuel Ruiz in einem Hotel verbracht.“ Sie hob das Gesicht und fragte den israelischen Agenten mit herausforderndem Blick: „Brauchen Sie noch weitere Erklärungen?“

„Nein. Aber ich habe noch eine letzte Frage. Könnte Don Germán Arana...?“

Diese Andeutung verärgerte die Frau, sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse:

„Wenn Sie Don Germán Arana kennen würden, wäre Ihnen eine solche Dummheit nie eingefallen.“

Sie machte eine halbe Drehung und lief entschlossenen Schrittes in Richtung ihres Büros.

Der Untersuchungsrichter des 8. Gerichtsbezirks von Madrid hatte gerade den Leichnam von Don Manuel Ruiz abtransportieren lassen und seine Verlegung ins Leichenschauhaus angeordnet. Ruiz' lebloser Körper war gegen 13:00 Uhr von der Frau, die in seinem Haus das Treppenhaus reinigte, gefunden worden. Sie hatte sich gewundert, daß die Tür zu Señor Ruiz' Wohnung offen stand. Sie ging hinein und fand den Buchhändler tot auf dem Bett, mit einer Kugel in der

Brust. Die Schreie der Frau alarmierten die Nachbarn, der Fall wurde der Polizei gemeldet, und die leitete unmittelbar alle notwendigen Schritte ein. Nach Ansicht des Gerichtsmediziners—die jedoch von der Autopsie erst noch bestätigt werden mußte—starb Manuel Ruiz durch einen einzelnen, aus kurzer Distanz abgefeuerten Schuß. Nach dem Zustand der Leiche, dem *rigor mortis*, zu urteilen, mußte der Tod zwischen 5:00 und 6:00 Uhr an diesem Morgen eingetreten sein. Keiner der Nachbarn hatte etwas gehört, keiner hatte irgendeinen Verdacht. Niemandem waren Feinde von Manuel Ruiz bekannt, einem alten Junggesellen, der ein zurückgezogenes Leben führte und kaum Kontakt zu den Nachbarn pflegte. Viele der Befragten wußten nicht einmal, daß er Antiquar von Beruf war, andere konnten jedoch einige Informationen liefern. So erfuhr die Polizei beispielsweise, daß sein Geschäft sich an der Plaza de las Descalzas befand und daß er nur sehr selten Besuch empfing. Die ersten polizeilichen Ermittlungen mit Hinblick auf ein Mordmotiv waren überraschend: Es gab weder ein Erbe noch Feinde noch etwas anderes Vergleichbares. Ein Polizeiteam machte sich sofort auf den Weg in die Buchhandlung ANTIQUITAS.

Um 14:30 Uhr hielt ein Streifenwagen der Polizei vor dem Antiquariat an der Plaza de las Descalzas. Zwei Beamte in Zivil und zwei in Uniform stiegen aus dem Wagen und stellten rasch fest, daß das Schloß des Geschäfts aufgebrochen war. Beinahe automatisch erschienen die Pistolen in ihren Händen, und sie gingen vor dem Geschäft in Position. Soweit sie sehen konnten, befand sich niemand mehr im Inneren des Ladens. Die beiden Beamten in Straßenkleidung drangen diskret in das Geschäft ein, während die Uniformierten draußen stehen blieben, um für jede Eventualität gewappnet zu sein. An der hinteren Wand der Buchhandlung befand sich eine kleine Tür, die geschlossen war. Die Polizisten stellten fest, daß man auch sie aufgebrochen hatte. Sie führte in ein kleines Lager, das bis oben hin mit Büchern vollgestopft war, die wertvoller zu sein schienen als die im ersten Raum. Ein wertvoller antiker Schreibtisch stand ebenfalls in diesem Zimmer, ebenso wie ein Schrank mit Putzmitteln. Hinter dem Laden gab es einen winzigen Hinterhof, der für ein wenig Tageslicht sorgte und in dem sich die miserablen Ladentoiletten befanden.

Nachdem sie sich zunächst oberflächlich umgesehen und keine interessante Spur entdeckt hatten, versiegelten die Beamten das Geschäft, um mit einer genaueren Durchsuchung zu beginnen. Sie forderten Verstärkung vom Kommissariat an und initiierten eine Reihe von Ermittlungen unter den Nachbarn an der Plaza.

In der Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika saßen die aus Washington angereisten Special Agents Lee und Halifax bei Alan Ringrose im Büro. Sie hatten gerade erst einen Anruf von Professor Edward Andrews erhalten. Dieser hatte sie informiert, daß er erfahren habe, daß der Buchhändler tot in seiner Wohnung aufgefunden worden sei. Die Frau, die für die Reinigung des Treppenhauses zuständig sei, habe die Leiche mit einer Kugel im Herzen auf dem Bett gefunden.

Die Nachricht vom Tod des Buchhändlers verdichtete das Netz der Verdächtigungen, mit dem die CIA-Agenten bereits arbeiteten. Sie waren falsch gelegen, als sie geglaubt hatten, dieser Fall würde sich innerhalb weniger Stunden mit einem

einfachen Scheck abschließen lassen. Die Angelegenheit hatte sich völlig unerwartet gewaltig verkompliziert. Heute Morgen hatten sie in dem Café an der Plaza de las Descalzas stundenlang auf die Ankunft des Buchhändlers gewartet, zu der es nie gekommen war. Gegen 10:00 Uhr hatten sie beobachtet, wie zwei Männer, die in dem gleichen Café Kaffee getrunken hatten, in die Buchhandlung eingedrungen waren, deren Tür zuvor schon aufgebrochen worden war. Die beiden waren ursprünglich in Begleitung einer Frau gekommen, doch diese hatte sich verabschiedet, bevor die Männer in die Buchhandlung eindrangten, um sie anschließend rasch wieder zu verlassen. Agent Halifax folgte ihnen, verlor ihre Spur aber auf der Gran Via.

Gegen 11:00 Uhr ließen sie sich von einem Beamten aus der Botschaft auf ihrem Wachposten ablösen. Nachdem sie ihm sehr konkrete Instruktionen gegeben hatten, kehrten sie in die Botschaft zurück, um Washington über die Ereignisse zu informieren und die Situation zu analysieren. In der Bundeshauptstadt knurrte man sie buchstäblich an, daß man keine Erklärungen, sondern Resultate erwarte. Was so viel hieß wie: Sie wollten das Buch, und nichts weiter. Unmittelbar nach Andrews' Anruf informierte sie der Beamte, der an der Plaza Wache schob, daß die spanische Polizei in der Buchhandlung eingetroffen sei, sie durchsucht und anschließend versiegelt hatte. Jetzt seien die Beamten dabei, in der Umgebung Fragen zu stellen. Sie forderten ihn auf, kein Wort zu sagen, und sofort in die Botschaft zurückzukehren.

Ringrose zog ein ernstes Gesicht und beschloß, die Situation noch einmal zusammenzufassen. Er konnte es nicht vermeiden, einen mutlosen Seufzer auszustoßen, bevor er die vorliegenden Fakten aufzählte:

„Der Buchhändler wurde ermordet. Wir wissen nicht, von wem, können aber den Grund für seine Ermordung vermuten. Wir haben keine Ahnung, wo sich dieses verdammte Buch befindet. Die spanische Polizei hat ihre Nase in die Angelegenheit gesteckt. Und die einzige Spur, der wir hätten folgen können, ist uns auf der Gran Via entwischt. Kann irgendjemand dieser Lage einen positiven Aspekt hinzufügen?“

Agent Lee, der nervös von einer Stelle zur anderen lief und Kette rauchte, beantwortete seine Frage.

„In Washington werden sie uns die Eier abschneiden. Das Einzige, was wir noch in der Hinterhand haben, ist Andrews. Wir müssen uns mit ihm treffen, damit er uns noch einmal jede Einzelheit, die er über diese verfluchte Sache weiß, erzählt.“

In einem Aparthotel auf der Gran Via diskutierten die zwei Mossad-Agenten, die Order hatten, nur im alleräußersten Notfall auf die Dienste ihrer Botschaft zurückzugreifen, ihre Lage. Als sie Israel verlassen hatten—getarnt als italienische Geschäftsmänner, die ihr Geld mit der Publikation von Büchern verdienten—hatten sie geglaubt, es handele sich um eine Weiße-Handschuh-Mission. Daß man zwei der besten Geheimdienstagenten des Landes mit dieser Mission betraut hatte, war nur dadurch zu erklären, daß man ihr in den höchsten Ebenen so große Bedeutung beimaß. Wirklich verstanden hatten sie nicht, warum man ihre Dienste für eine offenbar rein kaufmännische Angelegenheit in Anspruch genommen hatte—sie waren Experten für städtische Terrorismusbekämpfung und hatten bemerkenswerte Erfolge gegen die in Israel aktiven Palästinensergruppen erzielt. Dennoch hatten sie ihre Anweisungen diszipliniert befolgt und sich darauf vorbereitet,

einen Scheck über eine bedeutende Summe amerikanischer Dollar auszustellen—bezogen auf eine italienische Bank, die regelmäßig mit einem großen, ebenfalls in Italien ansässigen Verlagshaus zusammenarbeitete.

„Uns bleiben nur zwei Möglichkeiten,“ wandte sich Kommandant Aaron Mayer an Kapitän Salomón ben David, als würde er zu einer größeren Zuhörerschaft sprechen. „Wir rufen *Samuel* unter der Nummer an, die sie uns hinterlassen hat, schließlich ist sie unsere Kontaktperson.“

Ben David stimmte dem Vorschlag seines Vorgesetzten zu und ergänzte:

„Mittlerweile wird die Polizei von dem Mord an dem Buchhändler wissen und das Antiquariat bewachen lassen. Ich weiß nicht, wie weit die Spanier damit kommen, den Wirrwarr um seinen Tod zu untersuchen... Ich halte es ebenfalls für das Beste, *Samuel* anzurufen und noch für heute Abend ein Treffen zu vereinbaren.“

Kapitel 17

Am selben Nachmittag erhielt die spanische Polizei den gerichtsmedizinischen Bericht über den Mord an Manuel Ruiz. Als Todesursache identifizierte der Gerichtsmediziner einen Schuß, der den Brustkorb des Opfers durchdrungen und lebenswichtige Organe wie Herz und Lunge zerstört hatte. Nur ein Schuß hatte ihn getroffen, und der hatte ihn getötet. Todeszeitpunkt war gegen fünf Uhr morgens, der erste Eindruck hatte sich also bestätigt. Abdrücke in seinem Gesicht, im Nacken sowie an Handgelenken und Fußknöcheln zeigten, daß der Tote geknebelt sowie an Händen und Füßen gefesselt gewesen war, als er starb.

Darüber hinaus zeigte der Leichnam deutliche Spuren von Folterung, so zum Beispiel feine Schnitte in den Ohrfläppchen sowie im oberen Teil der Ohren, wo der Knorpel in den Schädel übergeht.

Darüber hinaus wies die Leiche Verbrennungen an den Unterarmen und im Bereich der rechten Brustwarze auf—vermutlich hatte es auch an der linken Brustwarze welche gegeben, doch die war durch den Schuß, der ihn getötet hatte, zerstört worden. Nach ihrer Form und Größe zu urteilen, waren die Verbrennungen durch eine Zigarre zugefügt worden.

Das erklärte nicht viel, lieferte aber eine erste Spur, anhand der die Ermittlungen begonnen werden konnten. Der Bericht des Gerichtsmediziners zeigte, daß die Mörder ihre Wut an dem unglücklichen Buchhändler ausgelassen hatten, bevor sie ihn töteten, doch der wichtigste Hinweis, den die Folterspuren lieferten, war, daß man versucht hatte, Informationen aus ihm herauszubekommen.

In Kommissar Vallejos Büro werteten die beiden Inspektoren, die man mit dem Fall betraut hatte, gemeinsam mit ihrem Chef die Informationen aus dem gerichtsmedizinischen Bericht aus.

„Die Folterspuren,“ sagte Inspektor Martín, ein schmaler, nicht eben hoch gewachsener Mann um die dreißig mit dunkler Haut, schwarzem Haar und ebensolchem Schnurrbart, „bestätigen unseren ersten Eindruck nach der Durchsuchung der Wohnung des Toten. Das Mordmotiv war nicht in erster Linie Raub. Die Täter suchten etwas anderes als Geld...“

Der Kommissar fiel Martín ins Wort.

„Gut, wir sind uns einig, daß sie kein Geld suchten, weil sie die Briefftasche des Toten mit zwei Kreditkarten und rund 30 Euro nicht mitnahmen, aber irgendetwas haben sie gesucht, denn sie haben die Wohnung völlig auf den Kopf gestellt, sämtliche Schränke, Schubladen und jeden Winkel durchwühlt. Die Frage ist, was sie suchten. Denn offenbar gab es ja in der Wohnung gar nichts Wertvolles. Wie ihr selbst sagt, die Möbel waren alt, aber nicht antik, abgenutzt und von schlechter Qualität...“

„Wenn du gestattest, würde ich gerne meine Theorie fertig darlegen,“ sagte Martín leicht verärgert über die Unterbrechung.

„Ist gut, Mann, werde nicht sauer. Es ist nur...“

„Soll ich also weitermachen?“

„Ja, mach weiter, verdammt!“

„Meiner Meinung nach suchten sie irgendeinen wertvollen Gegenstand, und sie glaubten, ihn dort zu finden oder zumindest Informationen darüber, wo er zu finden sei. Wie du bin ich der Meinung, daß der Buchhändler kein reicher Mann war. Man braucht sich nur seine Wohnung anzusehen und den Schrank mit seiner Kleidung. Ich habe Berichte über seine Bankkonten angefordert, und sein gesamter Besitz beläuft sich auf,“ er zog ein Blatt Papier aus seiner Hosentasche „11.232 Euro, plus 12.000 aus zwei Ein-Jahres-Schatzbriefen, die in vier Monaten frei werden. Die Wohnung, in der er lebte, gehörte ihm, ist aber unbeweglich. Sein Ladenlokal war gemietet, eins von denen mit Mietpreisbindung, und entsprechend dem neuen innerstädtischen Mietgesetz bezahlte er dafür gerade mal 29 Euro pro Monat. Laut seinen letzten Steuererklärungen, die vom Finanzamt nicht angezweifelt wurden, lagen seine jährlichen Nettoeinkünfte bei 15.000 Euro. Das heißt, genug, um ohne größere Sorgen zu leben, weil er, wie das Finanzamt es nennen würde, ein Ein-Personen-Haushalt war. Aber unser Toter war weder ein reicher noch ein wohlhabender Mann.“

Wieder unterbrach ihn der Kommissar, indem er dem Tisch einen geräuschvollen Faustschlag versetzte.

„Martín, nur Neugier, sonst nichts,“ sagte er mit sanfter, fast honigsüßer Stimme, die dann plötzlich umschlug: „Würdest du mir bitte erklären, wie zum Teufel du seit heute Morgen all diese Informationen bekommen hast!“

Der Angesprochene zuckte gelassen mit den Achseln und antwortete:

„Ganz im Vertrauen, Kommissar: Freunde, die man so hat.“

Vallejo, der bisher träge in seinem Stuhl gelehnt hatte, erhob sich mit einer Agilität, die angesichts seines deutlichen Übergewichts und seines Alters—er stand kurz vor der Pensionierung—überraschte. Er stemmte die Arme in die Hüften und schnauzte Inspektor Martín an:

„Du bist immer noch dasselbe Riesenarschloch, das du schon immer warst! Aber...“ jetzt gab er seine herausfordernde Positur auf und zuckte resigniert mit den Achseln, bevor er sich wieder hinsetzte. In diesem Augenblick entwich ihm wider Willen ein breites Grinsen, das er schnell wieder von seinem Gesicht verbannte. Er konnte nichts dagegen tun, er hatte diesen Martín ins Herz geschlossen, und dafür gab es nur einen einzigen Grund: Martín war der beste Polizist, dem Vallejo in seinem langen Berufsleben je begegnet war. Martín war intelligent und besaß Instinkt, er war sehr fleißig, und er liebte seine Arbeit. Was wollte er

mehr. Die Konsequenz all dessen war, daß Martín, Antonio Martín, sehr genau wußte, daß er beim Hauptkommissar des wichtigsten Polizeireviers der spanischen Hauptstadt einen riesigen Stein im Brett hatte. „Was will man machen... sprich weiter... sprich weiter.“

„Kommissar,“ Inspektor Martín wich das Lächeln nicht von den Lippen, „heutzutage ist alles in den Computern. Alles. Man muß nur zur richtigen Stelle gehen und es herausholen lassen... Diese Kanaillen waren nicht hinter Geld her. Sie suchten Informationen über einen bestimmten Wertgegenstand...“

Diesmal kam die Unterbrechung von dem anderen Inspektor, der an dem Fall arbeitete: Inspektor Góngora, deutlich älter als Martín und von einer bemerkenswerten Leibesfülle. Seine Haut war hell, und er war blond gewesen, bevor er praktisch sein gesamtes Kopfhaar verloren hatte, jetzt schimmerte eine blanke Glatze auf seinem Schädel. Er war sowohl die physische als auch die berufliche Antithese seines Partners.

„Warum sagst du Kanaillen, in der Mehrzahl?“

„Weil sie mindestens zu zweit gewesen sein müssen, um ihn fesseln und knebeln zu können und ihn mit Schnitten und Verbrennungen zu foltern. Ein Einzelnr hätte das nur schwer zuwege bringen können... Ich fahre fort... Die Mörder waren auf der Suche nach Informationen oder nach einem wertvollen Objekt. Glaubt ihr,“ er ließ seinen Blick zwischen Vallejo und Góngora hin- und herwandern, „ein alter Buchhändler könnte eine Information von so hohem Wert besitzen, daß Menschen dafür foltern und morden?“ Er wartete keine Antwort auf seine Frage ab, sondern sprach gleich weiter: „Im Normalfall—nur im Normalfall—lautet die Antwort nein, er besitzt sicher keine solche Information, aber dennoch dürfen wir diese Möglichkeit nicht verwerfen. Die zweite Frage ist, könnte der ermordete Buchhändler ein Objekt besessen haben, das so große Habgier erweckt, daß dafür gemordet wird? Die Antwort lautet ja, aber das fragliche Objekt war nicht bei ihm in der Wohnung, weshalb man ihn folterte und tötete. Vielleicht begegnen wir in dieser Hinsicht einer Ausnahme, die uns einiges erklären wird.“

„Was für eine Ausnahme wäre das?“ fragte Vallejo und sah ihn zugleich zufrieden und forschend an.

„Soweit ich weiß, üben die meisten Antiquare ihren Beruf aus, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Doch der größte Teil von ihnen fühlt sich auch zu dieser Tätigkeit berufen—ähnlich wie Antiquitätenhändler eine Leidenschaft für antike Möbel haben. Antiquare sind in der Regel Bibliophile, Liebhaber von Büchern, vor allem von alten Büchern. Obwohl ich Manuel Ruiz nicht kenne, glaube ich, daß er nicht nur Buchhändler, sondern auch ein Büchernarr war.“

„Was führt dich zu dieser Einschätzung?“ fragte Inspektor Góngora.

„Zunächst einmal das, was ich in Ruiz' Wohnung gesehen habe. Abgesehen von der Unordnung, die die Mörder bei ihrer rücksichtslosen Durchsuchung der Wohnung hinterließen, befand sich die Wohnung in einem generell verwahrlosten Zustand. Viel verwahrloster als die übliche Nachlässigkeit alter Junggesellen und allein lebender Menschen im Allgemeinen. Doch inmitten der allgemeinen Verwahrlosung fiel eine Ausnahme auf: die Bücher in einer Bücherwand im Wohnzimmer. Obwohl man sie auf den Boden geworfen hatte, fiel mir auf, wie makellos sauber und außerordentlich sorgfältig gepflegt sie waren—selbst auf dem Fußboden bildete ihre Sauberkeit einen deutlichen Kontrast zu allem um sie herum. Zweitens ge-

wann ich den gleichen Eindruck in seinem Laden an der Plaza de las Descalzas. Der vordere Geschäftsraum war staubig, schmutzig und verwahrlost, während im hinteren, kleineren Raum auf den ersten Blick zu erkennen war, daß der Buchhändler hier seine wichtigen Stücke aufbewahrte...“

„Du wirst mir sicher zustimmen,“ unterbrach ihn der Kommissar, „daß die wertvollsten Stücke nirgendwo für die Augen von jedermann zu sehen sind. Das, Martín, ist eine ganz normale Geschäftstaktik.“

„Sicher, aber auch in dem Laden gab es ein kleines Regal, das bei genauerer Betrachtung dadurch auffiel, mit wie viel Ordnung und Sorgfalt die Bücher dort aufgestellt waren. Manuel Ruiz war ein Händler, aber ich bin sicher, er war auch ein Büchernarr.“

„Nun gut, gehen wir davon aus, daß der Buchhändler auch ein Büchernarr war. Worauf willst du hinaus?“ Vallejo genoß das Spiel, das er mit seinen Fragen in Gang setzte—durch sie würde er aus der Hypothese des jungen Inspektors einen deduktiven Prozess entstehen lassen.

„Darauf, daß sich möglicherweise ein sehr wertvolles Buch in seinem Besitz befand und daß seine Besucher von heute morgen es darauf abgesehen hatten.“

„Willst du damit sagen, er wurde wegen eines Buchs ermordet?“ fragte Góngora und verzog das Gesicht zu einer mürrischen Grimasse.

Antonio Martín wurde sehr ernst.

„Ich habe nicht gesagt, daß man ihn wegen eines Buches ermordet hat. Ich habe angedeutet, daß diejenigen, die ihn am Ende töteten, möglicherweise darauf aus waren, in den Besitz des Buches zu kommen. Darüber hinaus weiß ich nicht, warum du dich wunderst—manche Bücher erzielen sehr hohe Preise auf dem Markt, und für seltene Exemplare werden teils exorbitante Summen gezahlt. Ebenso wie es bei Briefmarken oder Uhren der Fall ist.“

Kommissar Vallejo, der jetzt nachdenklich wirkte—wie um diese Nachdenklichkeit zu betonen, strich er sich mit seinen langen, knotigen Händen immer wieder über das Kinn—akzeptierte Martins Ansatz als Hypothese, nur als Hypothese. Er akzeptierte ihn, weil er eine hohe Meinung von Martín hatte und großes Vertrauen in seine Arbeit setzte, aber nicht zuletzt akzeptierte er seine Theorie auch deshalb, weil ihm nicht viele andere Möglichkeiten zur Auswahl standen.

„Wir müssen also etwas über die Vorlieben unseres Buchhändlers in Erfahrung bringen. Nachbarn aus seinem Wohnhaus und von der Plaza de las Descalzas, Cafés, Restaurants, Firmen... Denn was seine Familie betrifft, haben wir keinerlei Anhaltspunkte...?“

„Bisher nicht, aber vielleicht ergibt sich in den nächsten Tagen ja noch etwas.“

„Wenn ich deiner Hypothese folge, wie kam es deiner Ansicht nach dazu, daß sie ihn folterten und schließlich töteten? Denkst du, sie haben gefunden, wonach sie gesucht haben? Wer, glaubst du, ist in die Buchhandlung eingebrochen? Sind sie deiner Meinung nach zuerst in die Buchhandlung und dann in seine Wohnung gegangen? Wenn es umgekehrt war und sie zuerst in seine Wohnung gingen, wie erklärst du dir dann, daß sie seine Adresse kannten? Und wenn sie sie kannten, in welcher Beziehung standen sie wohl zu dem Buchhändler? Kannte er seine Mörder? Warum wurde die Wohnung des Buchhändlers verwüstet und seine Buchhandlung nicht?“ Der Kommissar wollte Martín weiterhin mit Fragen bedrängen, um seinen Verstand in Aktion zu sehen.

„Wenn auch im Augenblick nur hypothetisch,“ sagte dieser mit leicht ironischem Unterton, „so läßt sich die Reihenfolge der Tatsachen doch feststellen. Ich muß betonen, daß meine Theorie mit großer Wahrscheinlichkeit viele Schwachpunkte hat, unabhängig davon, ob sie sich später durch unsere Ermittlungen bestätigen lässt oder nicht. Laut Bericht des Gerichtsmediziners trat Ruiz' Tod gegen 5:00 Uhr morgens ein. Diese Information läßt sich mit den Angaben eines Angestellten des Stadtreinigungsdienstes kombinieren, der aussagte, er habe um kurz vor sechs, als er auf der Plaza de las Descalzas arbeitete, zwei Männer in der Nähe der Buchhandlung ANTIQUITAS herumstreifen sehen. Hierbei kann es sich sehr gut um die gleichen Männer gehandelt haben, die die Tür aufbrachen. Das führt mich zu dem Schluß, daß die Mörder zuerst in die Wohnung des Buchhändlers und anschließend in sein Geschäft fuhren. Ich weiß im Augenblick nicht, um welche Uhrzeit sie in der Wohnung des Toten ankamen, aber nehmen wir an, daß es am späten Abend war und daß sie zu dieser Uhrzeit auf eine sehr simple Vorgehensweise zurückgreifen konnten, um sich Einlaß in die Wohnung zu verschaffen. Nach den uns vorliegenden Informationen dürfte dies nicht allzu schwierig gewesen sein, vor allem, da das Gebäude keinen Pförtner hat, aber sehr viele Wohnungen. Das bedeutet, bis zu einer gewissen Uhrzeit gehen dort ständig Menschen ein und aus. Sie mußten also nur warten, bis jemand kam und ihnen die Haustür öffnete. In Manuel Ruiz' Wohnung hineinzukommen war ein Kinderspiel, wenn er den Schlüssel nicht herumgedreht hatte—ich habe gesehen, daß er keine Sicherheitskette besaß. Und das alles nur in dem Fall, daß es sich um Unbekannte handelte. Wenn es Bekannte waren, gestaltete sich die Sache vielleicht noch viel einfacher: Das Opfer hat den Mördern vielleicht selbst die Tür geöffnet. Als sie in der Wohnung waren, forderten sie Ruiz auf, ihnen das materiell und bibliografisch wertvolle Buch auszuhändigen. Der Buchhändler weigerte sich, und sie durchsuchten seine Wohnung. Ich vermute eigentlich, daß sie keine Bekannten des Buchhändlers waren, denn in diesem Fall hätten sie vielleicht gewußt, wo sich das Buch befindet, und die Sache wäre einfacher für sie gewesen. Offenbar hatten sie keine Ahnung, ob sich das Buch in der Wohnung, in der Buchhandlung oder an einem anderen Ort befand. Nach der vergeblichen Suche bei ihm zu Hause (was nicht bedeutet, daß sie völlig ausschlossen, daß es sich doch dort befand, an einem Platz, den sie nicht gefunden hatten) zwangen sie den Buchhändler, zu reden. Zunächst bedrohten sie ihn—vergeblich. Dann fesselten und knebelten sie ihn, um ihn foltern zu können, ohne daß die Nachbarn seine Schreie hören würden. Ich stelle mir vor, daß sie die Folter und die Fragen so lange fortsetzten, bis der Unglückliche schließlich redete. Er mußte ihnen sagen, daß das Buch, das nach einer ganzen Nacht der Suche nicht in der Wohnung aufgetaucht war, sich in der Buchhandlung befand. Er verriet ihnen den genauen Platz, an dem sie es finden würden, woraufhin sie ihn erschossen und in die Buchhandlung fuhren, um sich das Objekt ihrer Begierde zu holen. Da sie bereits wußten, wo es war, fanden sie es sofort und mußten das Geschäft nicht durchsuchen. Deshalb herrschte in dem Laden nur die ihm eigene Unordnung.“

„Nach deiner Theorie befindet sich das Buch also bereits im Besitz der Mörder.“ Kommissar Vallejo wirkte so entspannt, als erzähle man ihm eine interessante Geschichte—nicht als höre er sich aus beruflichen Gründen eine Theorie über einen Mordfall an.

„Genauer gesagt, die Mörder des Buchhändlers haben das Buch, oder was auch immer es war, das sie suchten, an sich genommen. Kommissar, bei allen gebotenen Zweifeln: Ich glaube, meine Hypothese hat genügend Konsistenz, um in dieser Richtung weiterzuarbeiten.“

Vallejo nickte, ohne etwas zu sagen, während Góngora den Ausführungen seines Partners wie versteinert lauschte.

„Was sind die nächsten Schritte?“ fragte der Kommissar mit leisem Spott.

„Wir müssen in die Wohnung zurückkehren, um sie Zentimeter für Zentimeter zu durchsuchen und um alle Nachbarn im Haus zu befragen. Wir müssen die Buchhandlung durchsuchen und in den Geschäften der Plaza de las Descalzas herumfragen. Sehen, was der ballistische Bericht ergibt. Wenn sie mir noch zwei Männer zur Seite stellen, um an dem Fall zu arbeiten, wissen wir innerhalb von achtundvierzig Stunden vielleicht schon mehr über dieses ganze Durcheinander. Oder wir müssen meine Vermutungen verwerfen.“

Wieder antwortete Vallejo mit einem Kopfnicken.

„Soll das heißen, daß ich mit zwei weiteren Männern rechnen kann?“

„Ja, aber nur für achtundvierzig Stunden.“

„Noch eins, Kommissar,“ sagte Inspektor Martín, der bereits aufgestanden war, während Góngora sich lustlos erhob, „kann einer der Männer Sansueña sein?“

»In Ordnung.«

Die beiden Inspektoren des Madrider Morddezernats verließen das Büro, nachdem ihr Hauptkommissar sie verabschiedet, ihnen Glück gewünscht und Martín gebeten hatte, ihn ständig über die Ereignisse auf dem Laufenden zu halten.

Am selben Abend trafen sich Aaron Mayer und Salomón ben David in einer verschwiegenen Pizzeria in der Calle Cartagena mit *Samuel*. Kommandant Mayer hatte bereits am Telefon bemerkt, daß *Samuel* erleichtert aufatmete, weil sich die Agenten des israelischen Geheimdienstes meldeten. Sie hatte ihnen viel zu erzählen, denn im Laufe des Vormittags waren wichtige Dinge geschehen. Sie verabredeten sich für eine halbe Stunde später in einem Restaurant, dessen genaue Adresse Marta ihnen gab. Das ließ den beiden Agenten gerade genug Zeit, zum Restaurant zu fahren, es galt, keine Minute zu verlieren.

Die Pizzeria zeichnete sich weder durch die Qualität ihrer Pizzas noch durch ihr Ambiente aus, lediglich der niedrige Preis der Pizzas und Pastas wirkte auf junge Leute mit kleinem Budget anziehend. Die Gäste des Restaurants interessierten sich nicht im Geringsten für die zwei Männer und die Frau, die sich am hintersten Tisch mit gesenkter Stimme unterhielten, ohne dem Essen und dem Wein—schlechtem Chianti—das der einzige Kellner serviert hatte, viel Beachtung zu schenken.

Um diese Uhrzeit, gegen 20:30 Uhr, war das Lokal noch nicht sehr gut besucht. Doch die Ruhe schwand mit jeder Minute mehr.

„Es gibt also nicht den geringsten Zweifel an dem, was sie uns gerade gesagt haben, Marta?“ Kommandant Mayer nannte sie zum ersten Mal bei ihrem Vornamen. „Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie sie wollen, um meine Frage zu beantworten. Wir müssen uns ganz sicher sein, was diese Informationen betrifft.“

Einen Augenblick lang herrschte an ihrem Tisch ein so intensives Schweigen, daß sie jedes einzelne Geräusch im Lokal klar und deutlich hören konnten. Doch

Samuel brauchte nicht viel Zeit, auch wenn man ihr gesagt hatte, es habe keine Eile, und nach wenigen Sekunden beantwortete sie *Mayers* Frage. Sie wühlte in ihrer Handtasche—einer Art tragbares Warenlager für die unterschiedlichsten Gegenstände—und holte einen Umschlag heraus, den sie auf den Tisch legte. Es war ein längliches Kuvert aus gelbem Papier, auf dem mit spitzer, nervöser Schrift ihr Name geschrieben stand: *Señorita Marta Ullá*.

„In diesem Brief steht alles, was ich Ihnen erzählt habe, schwarz auf weiß. Sie können ihn lesen.“

Aaron Mayer holte den Zettel aus dem Umschlag und las ihn rasch durch. Er war nicht sehr lang:

Meine allerliebste Marta,

*Señor Arana hat mir das Buch zurückgegeben, aber ich hatte schwer daran zu kauen. Er war sehr wütend auf mich und sprach von einer verwerflichen Tat. Doch das nehme ich nur zu gerne in Kauf um dich glücklich zu machen. Ich denke nur an den Augenblick, in dem ich dich wiedersehe! Ach, wieder zwischen deinen Beinen sein! Das mit dem Buch ist einfach unglaublich: Heute Nachmittag bekam ich Besuch von *Gorka Uribe*, einem bibliophilen Gastwirt. Er kam in Begleitung eines anderen Mannes, und—du errätst nie, aus welchem Grund: Er wollte mir ein Angebot für das ‚Messingbuch‘ unterbreiten! Stell dir vor! Sie legten mir einen Blankoscheck auf den Tisch, in den ich die Summe selber eintragen sollte! Ich lehnte ab und sagte, das Buch sei bereits so gut wie verkauft, der Kauf würde morgen abgeschlossen. Es tut mir Leid wegen *Gorka*, er ist ein guter Freund. Das Buch ist dein, mein Liebling!*

Ich zähle die Sekunden, bis wir uns wiedersehen! Morgen um halb neun, komm nicht zu spät.

Dein Manuel

Aaron reichte *Salomón* den Brief, damit dieser ihn auch lesen konnte, und sah der Frau ihm gegenüber in die Augen.

„Der alte Mann war verrückt nach Ihnen. Jetzt kann ich mir erklären, warum er entgegen allen anderen Erwägungen, inklusive finanzieller, bereit war, uns das Buch zu verkaufen. Ich muß anerkennen, daß Sie sehr gute Arbeit geleistet haben.“

Samuels Gesicht zeigte nicht die geringste Regung, sie bemerkte lediglich:

„Er war ein armer Junggeselle, der vielleicht glaubte, etwas gefunden zu haben, das er bis dahin noch niemals hatte.“

Salomón ben David legte den Brief auf den Tisch. *Marta* steckte ihn zurück in den Umschlag und diesen in ihre Handtasche.

„Also,“ rekapitulierte *Mayer*, „dieser Brief wurde gestern Abend beim Pförtner abgegeben, als Sie bereits gegangen waren, und er gab ihn Ihnen heute Morgen gegen 11:30 Uhr.“

„Genau: als er die ganze Tagespost hoch ins Büro brachte. Da ich keine Möglichkeit hatte, mit Ihnen Kontakt aufzunehmen, war ich stundenlang kurz vor dem Verzweifeln, bis Sie mich anriefen.“

„Gut,“ bekräftigte der Kommandant, „das bedeutet, daß außer uns noch mehr Menschen hinter dem *Buch des Juden Abraham* her sind. Die Männer, die gestern

Nachmittag vergeblich versucht haben, das Buch zu kaufen, sind dieselben, die den Buchhändler getötet und das Buch an sich genommen haben. Die einzige Spur, der wir folgen können, um sie zu finden, ist dieser so genannte Gorka Uribe, der bibliophile Gastwirt.“

„Wir müssen sofort herausfinden, wer er ist, und am besten auch, wo er sich aufhält,“ rief Kapitän ben David aus.

„Das ist das Einzige, das ich heute in Erfahrung bringen konnte,“ sagte *Samuel*.

„Sie wissen schon, wer Gorka Uribe ist?“ fragte Mayer.

„Ja. Er ist der Besitzer eines Restaurants auf der Plaza de las Descalzas,“ erklärte sie ruhig. „Es heißt LA MARMITA BILBAÍNA.“

An diesem Abend, zu so später Stunde, daß die meisten Gäste das Lokal bereits verlassen hatten, lobten zwei Geschäftsleute—nach dem Akzent, mit dem sie Spanisch sprachen, zu urteilen, waren sie Italiener—mit mediterraner Überschwänglichkeit die Küche des Restaurants. So sehr überschlugen sie sich in ihren Lobpreisungen der Gerichte, die zu probieren der Küchenchef sie überredet hatte, daß der *Maitre* es dem Chef des Hauses berichtete, der auch am Herd des Restaurants stand. Dieser kam aus der Küche, um die gar so zufriedenen Gäste zu begrüßen. Er war ein beliebter, bärtiger Baske mit Namen Gorka Uribe.

Der Chef des LA MARMITA BILBAÍNA ließ sich von den Lobeshymnen der beiden Gourmets einwickeln und beschloß, aus Höflichkeit ein Glas mit ihnen zu trinken. Als der Gastwirt erfuhr, daß es sich bei seinen Gegenübern um italienische Verleger handelte, die an der Veröffentlichung von edelsten Faksimiles interessiert waren, belebte sich die Unterhaltung, und Señor Uribe, der seiner Bücherleidenschaft mit Haut und Haar verfallen war, erfuhr höchst interessante Dinge. Auch von einem Antiquar, dessen Geschäft sich gleich nebenan auf der Plaza befand, wurde gesprochen, denn dieser war an jenem selben Morgen ermordet in seiner Wohnung aufgefunden worden. Nach einem weiteren Glas schlug einer der Italiener vor, Uribe von seiner Gastgeberrolle im LA MARMITA BILBAÍNA zu befreien und ihn in ein anderes Lokal einzuladen. Der Vorschlag wurde gut gelaunt akzeptiert, woraufhin das Trio geräuschvoll das Restaurant verließ.

Keiner der drei hatte bemerkt, daß einer der wenigen Gäste, die noch im Restaurant saßen, sich nach Kräften bemühte, sich kein Detail dessen, was an ihrem Tisch gesprochen wurde, entgehen zu lassen. Als die drei neuen Freunde unter lautem Reden hinausgingen, verließ dieser Mann ebenfalls das Restaurant. Von einer Telefonzelle auf der Plaza de las Descalzas machte er einen Anruf:

„Ja, das MOUSTACHES in der Calle Españoletto. Dort gehen sie jetzt gerade hin, um noch ein Glas zu trinken und ihre Begegnung zu feiern.“

Kapitel 18

Zwei Agenten der CIA befanden sich auf dem Weg in eine Bar in der Calle Españoletto, die MOUSTACHES hieß. Sie hatten es eilig, denn sie hofften, dort drei Männer anzutreffen, die sich im LA MARMITA BILBAÍNA über den Tod des Buchhändlers von der Plaza de las Descalzas unterhalten hatten. Bei einem der drei handel-

te es sich um den Inhaber des Restaurants, einen dicken, bärtigen Basken namens Gorka, und die anderen beiden hatten sich als italienische Verleger ausgegeben. Es wäre allerdings ein erstaunlicher Zufall, wenn sie ausgerechnet Verleger wären, noch dazu Verleger edelster Faksimiles. Es war bezeichnend, daß sie ausgerechnet an diesem Abend dort waren. Es war bezeichnend, daß sie von der Existenz ganz bestimmter Bücher wußten, darunter das des Juden Abraham. Und es war ebenso bezeichnend, daß sie diesen Gorka unter dem Vorwand, das Essen bis zur absoluten Lächerlichkeit zu loben, dazu gebracht hatten, herauszukommen, woraufhin dieser den angeblichen Verlegern im Laufe der Unterhaltung vielerlei Dinge erzählte, die diese wissen wollten. Nach Meinung der CIA, die in diesem Restaurant zugegen gewesen war (überall in den Lokalen rund um die Plaza saßen Agenten, um Informationen über den Mord und seine Hintergründe zu sammeln), handelte es sich bei diesen angeblichen italienischen Verlegern weder um Verleger noch um Italiener. Zu sonnenegerbt, zu athletisch, zu jung seien sie gewesen—und darüber hinaus klang der Akzent, mit dem sie Spanisch sprachen, für Italiener zu hart, selbst wenn sie *Padanos* wären, Norditaliener.

Dies war die einzige nützliche Information, die von den CIA-Posten auf der Plaza des las Descalzas und in den umliegenden Bars kam. Zwar wurde vielerorts von dem Verbrechen gesprochen, doch nur in Form der üblichen Kommentare, die solche Ereignisse immer hervorrufen—„Der arme Mann!“ „Warum man ihn wohl ermordet hat?“ „Wer mögen die Mörder sein?“—gespickt mit den unvermeidlichen geschmacklosen Details, mit denen Beschäftigungslose oder solche, die keine besseren Themen finden, ihren Gesprächen Würze verleihen wollen. Haarsträubende Details, die niemals in Frage gestellt wurden, sondern wenn sie anschließend vor anderen wiederholt wurden, noch bunter ausgeschmückt oder den Vorlieben des jetzigen Erzählers entsprechend modifiziert wurden.

Die Agenten Lee und Halifax, leger gekleidet wie zwei junge Leute, die ihre Urlaubsnächte in den Bars von Madrid verbringen, warteten von 1:30 bis nach 4:00 Uhr morgens auf die drei Männer, doch die tauchten nie auf. Wütend und frustriert verließen sie die Bar gemeinsam mit den letzten Gästen, nachdem das Personal sie höflich darauf hingewiesen hatte, daß sie jetzt schließen würden. Sie nahmen ein Taxi in die Calle de Serrano, wo sie zwei Häuserblocks unterhalb der nordamerikanischen Botschaft ausstiegen und die letzten paar Meter zu Fuß gingen. Ein gespannter Alan Ringrose erwartete sie.

„Was, sie sind nicht aufgetaucht?“ Der Chef des spanischen CIA-Büros konnte seinen Zorn nur mühsam unterdrücken, als er erfuhr, daß die beiden Agenten zweieinhalb Stunden lang vergeblich gewartet hatten.

Auf einem der Telefone auf seinem Tisch wählte Ringrose eine Nummer und forderte die Person am anderen Ende der Leitung auf, den Informanten aus dem LA MARMITA BILBAÍNA ausfindig zu machen und in die Botschaft zu beordern. Die Antwort schien ihm nicht zu gefallen, denn er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Das ist nicht mein Problem! Tun Sie, was ich sage, und Punkt.“

Eine halbe Stunde später stand der Mann, dessen Information Lee und Halifax in die Bar in der Calle Españolito geführt hatte, in Ringroses Büro—er sah leicht zerknittert, aber nicht verschlafen aus, der Weg zur Botschaft hatte ihn vermutlich aufgeweckt. Er bestätigte alles, was er zuvor gesagt hatte.

„Lassen Sie mich noch einmal zusammenfassen, damit ich ganz sicher bin, Sie richtig verstanden zu haben.“ Ringrose, dessen schlechte Laune sich durch das lange Warten noch gesteigert hatte, versuchte sich zu beruhigen. „Gegen 23:00 Uhr betraten die angeblichen Verleger das Restaurant. Sie aßen und lobten das Essen so überschwänglich, daß der Restaurantbesitzer persönlich herauskam, um sie zu begrüßen. Richtig?“

„Richtig, Sir.“

„Wie kam es, daß die Unterhaltung sich auf das Thema Bücher konzentrierte?“

„Sir, ich glaube mich zu erinnern, daß das Thema aufkam, weil die beiden Männer sich als Verleger vorstellten. Danach drehte sich alles nur noch um Bücher, denn wie es scheint, ist der Inhaber des Restaurants ein begeisterter Bücherliebhaber.“

„Wer erwähnte den Tod des Buchhändlers zum ersten Mal? Denken Sie gut über ihre Antwort nach, es ist sehr wichtig.“ Ringroses große Augen schienen sein Gegenüber buchstäblich aufzufressen, der Mann wirkte ernstlich eingeschüchtert.

„Der Mann vom Restaurant. Aber die anderen beiden zeigten so großes Interesse... ein ungewöhnliches, ja übertriebenes Interesse, würde ich sagen, für den Tod eines Mannes, den sie nicht kannten. Und so kam das Gespräch schließlich auf das *Buch des Juden Abraham*.“

„Und von wem stammte der Vorschlag, in diese Bar in der Calle Españoletto zu gehen?“

„Ebenfalls vom Restaurantbesitzer. Er hatte sie auf ihre Getränke eingeladen, und die Italiener wollten sich revanchieren. Aber da sie sich nicht auskannten, baten sie ihn, eine Bar auszusuchen. Der Typ zwinkerte ihnen anzüglich zu und schlug ein Lokal namens MOUSTACHES in der Calle Españoletto vor, wo man neben einem Drink auch noch etwas anderes bestellen könne.“

„Und was genau bedeutet das?“

„Die Bedienungen in der Bar in der Calle Españoletto“—es war Lee, der die Frage beantwortete—„arbeiten *topless*.“

Ringrose nickte.

„Ich verstehe...“

„Sir, ich weiß nicht genau, welcher Art das Etablissement war, auf das sie sich einigten, aber ich bin sicher, daß es MOUSTACHES hieß und in der Calle Españoletto lag.“

„Nichtsdestotrotz sind die drei dort nie aufgetaucht,“ beschied Ringrose und starrte den Informanten an. Diesem war seine Überraschung und Bestürzung deutlich anzusehen.

„Was? Sie sind nie dort aufgetaucht?“

„Nein. Sind sie nicht.“

Ringrose wirkte jetzt etwas besänftigt. Alle Anwesenden schwiegen, bis Ringrose selbst die Stille brach.

„Sie sagen also, daß die beiden Männer in Ihren Augen weder wie Italiener noch wie Verleger aussahen? Wie kamen Sie zu dieser Annahme? Denn wie Sie selbst uns mitteilten, sprachen die beiden sehr sachkundig über Bücher, sie wußten sogar von einem Exemplar, dessen Existenz nur wenigen Experten bekannt ist: dem *Buch des Juden Abraham*.“

„Sir, diese beiden Männer sahen nicht aus wie Verleger, und ihr Akzent klang nicht italienisch. Sie sprachen zwar gut Spanisch, aber mit sehr harter Aussprache, zu hart für Italiener. Darüber hinaus waren sie es, die die Konversation auf den gewünschten Kurs brachten. Das, was die beiden über Bücher sagten, könnte jeder gebildete Mensch gewußt haben, und wenn sie mit der Absicht gekommen waren, etwas aus diesem Gorka herauszubekommen, hatten sie einfach ihre Lektion sehr gut gelernt. Ich selbst, Sir, weiß nicht viel über Bücher, aber seit ich mit diesem Auftrag betraut wurde, habe auch ich von der Existenz dieses Buchs erfahren, das hinter dieser ganzen Sache zu stehen scheint. Wenn die beiden auf diese Begegnung vorbereitet wurden, hat man sie vermutlich ebenfalls über das Buch informiert.“

„Ist gut, ist gut... Sie können gehen. Aber morgen gehen Sie wieder in dieses... *Bilbao*... wie auch immer es heißt.“

„LA MARMITA BILBAÍNA, Sir.“

„Wie es scheint, ist der Besitzer dieses Restaurants zurzeit der einzige Informationskanal, der uns offen steht.“

„In Ordnung, Sir... erlauben Sie mir eine Bemerkung,“ dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen, fürchtete er, mit dieser Initiative Ringroses Mißfallen zu erregen.

„Ich höre,“ ertönte dessen schneidende Stimme.

„Sir, die Tatsache, daß die drei nicht im MOUSTACHES erschienen sind, bestätigt möglicherweise meinen Eindruck, daß die beiden angeblichen Italiener nie vorhatten, etwas trinken zu gehen, sondern auf der Suche nach etwas anderem waren...“

„Oder daß sie es sich unterwegs anders überlegt und sich für eine andere Bar entschieden haben.“

„Das ist auch möglich, Sir.“

Ein Arbeiter der Stadtreinigung fand den Toten, als er das Bewässerungssystem einer Grünzone des Parks Casa de Campo einschaltete. Die Leiche lag an einem der Stände, die im Sommer Eis und andere Süßigkeiten verkaufen. Seine Mörder—denn es handelte sich offensichtlich um einen gewaltsamen Tod—hatten die Leiche unter einem der Vorsprünge des Kiosks notdürftig versteckt.

Das Opfer war ein beliebter, gut gekleideter Mann mit Vollbart. Man hatte ihm das Genick gebrochen, doch darüber hinaus zeigte er keinerlei Spuren von Gewalteinwirkung. Bei einem Mann von seiner Statur deutete dies darauf hin, daß der Mörder ein echter Profi gewesen war.

Der Stadtangestellte informierte die Polizei, und diese übergab den Fall der Mordkommission. Innerhalb kürzester Zeit war der Gerichtsmediziner vor Ort, um den Leichnam zu bergen. Der Mann mußte gegen 3:00 Uhr morgens gestorben sein. Allem Anschein nach—die endgültige Bestätigung stand jedoch noch aus—war der Tote nachträglich an den Ort geschleppt worden, an dem man ihn gefunden hatte, darauf wiesen Schrammen am unteren Teil seiner Hose und an den Absätzen seiner Schuhe hin. Bei dem Opfer handelte es sich um Gorka Uribe Larrazábal, einen baskischen Koch und Inhaber eines bekannten Madrider Restaurants namens LA MARMITA BILBAÍNA. Noch am Vormittag erhielt die Polizei in dem Restaurant wichtige Hinweise.

„Sie sagen also, bei den zwei Männern, mit denen Señor Uribe gestern Nacht gegen 1:30 Uhr das Restaurant verließ, handelte es sich um Italiener, die hier im Restaurant gegessen hatten. Sie waren keine Stammgäste, und Señor Uribe kannte sie überhaupt nicht?“

„So ist es, Herr Kommissar,“ bekräftigte der Kellner, der am Vorabend an dem Tisch bedient hatte.

„Noch, mein Freund, bin ich kein Kommissar, nur Inspektor, aber ich hoffe, es bald zu werden... Würden Sie mir erklären, wie es kam, daß Señor Uribe das Lokal gemeinsam mit zwei völlig Fremden verließ?“

„Nun, sehen Sie, Herr Kommissar, ich meine Herr Inspektor, den beiden hatte das Essen so gut geschmeckt, daß der Chef aus der Küche kam, um eine Weile mit ihnen zu plaudern. Sie verstanden sich gut und wollten noch gemeinsam etwas trinken gehen.“

„Ihnen schmeckte das Essen so gut, daß sie noch gemeinsam etwas trinken gingen...? Nun gut. Aber sagen Sie mir etwas anderes: Über was unterhielten sie sich, abgesehen davon, daß sie das Essen lobten? Sie wissen schon, jemand, der kommt und geht, hört immer ein bißchen was... Ohne Absicht, versteht sich.“

„Im Vertrauen, Inspektor...“—der Kellner machte eine verschwörerische Handbewegung, auf die der Polizist mit einer ähnlichen Geste antwortete—„sie sprachen über Bücher und über die Ermordung des Buchhändlers an der Ecke.“

Der Inspektor verzog das Gesicht und warf seinem Partner einen Blick zu.

„Sie scherzen doch nicht...“

„Scherzen? Ich und scherzen, wenn sie den Chef ermordet haben? Nein, Señor, sie sprachen über Bücher und über die Ermordung des Buchhändlers hier nebenan!“ Mit zwei Fingern seiner rechten Hand schlug er ein Kreuz und küßte anschließend die Finger. „Ich schwöre, Herr Inspektor, es war so, wie ich es Ihnen gesagt habe.“ Angesichts dieses Mangels an Vertrauen lag jetzt ein entrüsteter Unterton in seiner Stimme. Das entging dem Polizisten nicht.

„Ist gut, mein Freund, ist gut. Werden Sie nicht wütend. Ich entschuldige mich.“ Dann wandte er sich seinem Partner zu und blaffte: „García, rufen Sie Inspektor Martín an und sagen Sie ihm, es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Tod des baskischen Kochs vom *La Marmita Bilbaína* und dem des Buchhändlers von der Plaza de las Descalzas. Er soll so schnell wie möglich ins Restaurant kommen, hier wartet Arbeit auf ihn.“

„Hören Sie, Inspektor, davon habe ich nichts gesagt!“ Jetzt klang die Stimme des Kellners entschuldigend.

„Ich sage ja gar nicht, daß Sie das gesagt haben. Ich habe das gesagt.“

„Ah, gut. Nur damit es keine Mißverständnisse gibt.“

„Wissen Sie, wohin sie gehen wollten, um gemeinsam etwas zu trinken?“

„Ja, Señor, ins *Moustaches*, in der Calle Españoleta.“

Keine halbe Stunde später betraten die Inspektoren Martín und Sansueña LA MARMITA BILBAÍNA, während Inspektor Góngora und der andere Beamte, den Kommissar Vallejo auf den Mordfall Manuel Ruiz angesetzt hatte, in der Nachbarschaft der Calle de San Bruno ermittelten.

„Joaquín, ich möchte,“ Martín nannte den Kellner bei seinem Vornamen—das und die Zigarette, die er ihm gleich nach der Begrüßung angeboten hatte, hatte die Hilfsbereitschaft des Mannes auf ein Maximum gesteigert, „daß Sie sich die

Mühe machen, mir genau zu erzählen, an was Sie sich von der gestrigen Unterhaltung zwischen ihrem Chef und den beiden anderen Männern erinnern. Und danach sagen sie mir, wie sie aussahen. Wir haben einen Phantomzeichner mitgebracht.“

„Wissen Sie, Señor, ich habe nur einzelne Sätze aufgeschnappt, während ich kam und ging. Ich kann Ihnen nur sagen, daß diese Typen, die Italiener, in der Buchbranche arbeiteten. Einen von ihnen hörte ich sagen, daß ihre Firma in Mailand sitzt. Soweit ich hören konnte, sprachen sie nur über Bücher. Sie unterhielten sich auch über die Sache mit Don Manuel, dem Buchhändler an der Ecke, den man gestern Morgen tot zu Hause auffand. Na ja... ermordet. Ich hörte auch, wie sie ein Buch erwähnten, das mit Juden zu tun hat. Ich weiß nicht, ob das Buch selbst mit Juden zu tun hat oder ob es von einem Juden geschrieben wurde. Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Aber was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich den Eindruck hatte, daß sie ziemlich großes Interesse an dem Tod des Buchhändlers zeigten. Und auch an diesem Buch, das, glaube ich, auch mit einem Propheten der Bibel zu tun hatte, mit dem Propheten Abraham, wenn ich mich recht erinnere.“

Abraham war kein Prophet, sondern ein Patriarch, korrigierte Martín ihn im Geiste.

„Erinnern Sie sich an irgendeine Aussage, an irgendeine Einzelheit, die Ihnen aufgefallen ist? Nehmen Sie sich ruhig Zeit für Ihre Antwort, ich habe es nicht eilig. Jeder Eindruck, jede Geste, einfach alles, egal, wie unwichtig es Ihnen erscheinen mag.“

Der Kellner wiederholte ein paar Dinge, die er bereits erzählt hatte, als wolle er rekapitulieren und so seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen.

„Joaquín, auch wenn es nur ein unbestimmtes Gefühl ist. Etwas... etwas, das sie vielleicht gesehen oder gehört haben, verstehen Sie?“

„Ja, ich glaube, ich weiß, worauf Sie hinauswollen, und wenn Sie mich schon fragen, da fällt mir etwas ein: Diese Typen sahen nicht aus wie Geschäftsleute oder wie Unternehmer. Irgendetwas an ihnen paßte nicht ganz. Sehen Sie, wahrscheinlich ist es nur Unsinn, aber... natürlich sprachen sie über Bücher... wissen Sie, und natürlich interessierte mich diese Unterhaltung auch nicht sonderlich. Nur eine Kleinigkeit, Herr Inspektor.“

„Ganz und gar nicht. Manchmal sind diese Eindrücke wichtiger als das, was wir sehen oder hören.“

Inspektor Sansueña machte sich detaillierte Notizen zu allem, was der Kellner aussagte. Die wichtigste Information war wohl, daß die beiden italienischen Geschäftsleute—die Hauptverdächtigen im Mordfall Uribe—aus Mailand stammten. Sie kannten sich mit Büchern aus, und dieses Thema dominierte auch ihre Unterhaltung beim Essen. Sie waren sehr interessiert am Tod des Buchhändlers vom ANTIQUITAS, und der Kellner hatte den Eindruck gewonnen, daß sie weder Geschäftsleute noch Buchhändler waren und deshalb hinter einer Information her waren, die ihnen nur Uribe liefern konnte.

„Joaquín, mir ist da etwas aufgefallen, das Sie mir vielleicht erläutern können. Señor Uribe interessierte sich sehr für Bücher?“

„Ob er sich für Bücher interessierte? Das kann man wohl sagen! Er war mit Don Manuel, dem Buchhändler, sehr eng befreundet. Hin und wieder kaufte er

alte Kochbücher von ihm, und manchmal lud der Chef Señor Ruiz zu sich nach Hause zum Essen ein, wo sie über alte Bücher, über die alten Küchenrezepte aus diesen Büchern und solche Sachen sprachen. Sehen Sie, Don Gorka ging fast jeden Tag in der Buchhandlung vorbei, um mit Señor Ruiz Kaffee zu trinken. Darüber hinaus ist seine Frau Lehrerin für Literatur, obwohl...“

„Obwohl?“ Inspektor Martín zwinkerte ihm komplizenhaft zu.

„Sehen Sie, Señor, der Chef und seine Frau kamen nicht eben gut miteinander aus... Na ja, sie verstanden sich... sie verstanden sich gar nicht. Die Scheidung war schon so gut wie durch.“

„Kam sie häufig hierher, die Gattin von Señor Uribe?“

„Nein, Señor, sie kam niemals.“

„Können Sie mir die Adresse Ihres Chefs geben?“ Joaquín schien zu zweifeln. Vielleicht hatte er Anweisung, diese Art von Information niemandem zu geben.

Der Polizist erkannte seine Bedenken und reagierte schnell.

„Damit ersparen Sie mir nur einen Anruf. Wie Sie verstehen werden...“

Joaquín verstand.

„Er wohnte in...“ Sansueña notierte die Adresse.

„Wann haben Sie vom Tod des Señor Ruiz erfahren?“

„Wir hörten es am Morgen, als die ersten Ihrer Kollegen kamen und Fragen stellten.“

„Und Señor Uribe, wann erfuhr er davon?“

„Nun, das kann ich Ihnen nicht sagen. Gestern kam der Chef später als sonst ins Restaurant. Es war schon fast 16:00 Uhr. Das kommt sehr selten vor—ich kann mich nur an ganz wenige Gelegenheiten erinnern. Als er hier ankam, wußte er bereits, daß sein Freund, der Buchhändler, tot war.“

Vielleicht war seine Verspätung genau darauf zurückzuführen.

„Sagte er etwas dazu?“

„Nur das Übliche, was man in solchen Fällen sagt, Señor. Sie wissen schon, was ich meine... Ich erinnere mich an nichts Besonderes.“

„Versuchen Sie sich zu erinnern, Joaquín. Wie ich Ihnen bereits sagte: Manchmal kann ein scheinbar bedeutungsloses Detail von außerordentlichem Wert sein.“

Der Kellner dachte angestrengt nach, fand in seiner Erinnerung aber offenbar nichts, das seine Aufmerksamkeit erregte.

„Nein, ich erinnere mich an nichts Besonderes mehr... Tut mir leid.“

„Noch etwas, Joaquín, als Ihr Chef mit den beiden Italienern von hier fortging: Erinnern Sie sich, ob die drei sagten, wohin sie gehen wollten?“

„Ja, Señor.“ Joaquíns Miene erhellte sich angesichts der Möglichkeit, eine nützliche Information liefern zu können. „Ich sagte es vorhin schon ihrem Kollegen—dem, der sagte, man solle Sie anrufen.“

„Wären Sie so freundlich, für mich zu wiederholen, was Sie meinem Kollegen erzählt haben?“

„Sie gingen in eine Oben-ohne-Bar in der Calle Españoletto. Sie heißt *Moustaches*. Der Chef machte gerne hin und wieder mal einen kleinen Abstecher dort—einmal hat er mich eingeladen, ihn zu begleiten. Wahnsinn, was es dort für Frauen gibt! Aber man darf nur gucken, nicht anfassen! Ich sage, man geht da mit einem schlechten Gefühl wieder raus, Herr Inspektor. Ganz, ganz schlecht.“

Inspektor Martín konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Er bot seinem Informanten noch eine Zigarette an, bedankte sich, und kündigte an, daß er eventuell noch einmal wiederkommen würde, um ihm weitere Fragen zu stellen. Dann bat er ihn, dem Zeichner zu beschreiben, wie die Italiener ausgesehen hatten. Er bat ihn, sein Gedächtnis anzustrengen und alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam—alles sei wichtig.

Während der Zeichner seine Arbeit tat, rief Inspektor Martín auf dem Kommissariat an. Er bat um eine Liste aller männlichen Passagiere, die im Laufe der letzten Woche von Mailand nach Madrid geflogen waren, unter Angabe der Orte, von denen aus die Flüge gebucht worden waren. Außerdem solle man den Betreiber einer Oben-ohne-Bar namens MOUSTACHES in der Calle Españoletto ausfindig machen und ihm mitteilen, daß die Polizei eine bestimmte Information von ihm brauche. Nach einem Blick auf die Uhr sagte er seinen Kollegen, sie sollten ihr Möglichstes tun, um diesen Kerl innerhalb von einer Stunde in seine Bar zu bekommen, und zwar möglichst in Begleitung der Señoritas, die in der Nacht zuvor in der Bar gearbeitet hatten.

„Und bitte beruhigt den Barbesitzer. Sagt ihm, es gibt keinen Grund, sich Sorgen zu machen, es geht nicht um ihn.“ Damit beendete er das Gespräch. „Sansueña, du und ich gehen in die Calle Españoletto, sobald die Bilder fertig sind. Mal sehen, ob wir Glück haben.“

Vom Oberkellner des Restaurants bekam er ein Foto von Gorka Uribe. Den Besuch bei der Witwe des Mordopfers beschloß er, auf später zu verschieben.

Joaquín hatte die Gesichter der beiden Italiener deutlich vor Augen und konnte zudem hilfreiche zusätzliche Informationen liefern. Einer der beiden war noch keine dreißig Jahre alt, der andere, der Wortführer, etwas älter, aber unter vierzig. Beide hatten eine ähnliche Statur: etwa 1,80 Meter groß und athletisch gebaut. Beide hatten relativ dunkle, sonnengebräunte Haut und schwarzes Haar, das der ältere militärisch kurz geschnitten trug. An diesem Mann waren ihm auch die blauen Augen aufgefallen; außerdem hatte er eine Narbe zwischen Nase und Mund.

Der Zeichner ging in einen nahe gelegenen Kopierladen und machte je zwei Kopien von den beiden Phantombildern. Joaquín war mit dem Ergebnis voll und ganz zufrieden.

„Chef, sie sind ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten. Als stünden sie vor mir, nur in schwarz-weiß!“

Der Zeichner gab jedem Inspektor einen Satz Kopien und steckte die Originale in seine Mappe. Dann machten Martín und Sansueña sich auf den Weg in die Oben-ohne-Bar.

Der Besitzer des MOUSTACHES empfing sie freundlich, aber reserviert. In einem Geschäft wie seinem konnte die Polizei immer Schwierigkeiten verursachen.

„Mein Name ist Fermín Herrero, ich leite dieses Etablissement. Als man mir Ihren Besuch ankündigte, kam ich sofort hierher. Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Mein Name ist Antonio Martín, Inspektor Antonio Martín, und mein Kollege hier ist Inspektor Sansueña.“ Die beiden Polizisten zeigten kurz ihre Plaketten—eine Routineformalität, zu der sie verpflichtet waren.

„Möchten Sie etwas trinken, ein Glas Wein, ein Bier, etwas anderes?“ fragte der Chef höflich.

„Nein, nein, nichts, wir trinken nicht, Señor Herrero. Wir wissen das zu schätzen, aber wir sind im Dienst,“ lehnte Martin die Einladung förmlich ab.

„Entschuldigen Sie, ich wollte nur...“

„Kein Problem, wir würden nur gern direkt zur Sache kommen.“

„Gut, in diesem Fall können wir in mein Büro gehen, wenn es Ihnen recht ist. Dort sitzen wir bequemer, und ich werde Ihnen alle Fragen beantworten.“

Herrero führte sie in ein großes Zimmer, das er als sein Büro bezeichnete—vielleicht, weil darin ein Schreibtisch stand. Ansonsten hätte der Raum auch jeden anderen Zweck haben können. Das Mobiliar zeugte von ausgesprochen schlechtem Geschmack, ebenso die Tapete, auf der gigantische, blaue Blumensträuße abgebildet waren, die mit dem roten Samt der Vorhänge kontrastierten. Es gab eine mit Knöpfen besetzte Couchgarnitur, und hinter dem Schreibtisch stand ein Sessel aus vergoldetem Holz, dessen barocke Formen an den Ehrenstuhl eines Bischofs erinnerten. Ein wertvolles Stück, das hier völlig fehl am Platz wirkte. Alles in allem war Fermín Herrero einfach geschmacklos.

Die drei Männer nahmen Platz, und der Chef des MOUSTACHES bot den Polizisten seine Hilfe an.

„Fragen Sie, Herr Inspektor.“

„Meine erste Frage ist, ob Sie ihr Geschäft selbst führen, ob Sie in der Bar sind, solange sie geöffnet hat, oder ob es einen Geschäftsführer gibt, der diese Aufgabe wahrnimmt.“

„Ich bin in der Regel sehr beschäftigt, Inspektor. Was bedeutet, daß ich ständig in der Bar bin. Ich komme natürlich jeden Abend. Sie wissen schon, wenn die Katze aus dem Haus ist...“

„Gut, Señor Herrero, demzufolge waren Sie letzte Nacht hier, ist das richtig?“

„So ist es, gestern Nacht war ich hier.“

„Waren Sie die ganze Nacht hier?“ Martin bemerkte, daß Fermín Herrero mit jeder Frage angespannter wurde. *Was hat dieser Vogel wohl zu verbergen?* fragte er sich.

„Ich war nicht die ganze Nacht hier, aber ich kam zwei Mal.“

„War das, sagen wir, nach 1:30 Uhr?“

„Ich war ganz am Anfang hier, gegen 23:00 Uhr, und dann von kurz vor 3:00 Uhr bis Geschäftsschluß.“

„Wann haben Sie geschlossen?“

„Zur vorgeschriebenen Zeit, Inspektor. Um 4:00 Uhr. Um diese Zeit gibt es für die Gäste die letzte Runde.“

„Sehen Sie, Señor Herrero, ich stelle Ihnen all diese Fragen, weil wir wissen müssen, ob gestern Abend drei bestimmte Männer hier waren.“ Aus einem Umschlag holte er das Foto von Uribe und die Phantomzeichnungen der beiden Italiener hervor. „Sehen Sie sich diese Bilder bitte genau an, denken Sie in Ruhe nach, und dann antworten Sie mir. Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie brauchen. Es hat keine Eile.“

Der Chef des ›Moustaches‹ schaute sich die Zeichnungen und das Foto mehrmals genau an und kramte in seinem Gedächtnis. Er nahm sich Zeit. Er sah die Bilder wieder und wieder an, schüttelte aber den Kopf.

„Nein, Señor, diese Männer waren gestern Abend nicht hier, zumindest nicht, solange ich da war. Der auf dem Foto mit Sicherheit nicht. Sein Gesicht glaube ich

hier schon öfter gesehen zu haben, aber nicht gestern. Und die anderen... ich glaube auch nicht.“

„Sie glauben nur?“

„Sehen Sie, es sind nur Zeichnungen, aber ich würde sagen, sie waren nicht hier. Falls die drei gemeinsam hier gewesen sein sollen, bin ich mir sogar ganz sicher.“

„Gut, Señor Herrero.“ Martín nahm das Foto und die Phantombilder wieder an sich. „Wer kann uns denn sagen, ob sie vielleicht zwischen 1:30 und kurz vor 3:00 Uhr hierher kamen, also während Sie selbst fort waren?“

„Das ist gar kein Problem, Herr Inspektor: Ramón, mein Security-Mitarbeiter und die Kellnerinnen, sechs Mädchen. Sie sind bereits fast alle hier.“

„In diesem Fall...“

„Ich lasse sie sofort kommen. Alle auf einmal oder jeder einzeln?“

„Alle, die da sind. Es geht nur darum, ihnen die Bilder zu zeigen.“

Herrero drückte einen Knopf auf seinem Telefon und beugte sich zum Apparat herunter.

„Ramón, sind alle da?“

Er ließ den Knopf, den er mit dem Zeigefinger gedrückt hatte, los, und eine metallisch verzerrte Stimme ertönte:

„Alle außer Ágata, die haben wir nicht erreicht.“

„Kommt mal ins Büro... Alle!“

Wieder erklang die metallische Stimme:

„Chef, die Mädchen in Arbeitsuniform?“

Herrero drückte wütend den Knopf.

„Du bist ein Idiot, Ramón!“

„Werden Sie nicht wütend, Chef, aber man weiß doch nie... Wir kommen sofort.“

Augenblicklich kamen der Türsteher Ramón—ein Gorilla, dessen bloßes Aussehen die meisten von jeder Untat abschrecken würde—und fünf junge Mädchen im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren herein. Die Mädchen waren alle recht ansehnlich, zwei sogar richtig hübsch, und bei allen ließen sich große Brüste unter der Kleidung erahnen.

Das Foto und die beiden Phantomzeichnungen wurden von Hand zu Hand gereicht, die beiden Männer und die fünf Frauen sahen sie sich aufmerksam an. Die Inspektoren baten sie, die Bilder ganz in Ruhe zu betrachten. Alle waren sich einig, daß die Männer in der Nacht zuvor keinen Fuß in die Bar gesetzt hatten, doch sie identifizierten Uribe als Gast, der hin und wieder hierher kam, um mit den Mädchen etwas zu trinken. Zwei von ihnen wußten sogar, daß er ein Restaurant besaß.

Die Polizisten dankten den Barmitarbeitern für ihre Unterstützung, und ihr Chef schickte sie aus dem Raum. Inspektor Martín bat Fermín Herrero, die Augen offen zu halten und sich sofort mit ihm in Verbindung zu setzen, falls zwei Männer bei ihm auftauchen sollten, die den Zeichnungen ähnelten. Er hinterließ ihm die Phantombilder und seine Visitenkarte mit Telefonnummer.

Als sie gerade im Begriff waren, zu gehen, hörten sie es an der Bürotür klopfen.

„Ja?“ antwortete Herrero.

Es war Ramón.

„Hören Sie, Chef, die Mädchen sagen, daß gestern Nacht gegen 1:30 Uhr zwei Männer kamen und hier blieben, bis wir den Laden zumachten. Es sah wohl aus, als hätten sie auf jemanden gewartet, und eins der Mädchen haben sie sogar gefragt, ob drei Männer hier gewesen seien, einer davon dick und bärtig. Vielleicht ist das für die Herren für Interesse,“ fügte er an die zwei Inspektoren gewandt hinzu.

Fermin Herrero sah die Polizisten an und zuckte entschuldigend mit den Achseln.

„Rufen wir die Mädchen noch mal?“

„Selbstverständlich,“ antwortete Inspektor Martín.

Die beiden Männer seien vermutlich Engländer oder Amerikaner gewesen, erklärten die Mädchen. Sie hätten sie noch nie vorher in der Bar gesehen, und sie entsprächen auch nicht dem Typ des durchschnittlichen Gasts. Jeder von ihnen habe nur zwei Gläser getrunken, obwohl sie fast drei Stunden dagewesen seien, und sie hätten nicht das geringste Interesse an den Mädchen gezeigt.

„Nicht einen einzigen Drink haben sie mit uns genommen! Jedes Mal wenn wir zu ihnen gingen, um sie zu bedienen, schickten sie uns sehr bestimmt fort! Nicht daß sie unhöflich waren, nein. Aber es wunderte uns, daß sie nur hierher kamen, um etwas zu trinken.“

„Wen von Ihnen haben sie gefragt, ob drei Männer hier waren, von denen einer einen Vollbart trug?“ Martín sah die Mädchen fragend an.

Es antwortete eine falsche Blondine. Sie war über 1,75 Meter groß und trug einen sehr kurzen Rock sowie ein schwarzes T-Shirt, unter dem sich, weil sie keinen BH trug, deutlich ein Paar voluminöse Brüste mit großen Brustwarzen abzeichneten.

„Das war ich. Nach dem Akzent zu urteilen, waren die beiden Amerikaner, glaube ich, aber sie sprachen sehr gut spanisch. Sie warteten auf jemanden, das merkte ich ihnen schon gleich nach ihrer Ankunft an. Je mehr Zeit verging, desto angespannter, ja nervöser wurden sie. Nachdem sie ungefähr eine Stunde lang gewartet hatten, fragten sie mich nach den drei Männern, die sie treffen wollten.“

„Was haben Sie geantwortet?“

„Nun, daß ich sie nicht gesehen hatte. Daß niemand hier war, der so aussah. Ich bot ihnen noch ein Getränk an und fragte, ob sie ein bißchen plaudern wollten, aber das interessierte sie nicht.“

„Wie sahen die beiden Männer aus? Können Sie sie beschreiben?“

„Sie sahen aus wie Zwillinge. Sie waren etwa 1,85 Meter groß, blond, kurze Bürostenschnitte, blaue Augen, helle Haut, und beide waren kräftige Kerle.“

„Wie alt?“

„Ich würde sagen zwischen dreißig und vierzig. Sie hätten amerikanische Marines sein können.“

„Ist Ihnen sonst noch irgendetwas aufgefallen?“

„Wie ich schon sagte, sie benahmen sich ziemlich merkwürdig, dafür daß sie in einer Bar wie dieser hier waren.“ Alle Mädchen bekundeten kopfnickend ihre Zustimmung zu den Worten ihrer Kollegin. „Ich will damit nicht sagen, daß sie schwul waren, dann wären sie sicher gar nicht hierher gekommen, oder sie hätten sich nicht mit den anderen hier verabredet.“

„Noch etwas?“ erkundigte sich der Inspektor.

„Ja, ich glaube, ich habe gehört, daß der eine William hieß, ich glaube, es war der weniger Kräftige.“

Kapitel 19

Der Aeroflot-Flug aus Moskau landete mit mehr als zwei Stunden Verspätung auf dem Flughafen Madrid-Barajas. Zuerst hatte es Probleme auf dem Moskauer Flughafen gegeben: Der Abflug der veralteten Tupolew verzögerte sich um fast anderthalb Stunden, weil man erst alle Zweifel über die Bombendrohung einer tschetschenischen Terroristengruppe ausräumen mußte. Zwar stellte sich letztlich heraus, daß sie falsch war, doch die Attentate, die in jüngster Zeit an verschiedenen Stellen der Stadt verübt worden waren, hatten die Behörden das Schlimmste befürchten lassen—wenn die bisherigen Attentate auch nie angekündigt worden waren. Als sie schließlich gestartet waren, sorgten ungünstige Flugbedingungen für weitere Verspätung. Es war bereits nach 14:00 Uhr, als ein Mann und eine Frau aus dieser Maschine die *Ankunft international*-Türen durchquerten und die Wartehalle des Flughafens betraten.

Sie waren ein ungleiches Paar: ein riesiggroßer, korpulenter Mann, der aussah wie ein Bär, und eine exotische, schlanke Frau mit der Eleganz eines Laufstegmodells. Zwei Männer, die auf den ersten Blick als Leibwächter zu erkennen waren, liefen ein Stückchen hinter den beiden und trugen das Gepäck. Die einzige Gemeinsamkeit zwischen dem Bären und der Schönen war ihre hoch gewachsene Statur. Der Mann war etwa sechzig Jahre alt und sehr dickleibig, sein dichtes, graues Haar trug er glatt nach hinten gekämmt. Seine Gesichtsfarbe war so dunkel, daß sie sich kaum von den dichten Bartstoppeln abhob, die seinen Hals und sein Kinn bedeckten, obwohl er sich rasiert hatte. Der auffälligste Zug in seinem markant männlichen Gesicht waren seine Augenbrauen, die so dick und struppig waren, daß sie in der Mitte zusammenwuchsen und eine durchgehende Linie bildeten. Er trug einen Anzug exzellenter italienischer Konfektion, zu dem sein Hemd jedoch nicht paßte. Die goldenen Manschettenknöpfe waren übertrieben protzig, und auch seine Krawatte zeugte vom schlechten Geschmack ihres Besitzers. Sein Gang entsprach seiner Korpulenz: Stampfend wie ein Elefant schob er seine Körpermasse dahin und schien alles in seiner Umgebung erbeben zu lassen.

Die Frau, die buchstäblich an seinem Arm hing, konnte seinen Schritten nur äußerst mühsam folgen. Sie war groß und schlank, hatte langes blondes Haar, und ihre Gesichtszüge besaßen die für slawische Frauen typische Schönheit: leicht geschlitzte Augen, markante Backenknochen, voller, sinnlicher Mund und ein sehr ausgeprägtes Kinn. Sie war keine schöne Frau im herkömmlichen Sinne, aber ihr Gesicht zog die Blicke auf sich. Ihre Augen waren von einem hellen, fast durchsichtigen Blau; vielleicht war es diese Farbe, die ihrem Blick etwas Kaltes, Eisiges verlieh. Sie trug alltägliche Kleidung, aber es war offensichtlich, daß ihr Geschmack sich deutlich von dem des Mannes in ihrer Begleitung unterschied.

In dem Grüppchen, das die ankommenden Passagiere—teils in Uniform, teils in Freizeitkleidung—erwartete, hielten mehrere Menschen Namensschilder hoch: Sr.

Martínez, Gruppe Menfis, Mr. Pollock etc. Ein Mann näherte sich dem Paar, sobald er es gesehen hatte.

„Michail Garin?“ fragte er und hatte sofort die volle Aufmerksamkeit der beiden Leibwächter.

Der Angesprochene beantwortete die Frage mit einem knappen „Ja“.

„Willkommen in Spanien, Herr Garin. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Mein Name ist Wladimir Morussof. Andrej hat mich gebeten, Sie abzuholen, weil er den Vorbereitungen für Ihren Empfang noch den letzten Schliff geben wollte,“ erklärte er in entsetzlichem Russisch. „Zwei Wagen stehen bereit, um Sie nach Hause zu bringen.“

Garin befahl ihm in autoritärem Tonfall, sie ohne weitere Verzögerungen zu den Autos zu führen. Wenige Augenblicke später standen sie vor einem Mercedes der neuesten Generation und einem Volvo S-80, beide dunkelblau, wo drei Männer, ein weiterer Fahrer und zwei Leibwächter, sie erwarteten. Sie fädelten rasch in die Flughafen-Ausfahrt ein und fuhren dann auf die Autobahn Richtung Madrid. Garin, Grunowa, Morussof und einer der beiden Leibwächter aus Moskau fuhren in dem Mercedes, die anderen folgten ihnen im Volvo. Zwanzig Minuten später betätigte ein Kerl mit häßlichem Gesicht den Mechanismus zum Öffnen der Panzertür, die zu einer luxuriösen Villa im Stadtviertel La Moraleja führte. Eine Granitmauer von beinahe drei Metern Höhe verbarg das Gebäude vor Blicken von außen. Wladimir hatte dem Pförtner über Funk mitgeteilt, daß sie ankamen, als sie nur noch einige hundert Meter entfernt waren.

Mehr als tausend Quadratmeter Wohnfläche verteilten sich über zwei Stockwerke und Keller der riesigen Villa, und das Grundstück, in deren Mitte sie lag, war über siebentausend Quadratmeter groß. Drinnen empfing Andrej sie mit überschwänglicher Freundlichkeit. Das Haus war im typischen Baustil der Sierra Madrileña gehalten: steiles, schwarzes Schieferdach, graue Wände, Türen und Fenster aus Granit. Es war deutlich zu sehen, daß beim Bau der Villa sowohl außen als auch innen an nichts gespart worden war. Das Gebäude war schlicht, aber elegant, und die riesigen Gärten, die es umgaben, sorgfältig gepflegt. Anders verhielt es sich mit der Innendekoration, wo der schlechte Geschmack vorherrschte, obwohl ganz offensichtlich mit vollen Händen Geld ausgegeben worden war und es teure Gegenstände in Hülle und Fülle gab. Die Villa ähnelte eher einem Basar als einem Wohnsitz.

Das Anwesen wurde scharf bewacht. Zu den äußeren Sicherheitsvorkehrungen wie der gepanzerten Tür und einer lückenlosen Kameraüberwachung kamen ein halbes Dutzend Männer, die sämtliche Zugangswege in die Villa sowie Haupt- und Dienstboteneingang kontrollierten.

Nach den Willkommensworten verlieh Andrej seiner Besorgnis über das erschöpfte Aussehen Michails und seiner attraktiven Begleiterin Ausdruck:

„Du siehst müde aus, Michail. Das kommt sicher vom Flug. Flugreisen sind immer strapaziös, wenn sie länger als zwei Stunden dauern, und wenn es darüber hinaus noch Komplikationen gibt, ist es noch schlimmer. Aber jede Erschöpfung läßt sich durch ein schönes Bad und ein gutes Essen lindern, nicht wahr, mein Freund? Ich nehme doch an, daß du etwas essen möchtest, bevor du dich eine Weile ausruhst. Ich hoffe, es wird dir schmecken. Wir haben für dich und Tatjana etwas ganz Besonderes vorbereitet, ihr werdet sicher begeistert sein. Ich habe

mich erinnert, daß du in Burgunder eingelegte Lammkoteletts liebst. Ich habe sie von einem außergewöhnlichen Koch zubereiten lassen und dazu Wein eines exzellenten Jahrgangs besorgt. Zum Nachtsch gibt es Gebäck aus Honig, Mandeln und Zimt... Ah! Und Kaffee—dick und schwarz.“

Michail hieß das, was sein Gastgeber ihm da ankündigte, mit knappen Worten gut—beim Sprechen zeigte er ein Gebiß, in dem die Hälfte der Zähne golden funkelte—und bekräftigte seine Zustimmung mit einem so heftigen Schlag auf Andrejs Rücken, daß es eher wie eine Geste der Mißbilligung und der Strafe wirkte denn wie ein freundschaftlicher Klaps.

„Ich sehe, Andrej, du hast dich um alles gekümmert. Um das Wichtige und auch um das weniger Wichtige. Ich bin etwas müde, denn nachdem ich zuerst in einem Sportflugzeug von Tiflis nach Moskau geflogen war, erwies sich der Flug ab Moskau als ungewöhnlich strapaziös. Nach deinem Anruf haben wir nur noch das Notwendigste geregelt, dann sind wir ohne weitere Verzögerung abgereist. Ich bin seit vielen Stunden auf den Beinen, ohne ein Auge zugemacht zu haben. Aber es ist all die Anstrengung wert, nicht wahr? Zuallererst möchte ich, daß du mir dieses wundervolle Buch zeigst. Danach essen wir, und anschließend wäre ich froh über ein Bad und ein Bett, einverstanden?“

Andrej, der mit Michail schon schwere Zeiten durchgestanden hatte, wußte nur zu gut, daß das *einverstanden?* nur eine Floskel war. Michail Garin duldete keine Diskussionen um seine Vorschläge. Sie waren eigentlich Befehle, die haargenau befolgt werden mußten. Wenn er gesagt hatte, daß er zuerst informiert werden, dann essen und dann baden und schlafen wolle, würde alles genau so geschehen und nicht anders.

„Wollen wir in mein Büro gehen? Da haben wir es bequemer,“ schlug Andrej vor und ließ ihm mit einer Handbewegung den Vortritt. Garin bedeutete Tatjana Grunowa, die nicht nur seine Sekretärin, sondern auch seine Geliebte war, daß sie ihn begleiten solle.

Die drei schlossen sich in Andrejs Büro ein. Garin redete nicht um den heißen Brei. Ohne seine gigantische Zigarre aus dem Mund zu nehmen, fragte er Andrej:

„Wo ist dieses Buch, von dem mir Tatjana solch unglaubliche Dinge erzählt hat?“

Als Andrej ihm sagte, daß er diese Frage im Augenblick nicht beantworten könne, weil da zunächst noch einige Einzelheiten zu klären seien, verwandelte sich der georgische Bär Michail Garin in eine rasende Furie. Sein primitiver, aufbrausender Charakter entlud sich in einer gewaltigen Explosion des Jähzorns, wann immer seine Pläne sich nicht exakt umsetzen ließen oder nicht zum Erfolg führten. Er war nach Spanien gekommen, wo er insgesamt mehr als 30 Millionen Euro in Immobiliengeschäfte und Luxusprostitution investiert hatte, weil Andrej, sein Vertrauensmann in diesem Land, ihm gesagt hatte, er habe ein Geschäft gemacht, das alle bisherigen wie bloße Kinderspiele aussehen ließ. Etwas, das alles Vorstellbare übertraf. Etwas so Außergewöhnliches, daß es wie eine Lüge schien. Eine Art Märchen aus 1001 Nacht—ein goldener Traum, nach dem sich die Menschheit seit unzähligen Generationen verzehrte. Es handelte sich um nicht mehr und nicht weniger als die Formel, mit der man Gold herstellen konnte—in beliebiger Menge und zu geradezu lächerlichen Kosten. Und nicht nur das, auch die Summe, die investiert werden mußte, um die Formel zu bekommen, war eine Bagatelle:

Andrej hatte ihm gesagt, er könne das Geschäft für etwa 600.000 Euro abschließen, vielleicht zuzüglich einiger Nebenkosten in Höhe von maximal zehn Prozent. Praktisch nichts für das, was er bekommen würde.

„Michail, die ganze Geschichte ist so außergewöhnlich, daß ich gut verstehen kann, wenn du mir nicht glaubst. Deshalb bitte ich dich—flehe ich dich an—daß du alles stehen und liegen läßt und nach Spanien kommst. Eine Gelegenheit wie diese gibt es nur einmal im Leben, was sage ich: einmal alle hundert Generationen,“ hatte er ihm mitten in der Nacht am Telefon erklärt.

Danach hatte er ihm ausgemalt, was dieses Geschäft für ihn bedeuten würde. Weder der Drogenhandel noch die Immobiliengeschäfte noch der Kauf von Energieressourcen noch die Prostitutionsringe noch der Mädchenhandel—nichts von all dem, was er bisher getan hatte, ließ sich mit dieser Sache vergleichen. So sehr hatte Andrej insistiert, daß Michail Garin sich schließlich einen Ruck gegeben hatte und mit seinen zweiundsechzig Jahren nach Madrid gereist war, um das Resultat dieses Geschäfts höchstselbst in Empfang zu nehmen.

„Michail,“ hatte er ihm gesagt, „dies ist ein historischer Anlaß. Du persönlich mußt dieses Geschäft vollenden.“

Dabei bedeutete das historische Moment dieser Angelegenheit einem Mann wie Garin herzlich wenig: einem Holzfäller aus dem Kaukasus, der als Kind die schrecklichen Zeiten der Nazi-Invasion seines Vaterlandes überlebt hatte. In den darauf folgenden, nicht weniger schrecklichen Jahren des Stalinismus hatte er seinen Lebensunterhalt als Holzfäller in den Wäldern Georgiens, seiner Heimat, seines einzigen und wahren Vaterlandes mehr schlecht als recht verdient. Seine natürliche Intelligenz ließ ihn schnell bemerken, daß mit der *Perestroika* völlig neue Zeiten anbrachen und daß in der neuen wirtschaftlichen Situation mit bestimmten Produkten außergewöhnlich gute Geschäfte zu machen sein würden. Ihm war ebenfalls klar, daß, so wie die Dinge lagen, diese Produkte heimlich ins Land kommen mußten—man mußte sie schmuggeln. Er kannte die verborgenen Pfade und schwer zugänglichen Orte seiner Heimat wie kein anderer; die vielen Jahre als Holzfäller hatten ihn hervorragend dafür qualifiziert, praktisch ohne Risiko mit Herden von Lasttieren—mit einem anderen Transportmittel war es unmöglich, in dieser Gegend voranzukommen—schwer erhältliche Produkte, nach denen eine hohe Nachfrage bestand, ins Land zu bringen. So begann sein *kommerzieller Wendepunkt*, wie Garin selbst ihn nannte. Erst waren es Lebensmittel in Dosen oder in Plastikverpackungen, dann heller, amerikanischer Tabak und Alkohol, später Haschisch und damit die Kontakte zu den größeren Fischen aus der komplexen Welt des Schwarzhandels. Aus den Haschischgeschäften entwickelte sich der Handel mit jeder Art von Drogen und Rauschgiften, und analog zu seinen Geschäften wuchs auch sein eigenes Vertriebsnetz. Das Geld floß in solchen Mengen, daß er Probleme hatte, es zu investieren und zu legalisieren. Sein Ring internationalisierte sich, als er es in einer ersten Expansionsphase in Ägypten, Tunesien und Italien *anlegte*. Danach wurde es notwendig, neue Operationsfelder zu erschließen, und er richtete seinen Blick auf Polen und die Tschechische Republik. Anfang der Neunziger schließlich erreichten seine *Investitionen* Spanien. Gewaschenes Geld steckte er in Aktienpakete sowie in Hotels und Touristikunternehmen; zweifelhaftere und daher schwieriger anzulegende Summen in Immobilien und in die Erdölindustrie seines eigenen Landes und Nordafrikas. Das Geld floß

weiter, wie ein unerschöpfliches Manna—sowohl aus den legalen Geschäften als auch aus den illegalen, vor allem aus dem Drogenhandel und den Pornografie- und Prostitutionsringen.

Obwohl er seinem muselmanischen Gewissen von einem Imam aus Strolaf relative Ruhe erkaufte hatte—mit beträchtlichen Spenden für die Moschee und die Geistlichen des Ortes sowie mit großzügigen Beiträgen zum *Dschihad*, den unterdrückte Brüder an verschiedenen Orten der Welt führten, und mit diversen Oboli für Zwecke, die der Glauben heiligte—fühlte er sich ganz und gar nicht ruhig. Erst vor kurzem hatte er seinen Sohn Michail und Tatjana über sein Vorhaben unterrichtet, bestimmte Teile seines Geschäfts, wie zum Beispiel den Drogenhandel, in Ländern muslimischen Glaubens aufzugeben, um nicht zum Verderben der Anhänger Mohammeds beizutragen. Dieses Verderben wollte er den Gottlosen im Westen vorbehalten. Ebenso ordnete er an, daß sich alles, was mit Pornografie und Prostitution zusammenhing, künftig nur noch außerhalb der Länder des wahren Glaubens abspielen sollte. Nur den Mädchenhandel würde er in muslimischen Ländern fortführen, um die Allah-Gläubigen und die Anhänger des Propheten mit erlesenen Harems zu beliefern.

Als Andrej ihm das Geschäft anbot, das ihn jetzt nach Madrid geführt hatte, dachte er, wenn alles so käme, wie Andrej es versprach, könne er auf diese Weise nicht nur die Verluste kompensieren, die diese geplante Verkleinerung seiner Geschäfte mit sich bringen würde, sondern sein Geschäft im Gegenteil noch wachsen lassen – bis an die äußersten Grenzen seiner Wünsche. Die Vorstellung, Gold herzustellen, erschien ihm jedoch so unreal und fantastisch, daß nur die Bonität eines Mannes wie Andrej ihn dazu gebracht hatte, die gewünschte Reise tatsächlich anzutreten, statt den Überbringer dieses wahnwitzigen Vorschlags als Wahnsinnigen und als Betrüger abzutun. Und jetzt sagte der ihm, es gäbe noch ein paar Einzelheiten zu klären.

Die Auswirkungen seiner cholerischen Wut waren dem Zimmer, in dem Garin, Tatjana Grunowa und Andrej sich befanden, deutlich anzusehen. Überall lagen Gegenstände auf dem Fußboden, die meisten davon zerbrochen, wie im Falle des Porzellans und der Glasschalen. Die Gardinen waren an einer Seite heruntergerissen und die Vorhangstange hing schief. Eine Fensterscheibe war kaputt, wenn auch nur gesplittert, da es sich um Sicherheitsglas handelte. Die Glasplatte eines Beistelltischchens war nur noch ein Scherbenhaufen, und auch eines der Tischbeine hatte er zerbrochen. Sämtliche Sessel waren umgekippt, ein Bild lag auf dem Boden, und ein anderes hing nur noch an einem Nagel. Es sah aus, als habe ein Wirbelsturm das Zimmer verwüstet. Und im Grunde war auch genau das geschehen, als der Georgier erfahren hatte, daß das Geschäft, das ihn in den Besitz des *Buchs des Juden Abraham* bringen sollte, nicht unter Dach und Fach war. Seine Wut steigerte sich noch, als er erfuhr, daß bisher alle Pläne, das Buch doch noch zu bekommen, gescheitert waren—und daß das scheinbar einfache, unkomplizierte Vorhaben, das Andrej ihm als eine Art Huldigung hatte darbringen wollen, katastrophal gescheitert war.

Nachdem Andrej mit Michail telefoniert hatte und ihm nicht nur seine Zustimmung zu der geplanten Transaktion abgerungen hatte, sondern auch das Versprechen, sofort nach Spanien kommen, um das Buch, von dem er ihm solch wunder-

same Dinge erzählt hatte, selbst in Empfang zu nehmen, war er selbst losgegangen, um es zu kaufen. Und hier hatten die Probleme begonnen.

In Begleitung von Gorka Uribe ging er in die Buchhandlung, um das wertvolle Stück zu erwerben. Es war kurz nach 20:00 Uhr, und eine Hand voll anderer Kunden stöberte in den Regalen des Antiquariats nach interessanten Büchern, so daß Andrej den Buchhändler fragte, ob sie irgendwo unter sechs Augen sprechen könnten. Sie gingen in ein Hinterzimmer, und dort erklärte er Ruiz den Grund seines Besuchs. In einem Aktenkoffer trug er 360.000 Euro bei sich, die eine Hälfte in Euro und die zweite Hälfte in anderen harten Währungen: zu gleichen Teilen amerikanische Dollar, Schweizer Franken und Pfund Sterling. Das war der Preis, den er für das *Buch des Juden Abraham* zu zahlen bereit war und den er ihm sofort anbot. Doch der Antiquar lehnte ab. Mit einem kategorischen Nein, weil das Buch bereits verkauft sei und es eine feste Verkaufsvereinbarung gäbe. Das Manuskript, für das er sich interessierte, so erklärte er Andrej, würde seinen neuen Besitzern am Morgen des folgenden Tages ausgehändigt.

Auch die stetigen Überredungsversuche Urbes, der besonderes Interesse daran hatte, daß der Verkauf zu Stande kam, halfen nicht. „Gorka, es tut mir Leid, aber es geht nicht,“ sagte er ihm. „Beim nächsten Mal. Bestehe nicht darauf, es ist nicht möglich. Wenn ich könnte, würde ich dir gerne entgegenkommen. Aber nein. Es ist nicht möglich.“

„Auf mein wiederholtes Drängen,“ erzählte Andrej Garin, „antwortete er wieder und wieder das Gleiche. Ich schwöre dir, Michail, in diesem Augenblick hätte ich ihn am liebsten mit bloßen Händen stranguliert!“

„Es tut mir sehr Leid, Señor,“ sagte er zu mir, „aber man ist Ihnen zugekommen. So ist das Leben, bedauerte dieser kleine alte, fast greisenhafte Buchhändler es, mir nicht helfen zu können.“

Andrej beschloß, sein Angebot auf 600.000 Euro zu erhöhen. Die 360.000, die er bei sich trug, plus einen Scheck über den verbleibenden Betrag, den Ruiz am nächsten Tag, sobald die Banken öffneten, einlösen konnte. Als Garantie bot er an, daß Ruiz ihm das Buch erst aushändigen sollte, wenn der Scheck eingelöst war. Doch auch dieses Angebot prallte am Widerstand des Buchhändlers ab. Andrej glaubte, einen besonders zähen Verhandlungspartner und gerissenen Geschäftsmann vor sich zu haben, und beschloß, das Geschäft kurzerhand abzuschließen. Unter den gleichen Bedingungen, sprich, daß ihm das Buch nicht ausgehändigt würde, bis der Antiquar die Summe nicht in Händen hielt, stellte er einen Scheck aus, unterschrieb ihn, setzte jedoch keine Summe ein: Der Buchhändler konnte sie selbst aussuchen. Was für ein Kunstgriff—niemand würde mit einem solchen Angebot mithalten können. Doch zu seiner völligen Verblüffung schob der arme Irre das Vermögen, das er ihm in den Schoß gelegt hatte, von sich: „Es tut mir sehr Leid, Señor, es ist keine Frage des Geldes,“ sagte er.

Angesichts dieser Reaktion begriff Andrej, daß finanzielle Verhandlungen unmöglich waren. Wenn er das Buch wollte, mußte er es sich auf andere Weise verschaffen, und dabei durfte er keine Zeit verlieren, denn am nächsten Tag würde es dem Käufer ausgehändigt. Er mußte etwas unternehmen, und zwar schnell.

Trotz seiner Enttäuschung verabschiedete er sich ausgesprochen höflich—so höflich, daß der Buchhändler den großen Fehler beging, der Andrej den Schlüssel zu seiner späteren Tat lieferte. Mit dem Instinkt eines Geschäftsmannes dachte

Ruiz, daß ein Mann, der solche Angebote unterbreiten konnte, ein einträglicher Kunde wäre. Also überreichte er ihm seine Karte, auf der sowohl die Adresse der Buchhandlung als auch die seiner Privatwohnung stand.

Zu einer geeigneteren Uhrzeit wollte Andrej dem unflexiblen Buchhändler einen Besuch abstatten. Sicher würde er dann seine Meinung ändern.

Kaum zwei Stunden, nachdem er die Buchhandlung verlassen hatte, stand Andrej vor dem Haus, in dem Manuel Ruiz wohnte. Gorka Uribe war mit ihm gekommen—und es hatte Andrej einiges gekostet, ihn dazu zu bringen. Er mußte ihn an seine 192.000 Euro Schulden erinnern und an die vielen Gefallen, die er ihm aus anderen Geschäften schuldete, bei denen er ihn bevorzugt behandelt hatte. Er mußte versprechen, ihm seine Schulden zu erlassen, wenn die Operation erfolgreich verlief. Der Gastwirt hatte wohl eine Vorahnung gehabt, als er sich geweigert hatte, ihn in die Wohnung des Buchhändlers zu begleiten. Doch schließlich hatte er sich entschlossen zu kooperieren, und sie machten sich gemeinsam auf den Weg zu Ruiz nach Hause.

Sie wußten, daß der alte Mann in seiner Wohnung war, weil sie sich des simplen Tricks bedient hatten, von einer nahe gelegenen Telefonzelle aus anzurufen. Als der Buchhändler abhob, fragten sie nach Genoveva. Natürlich wohnte dort niemand dieses Namens, woraufhin der anonyme Anrufer eine Nummer nannte, die der des Buchhändlers ähnelte, um seinen Fehler zu erklären. Der Anrufer entschuldigte sich für die Störung und legte auf. Jetzt brauchten sie nur noch vor dem Haus zu warten, bis jemand herauskam und sie hineinschlüpfen konnten. Sie wollten nicht klingeln, um dem Buchhändler keine Zeit zu geben, zu reagieren—nicht einmal die wenigen Augenblicke, die sie brauchten, um von der Haustür zu seiner Wohnung zu laufen. Oben angekommen klingelten sie, und als Ruiz durch die Tür fragte, wer da sei, stellte er fest, daß sein Freund Gorka Uribe davor stand. Arglos öffnete er ihm und war unangenehm überrascht festzustellen, daß Gorka in Begleitung des Kunden gekommen war, den er zwei Stunden zuvor abgewiesen hatte. Ruiz bat sie in sein Esszimmer, wo ein langes Gespräch stattfand, das den Buchhändler doch noch zum Verkauf des Buchs bewegen sollte. Sie brachten die unterschiedlichsten Argumente vor—ohne Erfolg. So ging es mehr als zwei Stunden, dann wandelte sich die Lage. Der fremde Mann—sein Name war Andrej—holte eine Pistole hervor und richtete sie auf den Buchhändler. Gorka Uribe versuchte ihn dazu zu bewegen, weiter mit Worten zu verhandeln, doch Andrej gewährte ihm keine weitere Chance. Er befahl dem Buchhändler, sich still zu verhalten, und führte ihn, widerwillig unterstützt von Uribe, bei vorgehaltener Waffe ins Schlafzimmer. Dort legten sie ihn auf das Bett und fesselten ihn. Der völlig entsetzte Ruiz konnte gar nicht glauben, was ihm geschah, und weigerte sich trotz der inständigen Bitten Uribes, die Frage zu beantworten, die Andrej ihm wieder und wieder stellte: „Wo haben Sie das Buch?“ Er knebelte ihn, damit er nicht schreien konnte, und dann verbrachten sie weitere zwei Stunden damit, jeden Winkel der Wohnung zu durchsuchen. Sie stellten alles auf den Kopf, doch ohne Erfolg. Das Buch war nicht dort. Jetzt mußten sie ihn zwingen zu sprechen. Dieser Dummkopf widerstand viel länger als erwartet; er ertrug die Schnitte in die Ohren und die Verbrennungen an Armen und Brustwarzen, während der Knebel seine Schreie erstickte. Von Zeit zu Zeit nahm Andrej den Knebel heraus, drohte, daß er ihn ermorden würde, wenn Ruiz schrie, und fragte ihn von neuem, ob er

verdammst noch mal jetzt endlich sagen würde, wo das Buch war. Schließlich hielt Ruiz es nicht länger aus und verriet seinem Peiniger, was er wissen wollte: „Es ist im Antiquariat, in der mittleren Schublade des Schreibtischs. Der Schlüssel steckt,“ sagte er mit so kraftloser Stimme, daß sie kaum noch zu hören war; ihm standen Tränen in den Augen. Andrej drückte ihm den Knebel wieder in den Mund, steckte den Schalldämpfer auf seine Pistole und feuerte einen einzigen Schuß in sein Herz. Gorka Uribe stammelte nur mit verzerrtem Gesicht: „Warum, du Irrer, warum?“

Sie verließen das Haus in aller Eile. Die Uhr zeigte exakt 5:15 Uhr. Noch war stockfinstere Nacht, und kein Mensch begegnete ihnen auf der Straße. Sie gingen schweigend zur Puerta del Sol und die Calle de Carretas hinunter, dann folgten sie der Calle Arenal, um anschließend rechts auf die Plaza de las Descalzas abzubiegen. Obwohl die Puerta del Sol zu dieser frühen Stunde schon recht belebt war, begegneten sie nur wenigen Leuten. Als sie vor der Buchhandlung ankamen, war die Plaza menschenleer.

„Verdammt noch mal! Ist es denn die Möglichkeit? Wir haben die Schlüssel nicht mitgenommen? Immer diese Eile, diese verdammte Eile!“ fluchte Andrej leise. Uribe löste das Problem, indem er aus seinem Restaurant einen Werkzeugkasten holte, den er für kleine Reparaturen und Gelegenheitsarbeiten dort aufbewahrte. Sie nahmen Schraubenzieher, einen Engländer und eine Taschenlampe mit, um mit Hilfe dieser Werkzeuge das Schloß der Buchhandlung abzuschrauben und auseinander zu nehmen. Die ganze Prozedur kostete sie etwa zehn Minuten. Das Glück war auf ihrer Seite, denn niemand sah sie während dieser Zeit. Zwar fuhren ein paar Autos an ihnen vorbei, doch sie arbeiteten im Schatten, verborgen vor Blicken. Erst als sie fast fertig waren, kamen ein paar Männer von der Stadtreinigung, um die Mülleimer zu leeren, so daß sie ihre Arbeit kurz unterbrechen und unbeteiligt tun mußten. Die Männer schöpften keinen Verdacht, sie konzentrierten sich nur auf ihre Arbeit und auf den Gedanken, so schnell wie möglich fertig zu werden.

Doch im Inneren des Antiquariats wartete eine herbe Enttäuschung auf sie: Zwar steckte in der mittleren Schreibtischschublade des Raums, den der Antiquar als sein Büro bezeichnet hatte, tatsächlich der Schlüssel, doch das Buch war nicht dort. Die Schublade war leer. Die Tür, die vom Büro auf den kleinen Hof führte, stand offen. Falls der Buchhändler sie nicht angelogen hatte, bevor er starb, war ihnen jemand zuvorgekommen, der entweder einen Schlüssel hatte, was wenig wahrscheinlich war, oder über den Hof eingedrungen war. Dieser grenzte an einen weiteren Hinterhof, der zu ein paar alten Häusern gehörte, die gerade saniert wurden. Eine Mauer von knapp drei Metern Höhe trennte die beiden Höfe. Es war unglaublich! Wer stahl denn Bücher—noch dazu antiquarische Bücher—in einem Land, in dem die Hälfte der Bevölkerung in ihrem ganzen Leben kein einziges Buch las? Es mußte ein Kinderspiel gewesen sein, sich das Buch auf diesem Weg anzueignen. Wer auch immer das getan hatte, hatte nicht nur von der Existenz des Buchs gewußt, sondern auch den Platz gekannt, an dem es aufbewahrt wurde—in der Buchhandlung war nichts durchsucht worden, es herrschte nur die für Geschäfte dieser Art übliche Unordnung. Und offensichtlich hatten die Eindringlinge auch die räumlichen Gegebenheiten des Ladens gekannt.

Die einzige andere Möglichkeit war, daß der Buchhändler ihnen nicht die Wahrheit gesagt hatte. Vielleicht war ihm in den Stunden seiner Tortur klar geworden, daß seine Peiniger ihn ohnehin nicht am Leben lassen konnten—schließlich kannte er Uribe. Vielleicht hatte der alte Mann sich auf diese Weise gerächt.

Wie dem auch sei, Tatsache war, daß die Operation gescheitert war. Er hatte das Buch nicht bekommen, und Michail Garin, den er dazu gebracht hatte, nach Spanien zu kommen, um ihm die Krönung seiner Arbeit darzubringen, schäumte vor Wut. Andrej befürchtete das Schlimmste, denn er kannte die Methoden seines Chefs nur allzu gut. Der Wutausbruch, dem das Wohnzimmer der Villa zum Opfer gefallen war, war nichts weiter als ein Anfang.

„Andrej, deine Erklärungen nützen mir nichts! Du hast mich umsonst nach Spanien kommen lassen! Allerdings—wenn ich es recht bedenke, ganz umsonst bin ich doch nicht gekommen: Um mich lächerlich zu machen! Die Formel zur Herstellung von Gold! Ein Buch, mit dessen Hilfe man Metall in Gold verwandeln kann! Wo ist der Schwachkopf, der dir diese Geschichte aufgeschwätzt hat? Sag mir, wo er ist!“

Andrejs Stimme war so dünn, daß sie kaum zu hören war:

„Er wurde heute morgen ermordet aufgefunden. Seine Leiche lag auf der Straße. Man hat ihm das Genick gebrochen.“

„Woher weißt du, daß er ermordet wurde?“ fragte Michail mit spürbarem Interesse.

„Erstens kam es in den Radionachrichten, und zweitens haben wir versucht, ihn zu finden, schließlich war er unsere einzige Verbindung zu dem Buch. Offenbar verließ er sein Restaurant vergangene Nacht in Begleitung zweier Männer, die sich als italienische Verleger vorstellten. Danach hat man nie wieder von ihnen gehört. Die Polizei ermittelt in diesem Mordfall, der offenbar mit dem Buch in Zusammenhang steht.“

„Dann haben wir also nicht nur das Buch nicht, sondern darüber hinaus ist uns auch noch die Polizei auf den Fersen.“ Michails Atem beschleunigte sich immer mehr. Es kostete ihn seine ganze Kraft, seine Wut zu unterdrücken. Wer ihn kannte, wußte, daß sein Jähzorn jeden Augenblick wieder ausbrechen konnte—mit unabsehbaren Folgen. Jetzt schaltete sich zum ersten Mal Tatjana Grunowa ein, die bis zu diesem Moment klug Schweigen bewahrt hatte. Einerseits wollte sie das wilde Raubtier von einem Mann beruhigen, mit dem sie das Bett teilte, und andererseits wollte sie erfahren, ob es sich lohnte, in Spanien zu bleiben, oder ob es das Beste wäre, das Land rasch wieder zu verlassen, bevor sie Probleme mit der spanischen Polizei bekämen, die den Mord an dem Buchhändler untersuchte. Falls Letzteres der Fall war, das wußte sie besser als jeder andere, war das Leben von Andrej keinen Pfifferling mehr wert. Garin gestattete keine solchen Fehler, und Andrej hatte viel riskiert, indem er die Situation bis an die Grenzen ausgereizt hatte. Alle in der Organisation wussten, wie schwierig es war, den Bären aus seiner Höhle zu locken. Er verließ seine Heimat nur in seltenen Ausnahmefällen. Trotz der Wendung, die sein Leben genommen hatte, blieb er doch im Grunde seines Herzens ein kaukasischer Holzfäller, der an seiner Heimat ebenso sehr hing wie an seinen simplen Gewohnheiten. Er genoß es wie ein kleiner Junge, mit den Leuten aus seinem Heimatdorf zu essen und zu trinken, sich mit ihnen an einem knisternden Feuer die Zeit zu vertreiben, alte Lieder zu singen und sich an die Le-

genden und Volksmärchen zu erinnern, die seit zahllosen Generationen von Vätern zu Söhnen weitergereicht wurden. Oder hinauszuziehen, um in den steilen Bergen und tiefen Tälern, in denen er sein ganzes Leben verbracht hatte und die er wie seine Westentasche kannte, auf die Jagd zu gehen. Die Reichtümer, über die er verfügte, und der riesige Machtapparat, den er von diesem abgelegenen Winkel der Erde aus kontrollierte, hatten ihn nie dazu gebracht, seine alten Gewohnheiten abzulegen. Viele seiner Geschäftspartner, die nach Strolaf reisen mußten, um ihn zu treffen, konnten sich, nachdem sie seinen Lebensstil kennen gelernt hatten, nicht erklären, wie dieser Mann zu dem geworden war, was er war, und warum er so viel Geld verdienen wollte, wenn er es doch zu kaum etwas nutzte. Sie wußten nicht, daß Michail die Macht nur um der Macht willen wollte, und nicht wegen dem, was er mit ihr erreichen konnte. Er liebte es, im Mittelpunkt zu stehen, die Achse der Welt zu sein—seiner Welt—daran hatte niemand in seiner Umgebung auch nur den geringsten Zweifel. Seine Welt zu verlassen, bedeutete für ihn ein echtes Opfer.

Aus diesem Grund mußte Andrej, einer seiner engsten Vertrauten, der diesen höchst erstaunlichen, primitiven Mann mit am besten kannte, fest überzeugt gewesen sein, ein wirklich außergewöhnliches Geschäft in den Händen zu halten. So außergewöhnlich, daß es einen hohen Einsatz rechtfertigte. Er mußte sich seines Erfolges sicher gewesen sein, sonst hätte er es niemals gewagt, Garin aus seinem Schlupfwinkel zu locken, schließlich wußte er genau, daß Garins Einfachheit auch wilde, primitive Gewalttätigkeit umfaßte, wenn etwas schief ging.

Tatjana Grunowa, die durch Andrej in die Organisation gekommen war—mit ihm hatte sie das Bett geteilt, bevor sie unter die Laken des Bären geschlüpft war—wußte, daß das Leben ihres Exliebhabers jetzt in Gefahr schwebte. Andrej war ein Vertrauensmann Garins, und genau aus diesem Grund wog sein Versagen noch schwerer. In der Organisation war niemand unentbehrlich, mit Ausnahme von Garin selbst.

„Andrej,“ begann Tatjana, und Michail warf ihr einen finsternen Blick zu, „am Telefon sagtest du mir, das Geschäft sei ganz einfach durchzuführen, aber von so außerordentlicher Bedeutung, daß es Michails Anwesenheit in Spanien erfordere, richtig?“

„So ist es, aber...“

„Unterbrich mich bitte nicht,“ sagte Tatjana mit harter, schneidender Stimme. „Doch offenbar liegen die Dinge nicht ganz so, wie du es mir erzählt hast. In diesem Augenblick befindet sich der fragliche Gegenstand—das Buch, von dem du uns solche wundersamen Dinge erzählt hast—außerhalb unserer Reichweite, und die Polizei ist den Mördern des Buchhändlers auf der Spur, sprich, auf unserer Spur. In dieser Situation sind zwei Fragen von besonderer Bedeutung.“

„Welche Fragen?“ fragte Andrej flehentlich und blickte sie demütig an.

„Bevor du uns antwortest,“ Tatjana sprach bewusst im Plural, und zum ersten Mal seit Andrejs Hiobsbotschaft konnte sie beobachten, wie Michails hastiger Atem sich erwartungsvoll verlangsamte, „solltest du über deine Antworten gut nachdenken. Erstens: Besteht die Möglichkeit, daß wir innerhalb kurzer Zeit, sagen wir in den nächsten zwei oder maximal drei Tagen, dieses wundersame Buch bekommen, so daß es sich lohnt, unseren Aufenthalt in Spanien zu verlängern?“

Und zweitens: Besteht die Chance, und ich betone, auch nur die allerentfernteste Chance, daß die spanische Polizei bei ihren Ermittlungen bis zu uns gelangt?“

Andrejs flehendes Gesicht nahm nun den Ausdruck eines Mannes an, der sich fürchtet, die falsche Antwort zu geben. Er hatte panische Angst vor Michails Zorn, und sein Verstand arbeitete frenetisch. Es dauerte eine Weile, bis er antwortete, denn schließlich hatte Tatjana ihm gesagt, er solle gründlich über seine Antwort nachdenken. Ihm war nur allzu klar, daß es nur eine einzige Antwort geben konnte, wenn er am Leben bleiben wollte.

„Ich glaube, wir haben eine Chance, das Buch zu bekommen, denn es kann nur an einem einzigen Ort sein, und dort werden wir hingehen. Es wird nicht so einfach sein, es zu bekommen, wie ich anfangs dachte, aber dafür wird es billiger.“

„Wo befindet sich das Buch jetzt, Andrej? Denn wenn du weißt, wo es ist, und wir es nicht haben...“ Garins Worte klangen finster und bedrohlich.

„Michail, bitte erlaube mir, deine Frage nicht zu beantworten. Mein Schweigen hängt mit Tatjanas zweiter Frage zusammen, was die Ermittlungen der Polizei betrifft.“

„Und: Können sie uns auf die Spur kommen oder nicht?“ fragte die Frau eindringlich.

„Spielt das denn eine Rolle?“

„Allerdings, Andrej. Das spielt sehr wohl eine Rolle,“ beharrte Tatjana.

„Na gut: Es ist unmöglich, sie werden nicht auf unsere Spur stoßen.“

„Gut, in diesem Fall hast du drei Tage.“ Mit diesen Worten machte Michail Garin Tatjana Grunowas Initiative zu seiner eigenen. Es gab nichts weiter zu besprechen.

Garin stand auf und setzte sich dicht neben Tatjana auf das Sofa. Mit einer Hand umfaßte er ihre Taille, mit der anderen wühlte er in ihrer Bluse, deren oberste Knöpfe offen standen, während er gleichzeitig erregt in die sinnlichen Lippen der Frau biß. Andrej verließ diskret das Zimmer, gefolgt von Garins Leibwächter, der ebenfalls dabei gewesen war, beim Wutausbruch seines Chefs und der anschließende Zähmung des Bären, den scheinbar nur diese Frau kontrollieren konnte.

Kapitel 20

Aaron Mayer und Salomón ben David wußten jetzt etwas genauer, was dem Antiquar von der Plaza de las Descalzas zugestoßen war, aber sie waren nach wie vor weit davon entfernt zu wissen, wo sich das Buch befand.

Nachdem sie Gorka Uribes Vorschlag, die Oben-ohne-Bar in der Calle Españoleto zu besuchen, angenommen hatten, verließen sie LA MARMITA BILBAÍNA gemeinsam mit ihm. Dieses Vorhaben paßte perfekt in ihren Plan—sie wollten den Restaurantbesitzer zwingen, ihnen alles zu sagen, was er über den Verbleib des *Buchs des Juden Abraham* wußte. Statt in der Calle Españoleto endete ihr Weg also in der abgelegenen, meist menschenleeren Straße, in der die Mossad-Agenten ihren Mietwagen geparkt hatten. Sie zwangen den überraschten Uribe einzusteigen und fuhren mit ihm zu einer einsamen Wiese im Stadtpark Casa de Campo,

die sie zuvor nach genauem Studium des Stadtplans von Madrid ausgewählt hatten. Dort verriet ihnen Gorka Uribe alles, was er wußte. Er erzählte ihnen, daß er bereits vor geraumer Zeit Kontakt zu einer Gruppe von Geldverleihern, deren Chef Andrej hieß, aufgenommen hatte, weil sein Geschäft in ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten steckte. Sie gehörten zu einer russischen Organisation, die sowohl in der spanischen Hauptstadt als auch an der Costa del Sol tätig war. Obwohl ihm bewußt war, daß es sich um gefährliche Halsabschneider handelte, war er verzweifelt genug, sie um ein Darlehen zu bitten—in der Hoffnung, sowohl seine Schulden als auch die hohen Zinsen bald zurückzahlen zu können. Doch das Darlehen löste seine Probleme nicht nur nicht, es verschlimmerte sie noch. Seine Situation wurde immer prekärer, und er immer abhängiger von den russischen Mafiosi. Seine Situation spitzte sich derart zu, daß er sein Restaurant verlieren würde, falls nicht etwas ganz Ungewöhnliches geschähe. So lagen die Dinge, als er—dank seines guten nachbarschaftlichen Verhältnisses und seines Interesses an gastronomischen Büchern—erfuhr, daß Manuel Ruiz, sein Nachbar und Inhaber der Buchhandlung ANTIQUITAS, in den Besitz eines wertvollen Buchs gekommen war. Zunächst schien die Sache keine größere Bedeutung zu haben, als daß Ruiz ein teures, seltenes Exemplar bekommen hatte, was nicht alle Tage geschah. Doch kurz darauf erklärte Ruiz ihm, er habe erfahren, daß dieses Buch offenbar außergewöhnliches Wissen barg: Mit seiner Hilfe könne man Gold herstellen. Er erwähnte in diesem Zusammenhang einen Nicolás Flamel und hielt ihm eine lange Rede über das Verfahren, das zwar nicht einfach umzusetzen war, mit dem man jedoch, wenn es gelang, einen uralten Traum wahr werden lassen konnte. Eigentlich, sagte Uribe, habe er all das nicht sonderlich ernst genommen, er habe Ruiz' Schwärmereien für die Hirngespinnste eines alten, schon etwas wirr werdenden Mannes gehalten. Abends habe er sich mit Andrej getroffen, und dieser habe ihn unerbittlich bedroht, falls er seine Schulden nicht zurückzahlen konnte. Uribe habe ihn um einen letzten Aufschub angefleht und wie nebenbei, um die furchterregende Stimmung mit einer spaßigen Bemerkung aufzulockern, zu Andrej gesagt, ihm könne jetzt nur noch die Formel zur Herstellung von Gold aus dem Buch eines Freundes helfen, seine Schulden zu begleichen. Er sei höchst überrascht gewesen, erzählte er den beiden Mossad-Agenten, als seine beiläufigen Worte bei Andrej enormes Interesse weckten und dieser ihn aufforderte, ihm alles zu sagen, was er über das Buch wußte.

„Ich war völlig verblüfft, denn eigentlich wußte ich ja so gut wie nichts. Doch was ich wußte, schien ihn zu interessieren,“ erklärte der baskische Koch. „Offenbar paßte meine Aussage genau zu einer Information, die er auf anderem Wege über dieses Thema erhalten hatte.“

Der Mafioso hatte wohl am selben Tag erfahren, daß die Amerikaner ebenfalls an dem rätselhaften Buch interessiert waren. Von diesem Moment an wandelte sich Uribes heikle Situation, denn Andrej wollte das Buch sehen und, wenn möglich, kaufen. Uribe bot an, den Mittler zu spielen und ihm den Buchhändler vorzustellen. Er hoffte, damit im Gegenzug das Problem mit seinen Schulden zu lösen, obwohl er dem russischen Mafiosi in dieser Hinsicht lediglich ein vages Versprechen entlocken konnte. Auf jeden Fall hing die Sache vom Erfolg des Geschäfts ab.

Anschließend erzählte Uribe den Mossad-Agenten, wie er Andrej am darauf folgenden Abend in das Antiquariat begleitet hatte, um dem Buchhändler ein Kaufangebot zu machen. Der Russe hatte vor, einen so hohen Preis zu bieten, daß niemand, der halbwegs bei Verstand war, ablehnen würde. Doch zu seiner großen Überraschung war genau das der Fall. Aus irgendeinem unbekanntem Grund war dem Buchhändler das Verkaufsversprechen, das er bereits abgegeben hatte, mehr wert als jedes ihrer Angebote. Am Ende lehnte er sogar einen Blankoscheck ab, in den er jede beliebige Summe hätte einsetzen können!

Die Mossad-Agenten übten so großen Druck auf Uribe aus, daß er sich gezwungen sah zu offenbaren, wie er nach dem gescheiterten Kaufversuch mit Andrej in die Wohnung des Buchhändlers gehen mußte, um ihm ein weiteres Kaufangebot zu unterbreiten, das Ruiz ebenfalls ablehnte. Dann hatte der Russe begonnen, Ruiz zu foltern, damit er sagte, wo er das Buch aufbewahrte—die Durchsuchung der Wohnung war erfolglos gewesen. Schließlich verriet der Unglückliche, daß das Buch in seinem Geschäft war, in der Schublade seines Schreibtischs. Nach diesem Geständnis erschoss Andrej ihn.

Auf die Frage der zwei Agenten im Dienste des israelischen Geheimdienstes, wo das Buch sich jetzt befand, erklärte Uribe, daß es nicht in der Schreibtischschublade gewesen sei, die ihnen der Buchhändler vor seinem Tod genannt hatte. Er wußte nicht zu sagen, ob Ruiz sie angelogen hatte oder ob er das Buch tatsächlich dort hineingelegt hatte. Uribe persönlich war der Ansicht, daß der Antiquar die Wahrheit gesagt hatte, ihnen aber jemand zugekommen war—obwohl sie von der Wohnung des Toten direkt in die Buchhandlung gegangen waren.

Mehr Informationen gab es nicht.

In diesem Augenblick packte Salomón ben David Uribe mit der Schnelligkeit und Präzision eines Profis und brach ihm das Genick. Der Restaurantbesitzer war sofort tot, und die Israelis gingen davon.

„Salomón, dieser Fall ist wesentlich komplizierter, als die in Tel Aviv dachten.“

Salomón stimmte seinem Vorgesetzten mit einem Kopfnicken zu, schwieg aber. Aaron versuchte, ihre Situation anhand der neuen Informationen zu rekapitulieren.

„Wenn Uribe die Wahrheit gesagt hat, ist eine russische Mafiagruppe, deren Chef in Spanien Andrej heißt, ebenfalls hinter dem Buch her. Diese Leute haben den Buchhändler getötet, das Buch jedoch nicht bekommen. Laut Uribe sind auch die Amerikaner an der Sache dran. Also müssen wir davon ausgehen, daß sie das Buch haben—die Russen haben es ja offenbar nicht bekommen. Wir wissen auch, daß die Russen jemanden in den amerikanischen Geheimdienst infiltriert haben, sonst hätten sie diese Information nicht bekommen... Und nun zu unserer eigenen Situation. Wir mußten den Koch beseitigen—nach dem, was er uns erzählt hat, konnten wir ihn nicht am Leben lassen. Aber mittlerweile dürfte die Polizei uns schon auf der Spur sein, da wir von so vielen Leuten gesehen wurden. Im Restaurant hat man ihnen wahrscheinlich eine genaue Personenbeschreibung gegeben...“ Er schwieg eine Weile, um die Stille dann selbst wieder zu unterbrechen: „Fällt dir etwas ein?“

Salomón ben David nahm sich Zeit—seinem Blick nach zu urteilen, um intensiv nachzudenken:

„Ich glaube, wir müssen noch einmal Kontakt zu „Samuel“ aufnehmen und ein dringendes Treffen mit... mit...“—er zögerte, welches Wort er benutzen wollte, dann entschied er sich—„ihr einberufen. Wir erklären ihr die Situation und bitten sie um ihre Meinung—sowohl über die generelle Lage als auch über unsere eigene Sicherheit... Ich nehme an, die spanische Polizei hat mittlerweile die Passagierlisten der Alitalia- und Iberia-Flüge aus Italien mit den Informationen, die sie im Restaurant bekommen hat, verglichen.“

„Wo ist bloß dieses verdammte Buch?“ Kommandant Aaron Mayer schlug mit der Faust so fest auf den Tisch, daß die zwei Aschenbecher, die auf ihm standen, hochschnellten und die Zigarettenkippen durchschüttelten.

Als Alan Ringrose erfuhr, daß man Gorka Uribe im Park Casa de Campo ermordet aufgefunden hatte, versuchte er die zutiefst verworrene Situation gemeinsam mit Lee und Halifax aufzudröseln. Er wollte alle Einzelheiten dieses Falls, der ihm—wenn er es auch nicht zugeben mochte—endgültig aus den Händen zu gleiten drohte, genau analysieren. Man würde Lee und Halifax in Washington das Fell über die Ohren ziehen, und niemand wußte genau, wie hochrangig die Verantwortlichen in diesem Fall waren. Schließlich drohten Konsequenzen von unabwägbaren Ausmaßen, falls das Buch in die falschen Hände fallen würde. Vielleicht, dachte Ringrose, hatten sie der Angelegenheit nicht genügend Bedeutung beigemessen, ihr Vorgehen nicht ausreichend geplant. Sie hatten versucht, die Sache auf möglichst einfache Weise zu lösen, sie vollkommen unbemerkt vorstatten gehen zu lassen, doch dann hatten sie plötzlich vor einem Haufen Komplikationen gestanden. Es hatte sich herausgestellt, daß Geld—wenn auch in unbegrenzter Menge, wie Washington deutlich gemacht hatte—nicht ausreichte. Sie brauchten einen neuen Plan und eine größere Infrastruktur, um den Auftrag zu erfüllen.

„Wir haben nur sehr wenige gesicherte Erkenntnisse. Da wären zwei Morde—der an dem Buchhändler und der am Inhaber eines benachbarten Restaurants—die allem Anschein nach mit dem *Buch des Juden Abraham* in Zusammenhang stehen. Der Gastwirt verließ sein Lokal unmittelbar vor seinem Tod mit zwei Männern, die sich ihm als Verleger aus Mailand vorgestellt hatten. Die beiden wußten von der Existenz des Buchs, und Uribe erzählte ihnen, daß das begehrte Exemplar per Zufall in die Hände des ermordeten Buchhändlers gelangt war. Da wir für diese Morde nicht verantwortlich sind, können wir schließen, daß es noch weitere Interessenten gibt. Das bedeutet, unser ursprünglicher Plan, das Werk zu kaufen—zu welchem Preis auch immer—ist nicht mehr umsetzbar, denn jetzt gibt es allem Anschein nach mehr als einen Bieter. Darüber hinaus haben die übrigen Interessenten ebenfalls einen anderen Weg eingeschlagen. Also: Wie viele andere sind neben uns wohl daran interessiert, das Buch zu bekommen, das so viele Jahrhunderte lang als verschollen galt?“

„Warum fragen Sie das?“ wollte Lee wissen. „Glauben Sie, es gibt neben den Mördern des Buchhändlers und des Restaurantbesitzers noch weitere Personen, die an dem Buch interessiert sind?“

Ringrose antwortete mit einer Gegenfrage:

„Und warum glauben Sie, daß die Mörder des Buchhändlers mit den Mördern Uribes identisch sind?“

„Es erscheint logisch, nicht wahr?“

„Mein Freund, ich habe das Gefühl, daß Logik bei dieser Sache nur eine sehr geringe Rolle spielt—angefangen bei dem Gegenstand, der all diese Ereignisse ausgelöst hat. Oder erscheint es Ihnen vielleicht logisch, daß man mit Hilfe einer Formel in einem alten Buch, das weiß Gott, wann und weiß Gott, von wem geschrieben wurde, Gold herstellen kann?“

„Das zu beurteilen, ist nicht meine Aufgabe. Ich habe die Informationen in diesem Manuskript nicht zu bewerten. Ich bin lediglich dafür da, unserer Regierung das Buch zu beschaffen. Das ist die Mission, die man uns anvertraut hat.“ Er gab sich als kompetenter Befehlsempfänger, der seine Instruktionen ohne Zögern befolgt.

Ringrose bemerkte seinen Fehler, doch so etwas durfte man in seinem Job nicht zugeben. Er beschloß, vorsichtiger zu sein und korrigierte sich:

„Sie haben völlig Recht. Unsere Aufgabe ist es, das Buch zu finden, ohne weitere Fragen zu stellen. Wie ich gerade sagte, bin ich der Meinung, daß die beiden Morde nicht von denselben Personen begangen wurden. Die Mörder des Buchhändlers waren auf der Suche nach dem Buch. Da diese Suche zu einem Mord führte, dürfte sie nicht einfach gewesen sein. Das läßt zwei mögliche Schlußfolgerungen zu: Entweder sie haben das Buch bekommen oder sie haben es nicht bekommen. Und wenn sie es bekommen hätten—warum sollten sie einen zweiten Menschen umbringen?“

„Um sich einen Zeugen vom Hals zu schaffen, zum Beispiel,“ antwortete Halifax.

„In diesem Fall hätten sie ihn gleichzeitig mit dem Buchhändler ermordet. Falls das aufgrund vorübergehender Schwierigkeiten nicht möglich gewesen wäre, hätten sie sich selbstverständlich nicht in dem Restaurant präsentiert, laut geplaudert und eine Menge Spuren hinterlassen. Nein, das ist unmöglich. Sie hätten ihn beim Schließen seines Restaurants abgefangen, wären in seine Wohnung eingedrungen, wie sie es bei dem Buchhändler getan haben, oder etwas anderes in dieser Art.“

„Nehmen wir an, sie haben das Buch nicht bekommen—denken Sie, die Mörder des Buchhändlers sind dieselben, die immer noch auf der Suche nach dem Buch sind?“ schaltete Lee sich ein.

„Ich glaube, diese Möglichkeit können wir ausschließen.“

„Warum?“ fragte Halifax hastig.

„Aus einem sehr einfachen Grund, mein lieber Freund“—mehr Falschheit konnte man wohl nicht in diese Worte legen. „Weil die mutmaßlichen Mörder Uribes—zwei falsche italienische Verleger, die das Restaurant gemeinsam mit dem Opfer verließen—dieselben Männer waren, die gestern Morgen gegen zehn Uhr vor der Buchhandlung herumstrichen und so taten, als seien sie Touristen. Die Beschreibung, die Hoover uns gegeben hat, paßt perfekt auf sie. Sie warteten wie wir auf den Buchhändler und entdeckten, daß man die Tür des Ladens aufgebrochen hatte. Sie haben den Buchhändler nicht getötet, sonst hätten sie nicht auf ihn gewartet. Darüber hinaus sagt der Gerichtsmediziner, daß der Tod des Buchhändlers gegen fünf Uhr morgens eintrat. Was sollten die angeblichen Mörder fünf Stunden später vor der Buchhandlung des Toten tun? Nein, zwei weitere Gruppen treten im Kampf um das Buch gegen uns an, und beide sind bereit, für ihr Ziel zu töten.“

Die Agenten Lee und Halifax schwiegen, sie schienen über Ringroses Erklärungen nachzudenken. Dieser ließ so viel Zeit verstreichen, wie er für angemessen hielt, dann forderte er sie von Neuem heraus:

„Wollen Sie mich nicht fragen, wer diese Gruppen sind? Wer könnten sie sein? In wessen Händen befindet sich das Buch?“

Diese Fragen konnte er jedoch selbst nicht beantworten. Von diesem Punkt an—der Schlußfolgerung, daß außer ihnen noch zwei weitere Gruppen die Spur des Buchs verfolgten—war er komplett verloren. Doch auf diese Weise wollte er ihnen beweisen, daß er nicht nur der Chef dieser Operation war, sondern auch fähiger und intelligenter als sie.

Halifax wollte gerade eine Frage stellen, als ein leises Klopfen an der Tür des Büros einen Besucher ankündigte. Es war Ringroses Sekretärin. Eine Entschuldigung für die Unterbrechung murmelnd, trat sie mit einem Blatt Papier in der Hand ein: ein Fax, das sie ihrem Chef bringen wollte:

„Entschuldigen Sie die Störung, aber ich glaube, das hier ist wichtig, Mister Ringrose.“

Der Chef des CIA-Büros in Spanien las die Zeilen aufmerksam durch. Als er beendet hatte, dankte er seiner Sekretärin und erlaubte ihr, sich zurückzuziehen. Er ließ seinen Blick zwischen den beiden Agenten, die vor ihm standen, hin- und herschweifen und sagte mit boshafem Lächeln:

„Jetzt wissen wir, um wen es sich bei einer der beiden Gruppen handelt. Unsere Leute waren schnell. Die beiden angeblichen italienischen Verleger sind in Wirklichkeit Agenten des Mossad.“

„Zwei Agenten des israelischen Geheimdienstes?“ Lee verzog das Gesicht.

„Welches Interesse könnte der Mossad an dieser Sache haben?“ fragte Halifax.

„Ist Ihnen wirklich nicht klar, welches Interesse die Juden an dem Buch haben? Sehen Sie das wirklich nicht?“ fragte Ringrose spöttisch.

„Na klar! Die Juden! Ihr Interesse hängt mit dem Verfasser des Buchs zusammen. Und vielleicht... vielleicht hat der Inhalt des Buchs für sie einen hohen Wert. Möglicherweise steht er in Zusammenhang mit dem Glauben, den Sitten und Traditionen ihres Volkes, die seit Generationen von Vater zu Sohn weitervererbt werden. Ja, natürlich! Das würde ihr Interesse an dem Werk erklären!“ dachte Agent Lee laut nach.

„In der Tat,“ unterbrach Ringrose ihn. „Aus diesen Gründen will der Mossad das *Buch des Juden Abraham* haben. Aber wir wissen noch viel mehr. Wir wissen zum Beispiel, daß die beiden Agenten unter den falschen Namen Paolo Senatore und Aldo Mancini, angeblich italienische Verleger, via Mailand nach Spanien einreisten. Verdammt noch mal! Diese Juden sind clever! Sie schicken zwei Agenten, um das Buch zu kaufen und lassen sie sich als italienische Verleger ausgeben. Die perfekte Tarnung! Das erklärt, warum Hoover sagte, die beiden seien keine Italiener, ihr Spanisch habe zu harte Flexionen und sie haben nicht ausgesehen wie kultivierte Geschäftsleute, die ihr Geld damit verdienen, Bücher zu drucken und die Kultur zu fördern. Sie haben Uribe ermordet, nachdem dieser ihnen gesagt hatte, was er wußte...“

Es entstand ein längeres Schweigen, das niemand unterbrach; die drei Männer waren in ihre Gedanken vertieft.

„Woher haben wir diese Information, und woher wissen wir, daß sie der Wahrheit entsprechen?“ fragte Lee mit einem Hauch von Zweifel in seinen hellen, blauen Augen.

„Die spanische Polizei hat uns auf ihre Spur geführt. Die Spanier konzentrierten ihre Ermittlungen auf die beiden italienischen Verleger, die sie des Mordes an Uribe verdächtigen, und es kam, wie es kommen mußte: Sie fanden heraus, wer diese beiden Männer in Wirklichkeit sind.“

„Warum ausgerechnet diese beiden? In den letzten paar Tagen müssen Hunderte von Italienern von Mailand nach Madrid gekommen sein,“ beharrte Lee auf seinen Zweifeln.

„Aber sie sind die Einzigen, deren Flugreservierung von einem Verlag mit Hauptsitz in Mailand vorgenommen wurde. Die Reservierung lief auf die Namen Paolo Senatore und Aldo Mancini.“

„Und es ist nicht möglich, daß sie tatsächlich zwei italienische Verleger sind, die eine Geschäftsreise nach Spanien gemacht haben?“

„Nein, das ist nicht möglich. In dem fraglichen Verlag gibt es keine Verleger dieses Namens. Darüber hinaus hat der Verlag bestätigt, daß keiner seiner Mitarbeiter in den letzten Tagen nach Madrid gereist ist.“

„Gut, wir wissen also, daß sie keine italienischen Verleger sind, aber was führt uns zu der Annahme, daß es sich um Mossad-Agenten handelt?“ Lee versuchte, Ringrose in einen Widerspruch zu verwickeln.

„Das ist sehr einfach, mein lieber Freund,“ wieder lag spürbare Falschheit in seinen Worten. „Wenn der besagte Verlag die Flugtickets nicht gekauft hat, muß es jemand anders getan haben. Die Tarnung war nicht schlecht, aber ein Detail ist ihnen vielleicht in der Eile entgangen. Die Tickets wurden von einer gewissen Sara Goldsmith gekauft, die als Stewardess bei der Fluggesellschaft El Al in Mailand arbeitet. Es war also eine Mitarbeiterin einer israelischen Airline, die für zwei angebliche italienische Verleger die Flüge buchte. Die wiederum stehen nicht auf der Gehaltsliste des Verlags, halten sich aber in Spanien auf und haben mit fast absoluter Sicherheit Señor Uribe ermordet, der rein zufällig ein Freund und guter Kunde des ermordeten Buchhändlers war.“

„Wissen wir, wo die Mossad-Leute wohnen?“ Diesmal war es Halifax, der die Frage stellte.

„Im Augenblick nicht,“ antwortete Ringrose weniger feindselig. „Vielleicht weiß die spanische Polizei es bereits, weil sie in Hotels und Pensionen ermittelt hat. Aber wir haben zumindest im Augenblick keinen Zugang zu dieser Information. Ich glaube auch nicht, daß sie uns weiterhelfen würde, denn wir müssen davon ausgehen, daß die Israelis sich in irgendeinem Hotel einquartiert haben, um wie wir auf ganz unkomplizierte Weise in den Besitz des Buchs zu kommen. Jetzt haben sie sich sicher schon von dort verabschiedet. Sie sind schließlich nicht dumm.“

„Was ist also,“ beharrte Lee, »unsere Strategie in dieser Situation? Wir kennen die möglichen Motive und die Identität einer der an dem Buch interessierten Gruppen, aber wenn es zwei gibt—wer sind die anderen? Darüber hinaus kennen wir die Antwort auf die wichtigste Frage nicht: Wer hat das Buch?“

Ringrose verlor seine Ruhe nicht, zumindest nach außen hin.

„Meiner Meinung nach sind es nicht in erster Linie diese Fragen, die wir jetzt beantworten müssen, obwohl unsere Arbeit uns letztlich natürlich zu dem Buch führen muß. Aber dafür müssen wir zuerst andere Dinge in Erfahrung bringen. Zum Beispiel: Was wußte dieser Koch, daß der Mossad sich direkt an ihn wandte? Wenn wir diese Frage beantworten können, sind wir dem Kern des Ganzen mit Sicherheit schon ein Stückchen näher.“

„Nun, der Koch wird uns auf jeden Fall keinen Piep sagen können,“ stellte Halifax fest.

„Ihr Scharfsinn, lieber Halifax, ist wirklich lobenswert. Der arme Uribe wird in der Tat nichts mehr sagen können, weder uns noch sonst jemandem,“ stellte Ringrose den Agenten mit seinem Sarkasmus bloß. „Aber vielleicht erfahren wir aus seiner Umgebung etwas. Von seiner Frau—er ist nämlich verheiratet—von den Angestellten seines Restaurants, von einem Freund... An all dem arbeiten wir im Augenblick bereits. Ich hoffe, daß ich Ihnen...“ er sah auf die Uhr und schien zu rechnen, „bereits in wenigen Stunden diesbezügliche Informationen liefern kann.“

Die beiden Agenten standen auf. Sie waren bereits im Begriff, Ringroses Büro zu verlassen, als dieser beiläufig sagte—als sei es eine Nichtigkeit, die er im Laufe der Besprechung zu erwähnen vergessen hatte:

„Bei der anderen Gruppe, die hinter dem Buch her ist, handelt es sich mit ziemlicher Sicherheit um eine russische Mafiagruppierung, vermutlich Georgier, die hier in Madrid und an der Costa del Sol operiert. Wissen Sie, was die Costa del Sol ist?“

Diese giftige Frage—eine echte Bosheit—wurde mit einem heftigen Zuschlagen der Tür beantwortet. Ringrose grinste verächtlich und dachte: *Was für Barbaren, diese weißen Südstaatler! Sie haben kein Benehmen, und es interessiert sie nicht einmal, woher ich diese Information habe!*

Er drückte einen Knopf an einem der Telefone auf seinem Tisch. Am anderen Ende der Leitung ertönte die Stimme seiner Sekretärin. Ringrose verlor keine Sekunde.

„Sagen Sie Hoover, er soll sofort in mein Büro kommen.“

Kommissar Martín und sein Partner Sansueña hatten mehr als eine Stunde lang alle Dokumente und mündlichen Informationen verglichen, die im Laufe des Morgens im Kommissariat eingetroffen waren. Sie wußten bereits, daß die beiden Italiener, in deren Begleitung Gorka Uribe zum letzten Mal lebend gesehen wurde, mit ziemlicher Sicherheit Paolo Senatore und Aldo Mancini hießen. Darüber hinaus lagen ihnen Beweise vor, daß es sich bei diesen beiden Männern in Wirklichkeit um Agenten des israelischen Geheimdienstes handelte, die vor vier Tagen mit einem Alitalia-Flug von Mailand nach Madrid gekommen waren, nachdem sie zuvor von Tel Aviv aus in die lombardische Stadt geflogen waren. Bis gestern Abend hatten sie in einem Aparthotel in der Gran Via gewohnt, ihre Zimmer dort waren noch für einige Nächte mehr reserviert. Ihre vorzeitige Abreise hatten sie mit einem Notfall erklärt. Die Hotelangestellten bestätigten anhand der Phantombilder, daß es sich tatsächlich um die gleichen Männer handelte, die mit Gorka Uribe gesehen worden waren. Die Polizei ging davon aus, daß sie Spanien weder von Barajas noch über irgendeinen anderen Flughafen verlassen hatten. Spezialagenten, denen man die Bilder jener Männer gezeigt hatte, führten an allen

Flughäfen rigorose Kontrollen durch. Aber Kommissar Martín war sich vor allem deshalb so sicher, daß die Israelis das Land noch nicht verlassen hatten, weil die beiden mit einem konkreten Ziel nach Spanien gekommen waren, das sie allem Anschein nach noch nicht erreicht hatten. Der Polizist war absolut überzeugt, daß Agenten des Mossad eine Mission nicht einfach so aufgeben würden, ohne ihr Ziel erreicht zu haben.

„Ich bin mir sicher, Sansueña. Ich bin mir ganz sicher.“ Sansueña zuckte mit den Achseln.

„Ja, Mann, ja, ich sage es dir. Meine Schwester ist mit einem Juden verheiratet. Ich kenne meinen Schwager, und ich kenne seine Freunde. Diese Leute sind hartnäckig und gleichzeitig sehr geschäftstüchtig. Diese Kerle hauen nicht einfach so ab, auch wenn sie wissen, daß wir ihnen einen Mord anhängen, wenn wir sie erwischen.“

„Wenn du es sagst...“ Sansueña blieb bei seiner gleichgültigen Haltung.

„Sie gehen nur in zwei Fällen: Wenn sie entweder das Buch in den Händen halten oder wenn sie den Befehl haben, sich unter bestimmten Umständen zurückzuziehen.“

„Antonio, glaubst du das mit dem Buch?“

„Hör zu, mir bleibt nichts anderes übrig, als es zu glauben. Unter anderem deshalb, weil ich kein anderes Mordmotiv sehe. Außerdem hat dieser Junge, der Architekturstudent, keinen Grund, hierher zu kommen und uns Unsinn zu erzählen; seine Aussage war überzeugend. Wir sind gerade dabei, seine Angaben zu überprüfen, mit aller Diskretion natürlich. Mal sehen, ob es paßt, was er uns erzählt hat.“

„Na hör mal, du bist vielleicht ein...“

„Ein Arsch! Sag es doch, Mann, sag es!“

„Nun, ein Arsch, den Jungen so in Schwierigkeiten zu bringen.“

„Sansueña, der Arsch bist du, wenn du denkst, daß ich zu so etwas fähig bin. Wenn ich dem Jungen mein Wort gegeben habe, meine Nasen nicht in die Herkunft des Buchs zu stecken, ist mir das so heilig wie jede andere Informationsquelle. Wir überprüfen nur ein paar Details seiner Aussage, um sie zu bestätigen. Aber, wie ich bereits sagte, es erscheint mir plausibel, daß er kooperieren will. Er hat durch die Presse vom Tod des Buchhändlers und des baskischen Restaurantbesitzers erfahren und meldet sich jetzt, weil er dem Ersten das Buch in Gegenwart des Zweiten verkauft hat.“

In diesem Moment unterbrach das Klingeln des Telefons die Unterhaltung. Martín hob den Hörer ab.

„Inspektor Martín?“ erklang eine Frauenstimme.

„Am Apparat.“

„Einen Augenblick bitte, ich verbinde Sie mit Kommissar Chinchilla.“

„Martín?“

„Ja, ich bin es, Chinchilla, hast du etwas herausgefunden?“

„Ja, Señorito. Es scheint, als ob der Junge die Wahrheit sagt. Sein Vater ist wirklich Polier bei einer Firma namens GERMÁN ARANA AG, und diese Firma baut wirklich ein Parkhaus, ein Einkaufszentrum und Wohnhäuser im Zentrum von Toledo, mitten im historischen Stadtkern. Der Abriß der Gebäude dort fand vor nicht allzu langer Zeit statt. Offenbar gab es eine Menge Probleme mit dem

Denkmalschutzamt, das bei solchen Sachen eine absolute Nervensäge sein kann. Brauchst du noch mehr?“

„Das war alles, Caballero. Vielen Dank für deine Mühe.“

„Nichts zu danken, du schuldest mir einen Pincho und ein Bier!“

„Alles klar, Mann, ist so gut wie erledigt! Mach's gut, Ramón!“

„Du auch, Antonio!“

Als Martín aufgelegt hatte, war ihm die Zufriedenheit über den Fortschritt, den diese Information ihm gebracht hatte, deutlich anzusehen.

„Es paßt alles zusammen, Sansueña. Der Junge sagt, es könne tatsächlich das *Buch des Juden Abraham* sein, das in dem Abrißgrundstück aufgetaucht ist. Der Vater fand es, schenkte es seinem Sohn, und der machte es zu Bargeld. Wir können uns Informationen über das Buch beschaffen lassen. Die Frage ist: Was zum Teufel hat dieses Buch, daß bereits zwei Leichen auf seiner Rechnung stehen?“

„Das ist keine schlechte Idee. Ich sage Góngora, daß er sich darum kümmern soll, er hat seinen Ruf als Romanautor ja schließlich nicht umsonst.“

„Poet, nicht Romanautor.“

„Gut, Martín, was auch immer! Góngora soll sich darum kümmern!“

Und Martín ging hinaus, um Kommissar Vallejo über die Fortschritte in den Ermittlungen zu informieren.

Kapitel 21

Andrej war klar, daß ihm in seiner Situation nur ein einziger Weg offen stand. Michail hatte ihm drei Tage gegeben, um das Problem zu lösen, und er wußte, was das bedeutete. Er wußte es nur zu gut.

Drei Tage lang würde der georgische Bär ihn tun lassen, was er für nötig hielt, ohne sich einzumischen und ohne auch nur nachzufragen. Michail würde diese drei Tage mit Tatjana Grunowa verbringen und ein ums andere Mal seine bemerkenswerte sexuelle Leistungsfähigkeit zur Schau stellen. Was ihm in diesen drei Tagen jedoch wirklich durch den Kopf ging, würde niemand wissen. Nach Verstreichen der Frist würde er ihn zu sich rufen und das Buch von ihm fordern. Wenn Andrej es ihm geben könnte, würde er ihn so fest in den Arm nehmen, daß seine Rippen krachten, und sie würden gemeinsam trinken, essen, singen und ihren Erfolg feiern. Wenn er das Buch jedoch nicht hatte, würde er ihn töten, ohne mit der Wimper zu zucken; er würde sich lediglich überlegen, ob er es selber tun sollte oder ob er diese Aufgabe einem seiner zwei Bodyguards aus Tiflis überlassen sollte.

Andrej wußte auch, daß Garin sich nicht mit einer halben Sache zufrieden geben würde. Er war nicht aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen und nach Spanien gereist, um sich eine notdürftige Lösung präsentieren zu lassen. Er war gekommen, um das Buch mitzunehmen, darunter würde er es nicht tun. Andrej konnte nicht aufhören, diesen Gedanken in seinem Kopf hin und her zu wälzen. Im Wohnzimmer eines Apartments im belebten Viertel Vallecas saß er angespannt auf dem Rand eines wackligen Sessels und verfluchte sich, so leichtfertig gehandelt zu haben. Er war so euphorisch gewesen wegen dieses Geschäfts, das er es

seinem Chef als maximalen Triumph, als Höhepunkt seiner Dienste hatte darbringen wollen, daß er viel zu voreilig gehandelt hatte. Er hatte seine Chancen nicht realistisch berechnet, sondern sie blindlings auf 100 Prozent geschätzt. Und jetzt saß er in einer Sackgasse, aus der er in aller Eile einen Ausweg finden mußte. Einen Ausweg für sein eigenes Leben, denn es war seine Haut, die auf dem Spiel stand.

Er wählte eine Telefonnummer wie jemand, der seine letzte Chance, am Leben zu bleiben, wahrnimmt, und verabredete ein Treffen in der Wohnung, in der er sich jetzt befand. In einer Stunde würde die Person hier sein, die er angerufen hatte. Da er nichts Besseres zu tun hatte, holte er sich eine Flasche aus der Hausbar und goß sich eine großzügige Ration Wodka ein. Seine Anspannung ließ jedoch nicht nach. Die Minuten verstrichen langsam, schwerfällig, monoton. Die verabredete Uhrzeit kam, ohne daß die andere Person auftauchte. Um sich zu beruhigen, schenkte er sich noch einen Wodka ein, es war der dritte, und er wartete weiter, mit wachsender Anspannung.

Er sah noch einmal nervös auf die Uhr, um sich zu bestätigen, was er schon seit zwanzig Minuten wußte: daß sein Besucher sich verspätete. Verspätete er sich wirklich? Oder würde er einfach nicht auftauchen? Nein, das konnte nicht sein. Er kannte den Mann, den er erwartete, schon zu lange und zu gut, als daß dieser ihn in der Patsche sitzen lassen würde. John verspätete sich vielleicht, aber er würde ganz sicher kommen. Er war immer gekommen. Allerdings hatte er sich bisher auch noch nie verspätet. Er war immer pünktlich gewesen. Aber er würde kommen, mit Sicherheit würde er kommen. Und er würde eine gute Erklärung für seine Verspätung haben.

In Andrejs Kopf toste ein Wirbelwind von Ideen, sie sprudelten empor, bevor er sie anschließend genauso schnell, wie sie in seinem Gehirn aufgeblitzt waren, wieder verwarf. Sein Verstand war völlig durcheinander, wie abgestumpft, er wurde sich selbst immer fremder. Seit der verabredeten Uhrzeit war bereits eine Stunde verstrichen, als die Türklingel ertönte. Andrej, dessen Nerven zum Zerreißen angespannt waren, zuckte erschreckt zusammen—damit hatte er schon gar nicht mehr gerechnet. Während er den langen, dunklen Flur der Wohnung durchquerte, kämpften in seinem Inneren die unterschiedlichsten Empfindungen miteinander. Einerseits war er froh und erleichtert, daß seine einzige Hoffnung, an die er sich klammerte wie an einen rettenden Strohalm, endlich gekommen war; andererseits war er wütend, daß er mehr als eine Stunde auf ihn hatte warten müssen. Er wußte nicht, ob er ihn umarmen oder ohrfeigen sollte, wenn er ihm gegenüberstand.

Doch als er die Tür öffnete, tat er keins von beidem. Nicht der Mann, den er erwartete, hatte bei ihm geklingelt. Vor der Tür stand eine Frau, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er seine Überraschung weit genug überwunden hatte, um reagieren zu können. Die Frau bemerkte, welche Wirkung ihr Erscheinen auf den Mann hatte, und übernahm die Initiative.

„Sind Sie Andrés?“

„Ja... Ja, ich bin Andrej. Was ist los? Warum sind Sie hier?“

„Beruhigen Sie sich doch, beruhigen Sie sich.“

„Es ist nur... ich... ich habe jemand anderen erwartet.“

„Sie haben einen jungen Mann mit langem, glattem schwarzem Haar erwartet, der, glaube ich, John hieß...“

„So ist es, Señora. Ich habe John erwartet,“ Andrej versuchte, seine Beherrschung wiederzugewinnen, um mit dieser unerwarteten Situation zurechtzukommen.

„Hören Sie zu. Ich kenne diesen John nicht. Ich weiß nur, daß er hierher kommen wollte und mit Ihnen verabredet war. Er war mit dem Motorrad auf dem Weg zu Ihnen und hatte zwei Blocks von hier einen schweren Unfall. Er wurde mit dem Krankenwagen abgeholt und ins Hospital gefahren, ins Ramón y Cajal, glaube ich. Es geht dem Jungen sehr schlecht, er war nach dem Aufprall lange bewußtlos. Nach einer Weile erlangte er das Bewußtsein wieder, aber er fantasierte und redete wirr. Bis die Ambulanz kam und erste Hilfe leistete. Wir waren mehrere Leute und haben uns um ihn gekümmert, so gut wir konnten. Als sie ihn mitnahmen, bat er uns, hierher zu fahren, zu dieser Adresse, um Ihnen zu sagen, was passiert ist. Das war das einzige Verständliche, was er sagte. Ich habe mich bereit erklärt, das zu übernehmen. Ich war bei ihm, bis der Krankenwagen ihn mitnahm. Es tut mir wirklich Leid, was geschehen ist. Sind Sie ein Verwandter?“

Andrejs Gesicht war verzerrt und so bleich, daß es schien, als sei kein Leben mehr in ihm. Er hatte kaum die Kraft, zu stottern:

„Ist das... ist das schon länger her?“

„Ich glaube, etwa eine Dreiviertelstunde. Vielleicht eine Stunde. Sind Sie mit ihm verwandt?“ wiederholte sie.

„Nein, Señora, nein. Aber er ist fast wie ein Verwandter für mich. In welches Krankenhaus, sagen Sie, hat man ihn gebracht?“

„Ins Ramón y Cajal, glaube ich. Brauchen Sie etwas? Denn, wissen Sie, ich muß los... ich bin schon sehr spät dran.“

„Nein, ich brauche nichts... Vielen Dank, daß Sie es mir gesagt haben. Ich nehme jetzt gleich ein Taxi und fahre ins Krankenhaus. Vielen Dank noch einmal.“

Die Frau drehte sich um und drückte auf den Fahrstuhlknopf, um vom sechsten Stock wieder hinunter ins Erdgeschoß zu fahren. Andrej stand noch lange reglos auf der Türschwelle. Sein Gesicht hatte eine aschgraue Farbe angenommen, und unter seinen Augen lagen tiefe Schatten, noch dunkler als der Rest seines Gesichts. Er sah so zerschlagen aus, daß man denken konnte, er habe eine lange, harte körperliche Anstrengung hinter sich. Er schloß die Tür und lehnte sich völlig überwältigt gegen die Wand, dann ließ er sich langsam auf den Boden rutschen. Wie schon während seines langen Wartens zogen Ideen, Schlußfolgerungen, Gedanken durch seinen Kopf wie dicke, schwarze Wolken vor einem Gewitter. Und genau so fühlte es sich auch an, was in seinem Kopf toste: ein Gewitter.

Er wußte nicht, wie lange er schon so dagesessen hatte—wie versteinert, das Gesicht zu einer verbitterten Grimasse verzogen. Es kostete ihn Mühe zu atmen, und der Hals war ihm so trocken geworden, daß der wenige Speichel, den abzusondern er fähig war, nicht ausreichte, um ihn zu befeuchten.

Als er wieder aus seiner Erstarrung erwachte, war es fast 14:00 Uhr. Er war müde, und jeder Muskel seines Körpers tat ihm weh, als habe er sich körperlich völlig verausgabt. Mit schwankenden Schritten ging er in die Küche, nahm die Wodkaflasche, schenkte sich ein großes Glas ein und leerte es, ohne zu zögern, auf einen Zug. Wie mit einem Donnerschlag trat der Wodka in seinen Organismus

ein und schüttelte ihn. Zum ersten Mal seit geraumer Zeit befand er sich in der Verfassung, eine Entscheidung zu treffen: Er würde im Telefonbuch die Nummer des Krankenhauses nachschlagen, in das man John gebracht hatte, und fragen, in welchem Zustand er sich befand. Er notierte die Nummer auf einem Stück Papier und verließ die Wohnung—sicherheitshalber wollte er den Anruf nicht von hier aus machen. Er suchte sich eine Telefonzelle und wählte mit zitterndem Finger die neun Ziffern. Sieben Mal mußte er diesen Vorgang wiederholen, denn die ersten sechs Male war die Nummer des Krankenhauses, in dem John lag, besetzt. Endlich meldete sich eine Frau, ihre Stimme klang metallisch durch den Hörer.

„Notruf, wer spricht da?“

„Guten Tag, Señorita, ich möchte mich nach dem Befinden eines Verletzten erkundigen, der heute Morgen eingeliefert wurde—ein Unfallopfer.“

„Wie ist der Name?“ Die Frage klang routinemäßig, professionell.

„Mein Name?“

„Nicht Ihrer, der des Verletzten!“

Ich bin ein Idiot, dachte er.

„Ach ja, entschuldigen Sie, das sind die Nerven... Er heißt John... John... Aber ich kann Ihnen den Nachnamen nicht sagen.“

„Sie wissen seinen Nachnamen nicht?“

Andrej hatte eine lange und zeitweise intensive Freundschaft mit John gehabt, aber erst in diesem Augenblick fiel ihm auf, daß er seinen Nachnamen nicht kannte, und bis jetzt war das, verdammt noch mal, auch nicht nötig gewesen... Bis jetzt.

„Nein, Señorita, ich weiß ihn nicht. Aber ich nehme an, daß man heute Vormittag nicht allzu viele Unfallopfer gebracht hat, die John heißen. Der englische Name, J, O, H, N,“ buchstabierte er.

„Bitte warten Sie einen Moment.“

Es verstrichen einige Sekunden, die Andrej so lang erschienen, daß er aus reiner Nervosität eine weitere Münze in das Telefon einwarf. Er begann gerade, ungeduldig zu werden, als die metallische Stimme der Frau wieder erklang.

„Hören Sie? Hallo?“

„Ja, hier, ich bin noch dran.“

„Hören Sie, heute Morgen wurde tatsächlich ein schwer verletztes Unfallopfer mit Namen John Guinard hier eingeliefert, der einzige John, der heute Morgen mit dem Krankenwagen gebracht wurde. Es tut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß John Guinard seinen Verletzungen erlegen ist...“

Andrej fiel der Hörer aus der Hand.

„Hallo? Hallo?“ Dann ertönte ein Klicken und ein unterbrochenes Tonsignal, als sei die Leitung besetzt.

Mit jedem Schritt, den er sich von der Telefonzelle entfernte, verfluchte Andrej sich mehr dafür, Johns erstes Angebot nicht angenommen zu haben. Dieser hatte ihm Fotos von jeder Seite des Buches zum Kauf angeboten. Er verlangte 600.000 Euro, hinterlegt auf dem Nummernkonto einer Schweizer Bank, eine falsche Identität und daß er ihn für den Rest seines Lebens vergessen sollte. Er deutete an, daß er mit diesem Geschäft sein Leben aufs Spiel setzte. Angesichts des Risikos, betrogen zu werden, war Andrej dieser Preis damals exorbitant erschienen, obwohl er persönlich keinen Grund hatte, an John zu zweifeln. Jetzt, wo sein Leben in

Gefahr schwebte, wirkte der Preis lächerlich. Er verfluchte sich wieder und wieder dafür, daß er dieses Geschäft abgelehnt und darauf beharrt hatte, sich das Originalwerk zu beschaffen. Und er verfluchte Johns Liebe zu Motorrädern, zur Geschwindigkeit und zum unnötigen Risiko mit diesen verfluchten, lärmenden Maschinen. Ein Unfall zur falschen Zeit hatte all seine Hoffnungen begraben. Als er diesen Irren, der jetzt in einem Kühlfach der Leichenhalle eines Madrider Krankenhauses lag, vorhin angerufen hatte, um die Verhandlungen über die Fotos wieder aufzunehmen, hatte dieser ihm gesagt, daß er im Augenblick weder Abzüge noch Negative habe. Er könne aber vielleicht etwas ausrichten, falls Andrej sich bei dem vereinbarten Treffen, das jetzt nie stattfinden würde, *einsichtig* zeigte. Natürlich hätte er sich *einsichtig* gezeigt, so einsichtig, wie der Amerikaner nur gewollt hätte. Er hätte ihm noch zu einer Menge *Einsichten* verholfen—Einsichten, die John niemals vergessen würde. Weil es ihm gar nicht mehr möglich gewesen wäre, zu vergessen.

Andrej war innerhalb weniger Minuten um mehrere Jahre gealtert. Unendliche Müdigkeit überwältigte sowohl seinen Körper als auch seinen Geist. Seine Hoffnung—die einzige Hoffnung, an die er sich geklammert hatte wie an einen Strohalm, seit Garin ihm das Ultimatum gestellt hatte—hatte sich in tausend kleine Stücke zerschlagen.

Während Alan Ringrose an diesem Morgen immer neue Informationen über Gorka Uribe und sein Umfeld erhielt, plante er das weitere Vorgehen. Gegen 14:00 Uhr unterbrach ihn seine Sekretärin, um ihm eine traurige Nachricht zu überbringen: John Guinard, der für die Botschaft Foto- und Reprografarbeiten erledigte, war mit dem Motorrad verunglückt. Auf einer Kreuzung im Stadtviertel Vallecas war er mit einem Auto zusammengestoßen und lebensgefährlich verletzt worden. Man hatte ihn ins Krankenhaus Ramón y Cajal eingeliefert, wo er kurz darauf auf dem Operationstisch gestorben war. Sein Gehirn war durch das Schädeltrauma, das er erlitten hatte, zu schwer geschädigt worden; die Ärzte konnten nichts tun. Der Chef der CIA in Spanien reagierte kaum auf die Neuigkeit, die seine Sekretärin ihm überbrachte, und dabei handelte es sich immerhin um den Tod eines Mannes, mit dem er regelmäßig zusammengearbeitet hatte. Ringrose hob nicht einmal den Blick von den Dokumenten, über denen er brütete. Mit unglaublicher Kälte fragte er lediglich:

„Was hatte Guinard denn um diese Uhrzeit in Vallecas zu suchen?“

Seine Sekretärin konnte ihm diese Frage nicht beantworten, doch das schien ihn nicht weiter zu stören. Im Grunde hatte er mit seinem gefühllosen Kommentar nur sagen wollen, daß Guinard vielleicht nicht gestorben wäre, wenn er nicht dort gewesen wäre. Ringrose unterbrach seine Arbeit keinen Augenblick lang, sondern vertiefte sich weiter in die Unterlagen, die seine Aufmerksamkeit so sehr fesselten. Angesichts dieses Bildes, das sich ihr bot, verließ seine Sekretärin schweigend das Büro und schloß die Tür hinter sich, sorgfältig darauf bedacht, keinen Lärm zu machen.

Alan Ringrose hatte eine wertvolle Information erhalten, mit deren Hilfe er gedachte, zum Kern des ganzen Wirrwarrs rund um das *Buch des Juden Abraham* vorzustößen. Doch bisher war er von diesem Ziel noch denkbar weit entfernt—oder zumindest hatte er diesen Eindruck. Die Probleme, mit denen er sich im Augen-

blick auseinander setzen mußte, rührten daher, daß man in Washington sehr nervös geworden war, als man von den entstandenen Komplikationen erfahren hatte. Die Situation hatte sich mit jedem Augenblick, der verstrichen war, verschlimmert, und seit heute Morgen waren die Bürokraten in der Bundeshauptstadt nicht mehr nur nervös, sondern ausgesprochen besorgt über die Lage. Man hatte der Operation Abraham—auf diesen Namen hatte man sie getauft—maximale Priorität eingeräumt, und ein Team von Experten saß bereits im Flugzeug nach Spanien. Die acht Männer hatten den Befehl erhalten, das Buch zu beschaffen, um jeden Preis. Gegen 17:00 Uhr würden sie auf dem Flughafen von Madrid landen.

Vor zwei Tagen hatte Ringrose über eine abgeschirmte E-Mail-Leitung die Fotos von dem Buch und die Kopien der Akten, die Andrews ihm gegeben hatte—die Protokolle der Verhandlungen um Don Jerónimo de Armenia 1624/25 in Sevilla—nach Washington geschickt. Diese zwei Tage hatte das Team aus Ingenieuren und Chemikern, das sich mit dem Material befaßte, benötigt, um einen detaillierten Bericht auszuarbeiten. Dieser bestätigte ohne den geringsten Zweifel, daß es tatsächlich möglich war, Gold aus unedlen Metallen herzustellen, und zwar zu minimalen Produktionskosten. Der Bericht bestätigte, daß das beschriebene Verfahren technisch durchführbar war und keinerlei Schwachstellen aufwies. Die Experten der US-Botschaft sparten auch nicht an Lob für den toledanischen Kanoniker, dem es mit seinen rudimentären Mitteln vor fünfhundert Jahren, gelungen war, Gold zu fabrizieren. Seine Randnotizen hatten sie auf die Spur des Prozesses geführt, doch die grundlegenden Daten fehlten ihnen noch. Die wichtigste Entdeckung stammte aus der verschlüsselten Nachricht auf der letzten Seite, die mit dem Namen Diego de Armenta unterzeichnet war. Den kodierten Text zu entschlüsseln war für die amerikanischen Code-Experten, unterstützt von leistungsfähigen Rechnern, ein Kinderspiel gewesen.

Die verschlüsselte Nachricht besagte, daß Armenta zwischen Schutzblatt und hinterem Buchdeckel ein Pergament versteckt hatte, in dem er das Verfahren zur Herstellung von Gold Schritt für Schritt erklärte—ein Verfahren, das die Experten anhand der lateinischen Randnotizen noch nicht in Gänze hatten erschließen können.

Washington drängte Ringrose, ein Foto dieses versteckten Pergaments zu schicken, in dem das Verfahren erklärt wurde. Schließlich besagte der Bericht, daß es sich als schwierig erwiesen habe, das in dem Buch beschriebene Verfahren zu enträtseln. Was dem spanischen Kanoniker offenbar gelungen war, ließ die Wissenschaftler ihre Grenzen erkennen: Sie verfügten nicht über das notwendige Wissen, um das Buch richtig zu verstehen—es überstieg schlicht ihre Kenntnisse, was sie selbst am meisten überraschte.

Dieser Bericht ließ im Weißen Haus sämtliche Alarmglocken losgehen. Nachdem der Finanzminister der Vereinigten Staaten und der Vorsitzende der Bundesreserve von ihm Kenntnis genommen hatten, erläuterten sie dem Präsidenten der Vereinigten Staaten die Konsequenzen, mit denen zu rechnen sei, wenn jemand unkontrolliert Gold herstellen könnte. Die beiden Männer, die über die Finanzen des mächtigsten Landes der Welt herrschten, stimmten überein, daß dies zu einer Katastrophe führen würde—und diese Übereinstimmung machte auf drastische Weise deutlich, wie ernst die Lage war. Schließlich wußte jeder, daß die beiden Herrscher des Geldes sonst stets im Clinch lagen, wenn es darum ging, in einer Mate-

rie, die ihnen beiden oblag, Einschätzungen abzugeben. „Finanzielles Chaos, der Zusammenbruch der Finanzmärkte und der Zerfall der Weltwirtschaftsordnung. Der internationale Handel würde in einen unumkehrbaren Stillstand eintreten, was wiederum unter anderem eine mangelnde Versorgung der industrialisierten Länder mit Rohstoffen zur Folge hätte. Dies würde innerhalb eines Zeitraums von nicht einmal vier Wochen zur Lähmung der Industrie führen. Darauf würde wiederum die Unterversorgung der Konsummärkte folgen sowie das Fehlen von Krediten in den Zahlungssystemen. Hunger, Kälte und Tod würden in große Teile der Erde Einzug halten, und zwar umso vernichtender, je höher der Grad der Entwicklung und des gesellschaftlichen Wohlstands.“

Der Präsident der amerikanischen Bundesreserve, der in der Finanzwelt für seinen realistischen Pessimismus bekannt war, stieß hervor:

„Herr Präsident, wenn irgendjemand unkontrolliert Gold herstellen könnte, wie es unsere Wissenschaftler anzudeuten scheinen, würde das zu einer Katastrophe von solchen Ausmaßen führen, daß die Menschheit innerhalb kurzer Zeit um tausend Jahre zurückgeworfen würde.“

Und so ließen auch die Befehle, die aus keinem geringeren als dem Präsidentenbüro kamen, keinen Spielraum für Zweifel oder Interpretationen:

„Wir müssen das Buch und das dazugehörige Pergament bekommen, ganz gleich wie, und wir müssen sichergehen, daß niemand, absolut niemand, eine Kopie besitzt.“

Angesichts dieser Lage war Ringrose im Augenblick ziemlich schlechter Stimmung. Der CIA-Agent versuchte sich, so gut er konnte, einen Reim auf die ihm vorliegenden Informationen zu machen. Er wußte, daß der Inhaber des LA MARMITA BILBAÍNA seit geraumer Zeit in ernstesten finanziellen Schwierigkeiten steckte. Er wußte auch, daß Uribe sich gezwungen gesehen hatte, einen Teil seines Personals zu entlassen, und daß er jeden Monat aufs Neue Schwierigkeiten hatte, den verbleibenden Mitarbeitern ihren Lohn zu bezahlen. Er wußte ebenfalls, daß Uribe sich auf Händel mit äußerst zweifelhaften Gestalten eingelassen hatte und daß diese Leute seit einigen Monaten immer wieder in seinem Restaurant auftauchten und sich so überheblich benahmen, als hielten sie sich für die Besitzer des Lokals. Die Angestellten des LA MARMITA BILBAÍNA sagten übereinstimmend aus, daß Uribe, der solche Dreistigkeiten normalerweise nie zugelassen hätte, diesen Männern gegenüber eingeschüchtert wirkte. Das war merkwürdig. Seine Mitarbeiter wußten nichts Näheres dazu zu sagen, aber diese Information bot doch immerhin einen guten Ansatz, anhand dessen sie weiter ermitteln konnten.

Sehr viel hilfreichere Informationen hatten sie von der Frau des Ermordeten erhalten. Hoover und ein anderer Agent hatten ihr noch am selben Morgen, an dem die Leiche ihres Gatten gefunden worden war, einen Besuch abgestattet. Sie waren in die Wohnung des Ehepaars gegangen und hatten sich als Polizisten vorgestellt. Ringrose war sich bewußt, daß er damit viel riskierte, aber so, wie sich die Ereignisse entwickelten, hatten sie beschlossen, keine falsche Zurückhaltung an den Tag zu legen. Natürlich trafen sie alle gebotenen Vorsichtsmaßnahmen: Da ihnen bewußt war, daß die spanische Polizei jeden Augenblick selbst in der Wohnung des Toten auftauchen konnte, postierten sie einen dritten Mann in einem Auto vor Uribes Wohnhaus. Falls dieser den Eindruck hatte, daß die Polizei sich

näherte, sollte er Hoover warnen, indem er sein Mobiltelefon einmal klingeln ließ. Das wäre das Signal, den Besuch zu beenden.

Hoover, der perfekt und akzentfrei Spanisch sprach und auch dem Aussehen nach ohne weiteres für einen Spanier gehalten werden konnte, stellte sehr schnell fest, daß Uribes Witwe vom Tod ihres Mannes offenbar wenig betroffen war. Ohne daß er danach gefragt hätte, erzählte sie ihm, daß ihre Ehe schon so gut wie geschieden sei und daß sie und Uribe zwar noch unter demselben Dach lebten, aber schon seit längerem ihre eigenen Wege gingen. Da sie keine Kinder hatten, ging der Prozess der Trennung schnell vonstatten, und das Paar hatte schon begonnen, sich aus den Augen zu verlieren. Uribes Witwe, die Almudena hieß und Gymnasiallehrerin für Spanisch und Literatur war, bestätigte mit ihrer Aussage Punkt für Punkt die eigenartigen Verbindungen ihres Gatten zu den *Geldverleihern*, wie sie sie nannte, und lieferte darüber hinaus wertvolle neue Informationen über diese Leute. Allerdings zeigte sie sich in dieser Hinsicht viel weniger redselig, als wenn sie über ihr eigenes Leben sprach. Sie wisse einiges über die merkwürdigen Beziehungen, die Gorka seit einiger Zeit pflegte, sagte sie, wolle aber Komplikationen mit solchen Leuten vermeiden. Mit viel Beharrlichkeit gelang es Hoover jedoch, ihr ein paar sehr nützliche Fakten zu entlocken. Das Glück war auf seiner Seite—das Telefon in der Brusttasche seines Hemds blieb während der halben Stunde, die er mit der Witwe sprach, stumm.

Als die CIA-Agenten, die sich als spanische Polizisten ausgegeben hatten, wieder auf die Straße hinaustraten, wußten sie, daß es sich bei den *Geldverleihern* um Mitglieder einer der vielen russischen Mafiagruppierungen handelte, die vor allem in Madrid und an der Costa del Sol operierten. Sie wußten auch, daß der Chef dieser Mafiagruppe Andrej hieß. Uribes Frau hatte ihnen zwei Telefonnummern gegeben, über die der Verstorbene Kontakt zu den *Geldverleihern* aufgenommen hatte; eine hatte die Vorwahl 91, war also eine Nummer in Madrid, die andere, mit der Vorwahl 952, war ein Telefon in der Provinz Málaga.

Am wichtigsten erschien ihnen jedoch Almudenas Schilderung vom letzten Mal, als sie ihren Mann gesehen hatte. Am Tag seines Todes war sie nachmittags vom Unterricht zurückgekommen und hatte überrascht festgestellt, daß er noch zu Hause war—normalerweise ging er ins Restaurant, bevor sie von der Arbeit kam. Uribe bemerkte sie jedoch nicht, er war im Wohnzimmer und führte eine erregte Unterhaltung. Seine Frau näherte sich der Tür, aus der die Stimmen kamen. Sie wollte sich gerade bemerkbar machen, als ihr Mann in einem Zustand höchster Erregung schrie:

„Wenn du ihn nicht umgebracht hättest, hätten wir dieses Problem jetzt nicht!“

Atemlos und wie gelähmt vernahm sie diese Worte; die Antwort darauf hörte sie jedoch nicht. Aber irgendetwas mußte sein Gesprächspartner gesagt haben, denn danach beharrte ihr Mann von neuem:

„Ich habe es dir klar und deutlich gesagt, Andrej! Ich habe dir gesagt, du sollst ihn nicht umbringen!“

Es folgte ein langes Schweigen.

„Erst dann bemerkte ich, daß Gorka telefonierte,“ erzählte die Frau Hoover. „Er verabschiedete sich mit einem ›Ist gut, Andrej, ist gut‹ und legte den Hörer so rabiatisch auf, daß ich dachte, er habe den Apparat kaputt gemacht.“

Almudena Climent zog sich instinktiv zurück; was sie gehört hatte, hatte ihr panische Angst gemacht. Sie beschloß, ohne einen Laut die Wohnung zu verlassen. Ihr Vorhaben wurde von dem glücklichen Umstand begünstigt, daß ihr Mann sich nicht vom Fleck bewegte, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte. Als sie draußen war, klimperte sie mit dem Schlüsselbund, öffnete geräuschvoll die Tür, ließ ihre Absätze laut auf dem Boden klappern und durchquerte den Flur. Als sie ins Wohnzimmer kam, tat sie überrascht, ihren Mann dort zu sehen: „Ach, du bist hier! Du bist noch nicht gegangen?“ sagte sie. Seine Antwort war zwar barsch, aber auch zugleich beruhigend, weil sie ihr zeigte, daß Gorka sie vorher nicht bemerkt hatte: „Nein, ich bin noch nicht gegangen! Hast du etwas dagegen? Schließlich ist das hier meine Wohnung, oder nicht? Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, und laß mich in Frieden.“

„Ich ging in das Zimmer, das mir seit einigen Monaten als Schlafzimmer dient, zog meine Straßenkleidung aus und etwas Bequemes an. So konnte er mir auch nicht anmerken, wie aufgeregt ich war. Andererseits hätte er es vielleicht ohnehin nicht bemerkt, denn er sah mich schon seit geraumer Zeit nicht mehr an. Abgesehen davon nahm er nichts um sich herum war, sein Blick war wie verloren, abwesend... er war ganz woanders. Dann ging ich in die Küche. Ich zitterte noch immer und dachte darüber nach, was er gesagt hatte. Ich hörte, wie er den Sekretär im Wohnzimmer durchwühlte, als suche er etwas. Irgendein Stück Papier, ein Dokument. Ich weiß nicht, ob er es fand, aber an dem Lärm, den er machte, konnte ich hören, wie nervös er war. Kurz darauf ging er, ohne ein Wort zu sagen; er schlug die Tür heftig hinter sich zu. Das war das letzte Mal, daß ich ihn sah.“ Dies war der einzige Augenblick, in dem Hoover einen Anflug von Trauer in Almudena Climents Augen sah.

Danach erzählte ihm die Literaturlehrerin, daß sie in einer der wenigen Unterhaltungen, die sie—abgesehen vom Thema Scheidung—in den letzten Tagen mit ihrem Mann geführt hatte, über das *Buch des Juden Abraham* gesprochen hatten. Sie bestätigte ihm, daß Hinweise auf ein sehr altes Manuskript dieses Namens existierten, die vorhandenen Daten aber sehr bruchstückhaft waren; daß einige Quellen tatsächlich darauf hinwiesen, daß das rätselhafte Buch das Wissen barg, mit dem man, wenn man es richtig zu interpretieren wußte, Gold herstellen konnte; und daß in den Seiten dieses Buchs der Weg der Eingeweihten zum Stein der Weisen zu finden war.

„Die Wahrheit ist,“ sagte Almudena Climent, „daß ich diese Sache nicht sehr ernst nahm. Vielleicht, weil mich instinktiv nichts interessierte, was mit ihm zu tun hatte. So weit war es mit unserer Beziehung gekommen! Vielleicht ging mir damals auch durch den Kopf, daß mein Mann mit Manuel Ruiz befreundet war, dem Antiquar, dessen Geschäft auf der gleichen Plaza war wie Gorkas Restaurant. Mein Mann interessierte sich für bestimmte Bücher—dieses Interesse war einer der Hauptgründe dafür, daß wir eine Beziehung anfangen, als wir uns kennen lernten.“

„Was ging Ihnen durch den Kopf, als sie hörten, was Ihr... Ihr... Mann am Telefon sagte?“ fragte Hoover die Witwe—eine reife Frau, die weder ihre jugendliche Ausstrahlung noch ihre körperliche Attraktivität verloren hatte. Sie war nicht hübsch, aber sie besaß eine natürliche Eleganz und eine schwer zu definierende Anziehungskraft.

„Ich erinnere mich, daß ich in diesem Moment schreckliche Angst empfand... eher schon Panik, ich zitterte am ganzen Leib. Gedacht habe ich eigentlich gar nichts. Doch kurz danach, als ich beim Essen die Radionachrichten hörte, erfuhr ich, daß man den Buchhändler, der mit meinem Mann befreundet war, brutal ermordet hatte. Erst da begriff ich den wahren Sinn seiner Worte.“

Eine Stunde, nachdem die CIA-Agenten die Wohnung des verstorbenen Uribe verlassen hatten, klingelte es wieder an der Tür. Es war die spanische Polizei. Die Inspektoren Martín und Sansueña drückten der frisch gebackenen Witwe Gorka Uribes ihr Beileid zum Tod ihres Gatten aus und bedauerten, ihr trotz der Umstände eine Reihe von Fragen stellen zu müssen. Es sei aber von höchster Wichtigkeit, einige Details zu erfahren, um die Umstände, die zu seinem Tod geführt hatten, beleuchten zu können. Almudena Climent konnte nicht glauben, was sie da hörte:

„Wie ist das möglich? Sie sind von der Polizei?“

„So ist es, Señora,“ antwortete Martín und zeigte ihr seine Marke.

„Dann... dann...“ Almudena Climent war verwirrt, irritiert.

„Bitte, Señora, würden sie uns erklären, was los ist?“

Uribes Witwe erzählte ihnen aufgeregt von den Besuchern, die sie gerade als vermeintliche Polizeibeamte empfangen hatte. Martín und Sansueña wechselten einen bedeutungsvollen Blick und baten die Frau, ihnen alles genauestens zu schildern. Nachdem sie Almudena Climent ein wenig beruhigt hatten, erzählte sie ihnen von dem Besuch, den man ihr vor einer Stunde abgestattet hatte, und beschrieb ihnen die falschen Polizisten. Anschließend wiederholte sie alles, was sie kurz zuvor den anderen Männern berichtet hatte. Vielleicht gebrauchte sie nicht genau die gleichen Worte, aber die Informationen, die sie weitergab, waren in beiden Fällen die gleichen, sie veränderte kein einziges Detail.

Martín und Sansueña verließen ihre Wohnung mit einem unguuten Gefühl, obwohl sie Uribes Witwe gegenüber keinerlei Verdacht hegten. Es schmeckte ihnen nicht, daß es in dieser undurchsichtigen Geschichte noch andere Interessenten gab—Almudenas Beschreibung nach waren nicht die Mossad-Agenten bei ihr gewesen. Aber trotz dieses üblen Nachgeschmacks waren die beiden guter Dinge, denn was sie von der Witwe erfahren hatten, war mehr als alles andere, das sie bisher herausgefunden hatten. Und als wäre das noch nicht genug, waren jetzt auch die Verbindung zwischen den beiden Mordopfern und das Motiv, das all diese Ereignisse in Bewegung gesetzt hatte, weitgehend geklärt. Der ganze Fall drehte sich um das seltsame Buch, von dem Almudena Climent ihnen einiges erzählt hatte. Martín fiel wieder ein, daß er Inspektor Góngora mit Recherchen über das mysteriöse Werk beauftragt hatte. Er holte sein Handy hervor und wählte eine Nummer.

„Góngora? Hier ist Martín... Was hältst du davon, wenn wir uns in einer halben Stunde auf dem Kommissariat treffen und du mir erzählst, was du über das Buch des Juden...?“

„Du hast jede Menge Material...? Ja... ja... Das ist großartig... Gut... Gut... Wir sehen uns gleich.“

Kapitel 22

Inspektor Martín konnte nicht zum Mittagessen gehen, nachdem Góngora ihn über das *Buch des Juden Abraham* aufgeklärt hatte, denn Kommissar Vallejo, den er wieder auf den neuesten Stand der Dinge gebracht hatte, informierte ihn, daß er einen Anruf aus dem Innenministerium erhalten hatte: Martín solle das Kommissariat nicht verlassen, man würde ihn so schnell wie möglich wieder anrufen. Er fragte, wann das sein würde, aber der Kommissar konnte ihm keine genaue Uhrzeit nennen. Auf Martíns Vorschlag, man solle ihn auf dem Mobiltelefon anrufen, entgegnete sein Vorgesetzter, das Ministerium wolle eine sichere Leitung benutzen. Also ging der Kommissar essen, während die beiden Inspektoren in Erwartung des angekündigten Anrufs im Kommissariat blieben.

Als es 16:00 Uhr schlug, ohne daß der Anruf gekommen war, beschloß Sansueña, belegte Brötchen und ein paar Dosen Bier holen zu gehen. Er war noch nicht zurückgekehrt, als das Telefon endlich klingelte. Martín stürzte sich darauf—es läutete nur ein einziges Mal.

„Antonio Martín.“

„Inspektor Martín?“

„Ja, am Apparat.“

„Innenministerium. Bleiben Sie dran.“

Es verstrich einige Zeit, bis er wieder eine Stimme hörte. Jetzt sprach eine Frau.

„Inspektor Martín?“

„Ja, am Apparat. Ich höre!“

„Guten Tag, Inspektor. Warten Sie bitte einen Moment, ich verbinde Sie mit dem Büro des Polizeipräsidenten.“

Ziemlich hoch hinaus, dachte Martín, während er darauf wartete, die Stimme des stellvertretenden Polizeichefs am anderen Ende der Leitung zu hören. *Was die wohl von mir wollen?*

„Inspektor Martín?“ ertönte eine autoritäre Stimme.

„Am Apparat.“

„Ich verbinde Sie mit dem Polizeipräsidenten.“

Verdammt lange Wege! dachte Martín.

In diesem Augenblick betrat Sansueña das Büro. Er wollte etwas sagen, bemerkte aber gleich, was los war. Martín legte den Zeigefinger seiner freien Hand auf die Lippen.

Drei Stunden lang hatte sie dieser Anruf gelähmt, und jetzt endlich war er gekommen. Sie hatten die Zeit allerdings nicht vergeudet, sondern sie genutzt, um die Informationen, die Góngora ihnen über das *Buch des Juden Abraham* geliefert hatte, zu analysieren. Vorsichtig legte Sansueña die Tüte mit den Sandwichs auf den Tisch und holte aus der anderen Jackentasche zwei Dosen Bier hervor. Er öffnete sie so geräuschlos wie möglich und stellte eine vor seinen Partner. Dieser dankte ihm mit einem Kopfnicken und trank einen kleinen Schluck Bier.

„Inspektor, hier spricht der Polizeipräsident. Ich freue mich, Sie zu sprechen,“ hörte er die warme, herzliche Stimme eines Mannes.

„Ganz meinerseits, Señor! Man hat mir gesagt, ich könne Ihnen zu Diensten sein?“

„So ist es, Martín,“ nannte er ihn jetzt beim Namen.

„Um was geht es, Señor Polizeipräsident?“

„Martín, laut unseren Informationen ermitteln Sie in einem Mordfall—genau genommen sind es sogar zwei Morde, die sie zurzeit untersuchen, ist das richtig?“

„So ist es, Señor, es sind zwei Morde, und einiges deutet darauf hin, daß zwischen den beiden Fällen ein Zusammenhang besteht.“

„Könnten Sie mir sagen, wer die beiden Opfer sind?“ fragte die Stimme freundlich.

Die Frage überraschte Martín. Er war sicher, daß der Polizeipräsident wußte, wer die Toten waren. Dennoch machte er keine entsprechende Bemerkung, sondern antwortete nur rasch:

„Señor, es handelt sich um einen Buchhändler namens Manuel Ruiz, der erschossen in seiner Wohnung aufgefunden wurde; er wurde gefoltert, bevor man ihn tötete. Er besaß ein Geschäft—ein Buch-Antiquariat—auf der Plaza de las Descalzas. Bei dem anderen Toten handelt es sich um den Inhaber eines Restaurants auf der gleichen Plaza, sein Name ist Gorka Uribe. Seine Leiche wurde vierundzwanzig Stunden später im Casa de Campo gefunden—mit gebrochenem Genick. Ruiz und Uribe waren nicht nur Nachbarn, sie waren auch miteinander befreundet.“

„Sind Sie sicher, daß es eine Verbindung zwischen diesen beiden Todesfällen gibt?“ fragte die Stimme jetzt nachdrücklicher.

„Ja, Señor, wir sind sicher, daß es diese Verbindung gibt.“

„In diesem Fall haben wir sicher genügend verlässliche Spuren, was das Motiv für die Morde betrifft.“

„So ist es, Señor.“

„Und... was ist Ihrer Meinung nach das Motiv?“

„Ein Buch, Herr Polizeipräsident,“ er legte Betonung auf die ersten beiden Worte, „ein Buch ist das Motiv für die beiden Morde.“

Am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. Martín wartete vergeblich darauf, einen erstaunten Ausruf à la: *Haben Sie gesagt, ein Buch?* oder *Ist das Ihr Ernst!* zu hören. Folglich mußte der Polizeipräsident die Antwort bereits gekannt haben—trotz all seiner umschweifenden Fragen. Das Schweigen, das jetzt folgte, dauerte so lange an, daß Martín schon überlegte, ob das Gespräch bereits beendet war. Er begann sich zu fragen, ob er etwas sagen sollte, als er eine andere Stimme hörte—nicht die des Präsidenten.

„Warten Sie einen Augenblick, legen Sie nicht auf!“

Er legte die Hand über den Hörer, trank einen großen Schluck Bier und warf einen begehrlchen Blick auf die Tüte mit den Brötchen, hielt sich aber zurück. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und bemerkte zu Sansueña:

„Was, zum Teufel, werden die jetzt wollen!“

Sansueña zuckte mit den Achseln und meinte ruhig:

„Uns schikanieren, mit Sicherheit wollen sie uns schikanieren.“

„Inspektor!“ ertönte wieder die autoritäre Stimme am anderen Ende des Telefons.

„Ja, ich höre!“

„Kommen Sie sofort ins Polizeipräsidium! Sofort!“ Dann zeigte ein Klicken am anderen Ende der Leitung ihm an, daß der andere aufgelegt hatte.

„Was für ein Idiot!“

„Was ist, Antonio? Was war denn?“

„Wir sollen sofort zum Polizeipräsidenten kommen! Sofort! Aber zuerst essen wir unsere Sandwichs.“

Eine Dreiviertelstunde später wurden die Inspektoren Martín und Sansueña ins Büro des Polizeipräsidenten geführt. An der Tür des eleganten modernistischen Gebäudes, in dem sich das Polizeipräsidium befand, hatte ein Beamter in Uniform sie in Empfang genommen, zum Vorzimmer des Polizeipräsidenten geführt und der Obhut einer Sekretärin übergeben. Diese war eine ältere Dame mit weißem Haar und gutmütigem Gesicht—der Typ Großmutter, der seine Enkel nach Strich und Faden verwöhnt. Sie begrüßte sie liebenswürdig und mit mütterlichem Lächeln, dann führte sie sie in einen makellos möblierten Salon. Dort erwartete sie ein unhöflicher Mann, der sich als Sekretär des Polizeipräsidenten vorstellte und den Martín an der Stimme als denjenigen erkannte, der einfach den Hörer aufgelegt hatte. Er führte sie zum Polizeipräsidenten.

Das Büro, in das sie eintraten, war geräumig und mit eleganter Schlichtheit möbliert. Edle Teppiche bedeckten den Fußboden, und an den Wänden fielen zwei riesige Gemälde der Spanischen Schule des 17. Jahrhunderts ins Auge. Die Themen, denen sie sich widmeten, waren sehr unterschiedlich: Eins von ihnen zeigte eine Schlachtszene, das andere das Martyrium eines Heiligen. Dieser Raum wies die gleiche Ordnung und Sauberkeit auf wie das Vorzimmer. Als sie eintraten, war niemand dort, aber beinahe augenblicklich erschien der Chef der spanischen Polizei. Er strich sich mit beiden Händen das Haar zurück und kam offensichtlich gerade aus dem Badezimmer. Er war etwa fünfzig Jahre alt und hatte ein angenehmes Äußeres.

Mit einem breiten Lächeln ging er auf die beiden Polizisten zu und streckte ihnen die Hand entgegen.

„Ich freue mich, sie hier begrüßen zu dürfen! Nehmen Sie Platz und machen Sie es sich bequem!“ Er deutete mit der Hand auf ein großes Sofa, während er selbst auf einen danebenstehenden Sessel zuging.

Martín und Sansueña stellten sich ihrem höchsten Vorgesetzten ordnungsgemäß vor und warteten respektvoll, bis er Platz genommen hatte. Er fragte freundlich:

„Möchten Sie einen Kaffee, einen Tee oder etwas anderes zu trinken?“

„Vielen Dank, Señor, wir haben bereits Kaffee getrunken,“ log Martín für beide.

Sie setzten sich, und Juan Crucelles—so lautete der Name des Polizeipräsidenten—bedeutete seinem Sekretär mit einer kaum wahrnehmbaren, zwischen zwei Personen, die eng zusammenarbeiten, aber dennoch ausreichenden Geste, daß er sich zurückziehen solle.

„So, Martín, ich möchte, daß sie mir in allen Einzelheiten berichten, was wir im Augenblick über die beiden Mordfälle wissen, von denen wir am Telefon sprachen. Machen Sie sich keine Sorgen, zu ausführlich zu werden. Im Gegenteil, ich möchte, daß Sie kein Detail auslassen.“ Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und nahm eine bequeme Haltung ein, mit der er zu verstehen gab, daß er über so viel Zeit verfügte, wie nötig war. Danach forderte er den Inspektor mit einer Handbewegung auf, mit seinen Ausführungen zu beginnen.

Martín lieferte ihm einen langen, ausführlichen Bericht über alles, was er über den Fall wußte, angefangen mit dem Fund des toten Manuel Ruiz. Er beschrieb ihm ihre bisherigen Ermittlungen, erklärte die Verbindungen, die sie hatten aufdecken können, und in welche Richtungen sie gedachten weiterzuermitteln. Zum Abschluß wies er darauf hin, daß die Wurzeln dieses ganzen Falles im Wettlauf um ein Buch lagen, mit dem es allem Anschein nach möglich war, Gold herzustellen, wenn man seinen Inhalt richtig zu interpretieren wußte. Er berichtete, daß auch der israelische Geheimdienst Mossad in die Angelegenheit verwickelt war. Da die Anwesenheit von Agenten eines ausländischen Geheimdienstes nicht in seinen Kompetenzbereich fiel, sondern in den des spanischen Geheimdienstes CESID, hatten sie ihren Vorgesetzten Kommissar Vallejo informiert, der wiederum einen Verantwortlichen des CESID über die Ereignisse in Kenntnis gesetzt hatte.

Juan Crucelles hatte den langen Ausführungen des Inspektors mit wachsender Aufmerksamkeit gelauscht und ihn in den mehr als vierzig Minuten, die er gebraucht hatte, um den ganzen Fall bis in die letzten Einzelheiten zu erläutern, nicht ein einziges Mal unterbrochen. Als Martín geendet hatte, war dem Polizeipräsidenten seine Zufriedenheit deutlich anzusehen.

„Sehr gut, Inspektor, wir können mit Ihrer Arbeit sehr zufrieden sein.“ Crucelles holte ein Päckchen Zigaretten hervor und bot es den beiden Beamten an, die die Einladung ihres hohen Vorgesetzten gerne annahmen. Dieser entzündete mit dem Feuerzeug, das Sansueña ihm hinhielt, in aller Ruhe seine Zigarette und stieß langsam und genußvoll eine große Rauchwolke aus. „Dennoch können Sie sich sicher vorstellen, daß ich Sie nicht nur hierher gebeten habe, damit Sie mir den Fall erzählen, in dem Sie mit solch lobenswerter Effizienz ermitteln. Es handelt sich um einen Fall von größeren Dimensionen, ohne daß ich damit der Arbeit, die Sie beide tun, auch nur das Geringste absprechen will. Dieser Fall,“ er zog so heftig an der Zigarette, daß ein beträchtlicher Teil von ihr verglühte, „kann zu Situationen führen, die wirklich... wirklich,“ wieder inhalierte er intensiv den Rauch der Zigarette, „...außergewöhnlich sind. Sie sind sich dessen sicherlich bewußt. Schließlich haben Sie herausgefunden, daß ausländische Geheimdienste in die Sache verwickelt sind...“

Der Polizeipräsident ließ ein langes Schweigen folgen, und nachdem er ein letztes Mal an der Zigarette gezogen hatte, ging er dazu über, sie auf dem Boden eines gläsernen Aschenbechers buchstäblich zu zerquetschen. Martín und Sansueña warteten geduldig, bis ihr Vorgesetzter fortfuhr. Es lag eine merkwürdige Anspannung in seinem Schweigen, und diese Anspannung wurde von Minute zu Minute greifbarer.

„Die Sache ist die... dieser Fall ist noch schwerwiegender, als Sie ahnen. Abgesehen von diesen Mafiosi und vom Mossad, dessen Verwicklung in diesen Fall uns auch von anderer Seite bestätigt wurde, sind auch die Amerikaner an diesem Buch interessiert—ein höchst begehrtes Objekt also.“ Crucelles schwieg einen Moment lang, um sich der Wirkung seiner Worte zu vergewissern. Anschließend fuhr er in ernsterem Tonfall fort: „Alles, was ich Ihnen jetzt sage, ist absolut vertraulich—aus Gründen, die es nicht mehr nötig sein wird, Ihnen zu erklären, wenn Sie erst alles gehört haben.“

Mit einem Kopfnicken bekundeten die beiden Inspektoren, daß er sich ihrer Diskretion sicher sein konnte.

„Obwohl,“ fuhr Crucelles fort, „die Nordamerikaner uns gegenüber nicht offiziell zugegeben haben, daß die CIA im Rahmen dieses Falles in Spanien tätig ist, wissen wir mit Sicherheit, daß sie an der Sache dran sind. Über einen Kanal, der nur in höchst seltenen Ausnahmefällen benutzt wird und nicht Teil der üblichen diplomatischen Wege ist, haben sie uns kontaktiert und uns mitgeteilt, daß sie alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen werden, um sich das Buch zu verschaffen. Sie haben vorgeschlagen, mit unserer Regierung zusammenzuarbeiten. Sie haben uns ihre Unterstützung angeboten, um zu vermeiden, daß das Buch in falsche Hände fällt. Ich brauche Ihnen ja nicht zu erklären, warum die Amerikaner so interessiert daran sind, das Buch nicht in *falsche Hände* fallen zu lassen—und damit meinen sie alle Hände, die nicht ihre eigenen sind. Schließlich besteht das Risiko einer monetären Katastrophe.“ Crucelles erläuterte, was passieren würde, wenn zu minimalen Kosten im großen Stil Gold hergestellt werden könnte. „Insofern liegt es natürlich auch in unserem Interesse, daß diese Situation nicht eintritt...“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche. Aber es ist doch eine Sache, wenn vor vielen Jahrhunderten ein Buch geschrieben wurde, von dem es heißt, es enthalte die Formel für die Herstellung von Gold, und eine völlig andere, ob dies auch der Wahrheit entspricht. Die Welt war immer voll von Schwindlern, die mit dieser Fantasie gespielt haben... Ich glaube, daß...“

„Martín,“ fiel Crucelles ihm jetzt ins Wort, „offenbar haben die Amerikaner die ihnen vorliegenden Informationen überprüft, und sie bestätigen, daß es tatsächlich möglich ist, mit Hilfe dieses Buchs zu einem lächerlichen Preis Gold herzustellen. Wenn dem nicht so wäre, hätten sie sich nicht bis zum Hals in diese Sache gestürzt. Glauben Sie mir,“ zum ersten Mal hob er ein wenig die Stimme, „den Amerikanern liegen sehr konkrete Fakten vor. Und wenn sie so nervös geworden sind, müssen diese äußerst schwerwiegend sein! Die Sache wird auf höchster Ebene verhandelt! Gleichzeitig unterliegt sie höchster Geheimhaltung, denn wenn dieser Fall in den Zeitungen oder in Radio und Fernsehen verbreitet würde, könnten die Auswirkungen verheerend sein—selbst wenn es am Ende doch niemand schaffen sollte, Gold herzustellen! Geld ist per definitionem feige! Stellen Sie sich nur die Panik an den wichtigsten Börsen der Welt vor! Der Crash an der Wall Street im Jahre 1929 war ein Pappentier gegen das, was eine solche Information auf den Finanzmärkten anrichten könnte!“

Der Polizeipräsident wirkte jetzt sehr erregt. Er griff zum Zigarettenpäckchen und zündete sich noch eine an. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, fuhr er fort:

„Ich habe Sie hierher gebeten, um Sie über die Situation zu informieren, nicht um sie zu diskutieren. Sie beide sind sehr gute Polizisten, ich habe mich erkundigt. Darüber hinaus sind Sie diejenigen, die den besten Einblick in die Geheimnisse dieses heiklen Falles haben—eines Falles, in dem es, wie Sie verstehen werden, nicht nur um zwei Morde geht, sondern um etwas, das unser Wirtschaftssystem bis in die Grundfesten erschüttern könnte. Etwas, das sich unmittelbar auf die Hypotheken für unsere Häuser auswirken könnte, auf die Kredite für unsere Autos und Haushaltsgeräte, auf unsere Strom- und Telefonrechnungen, auf die Schulen, die unsere Kinder besuchen, und sogar auf das Bier, das wir mit unseren Freunden in der Kneipe an der Ecke trinken. Offenbar steht wirklich sehr viel auf dem Spiel. Das ganze Chaos, das unsere Welt darstellt, steht auf dem Spiel...“

Glauben Sie nicht, daß es mir nicht manchmal... im Laufe der Stunden, die vergangen sind, seit man mich informiert hat, was sich hinter diesem undurchsichtigen Fall verbirgt... glauben Sie nicht, daß mir nicht manchmal durch den Kopf ging, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn alles in die Luft flöge—ob es nicht besser wäre, wenn etwas, wie das, was uns jetzt droht, passierte: etwas, das dieser Welt, die wir so oft und aus den unterschiedlichsten Gründen verfluchen, ein Ende bereitet. Aber in meiner Position, mit der Verantwortung, die ich trage, ist es meine Pflicht zu verhindern, daß diese ganze Farce zusammenbricht. Sie werden mir zustimmen, daß viele Leute begeistert wären, die herrschende Ordnung kippen zu sehen. Ich weiß nicht, ob sie damit Recht haben, aber ich fürchte, daß die allermeisten, die so denken, nicht in der Lage wären, das jetzige System durch eine bessere Welt zu ersetzen—eine Welt, in der die Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, die heute den ganzen Planeten umspannen, verschwinden. Als loyale Diener des Gesetzes müssen wir entsprechend der Entscheidung unserer Regierung handeln. Und die ist der Ansicht, daß die Aufklärung der beiden Morde im Augenblick unsere geringste Sorge ist. Diese Fälle sind nur insofern wichtig, als sie uns zu dem Buch führen können. Ebenfalls hinter diesem Buch her sind ein paar russische Mafiosi, die wir, wie ich Ihrem Bericht entnehme, identifizieren konnten...“ mit einem Kopfnicken bestätigte Martin die unbeeendet in der Luft schwebende Aussage seines Vorgesetzten, „...sowie die Juden und die Nordamerikaner. Letzteres war Ihnen bis vor wenigen Minuten noch nicht bekannt, sie können sich aber auf diese Information verlassen. Wir müssen jetzt anhand der uns vorliegenden Fakten das Buch finden, bevor es die anderen tun. Sie beide wissen, wie mächtig unsere Konkurrenten sind. Doch wir haben den Vorteil, auf unserem eigenen Terrain zu spielen, und diesen Vorteil müssen wir nutzen. Wir können uns hier frei und ohne Einschränkungen bewegen: Wir befinden uns in unserem eigenen Land, wir sind das Gesetz und die Autorität! Darüber hinaus stehen Ihnen alle Mittel zur Verfügung, die Sie benötigen, sowohl finanziell als auch im Hinblick auf Arbeitskräfte...“

„Uns stehen alle Mittel zur Verfügung, die wir benötigen?“ fragte Martin ein wenig ungläubig.

„So ist es. Und Sie,“ sagte er mit einem gebieterischen Fingerzeig auf Martin, „werden diese Operation in ständigem Kontakt zu mir koordinieren und leiten. Ihr direkter Vorgesetzter, Kommissar Vallejo, ist bereits informiert. Jetzt lassen Sie mich zum Ende kommen. Wie ich bereits sagte, haben wir den Vorteil der Legalität. Die russische Mafia mag furchterregend sein, aber ihre Möglichkeiten sind begrenzt. Vielleicht gelingt es ohne größere Schwierigkeiten, sie aus diesem Kampf hinauszukatapultieren. Eines allerdings macht sie gefährlich: Sie müssen ihr Handeln nicht mit einer Fassade der Legalität versehen. Was den Mossad betrifft, so kann ich Ihnen verraten, daß er in Spanien nur über eine minimale Infrastruktur verfügt. Die wenigen Agenten, die die Israelis in unserem Land haben, sind damit beschäftigt, bestimmte palästinensische oder arabische Elemente, aus Ländern, mit denen der Staat Israel irgendeine Rechnung offen hat, zu überwachen und unter Kontrolle zu halten. Der Mossad hat zwei Agenten hierher geschickt, über deren Verbleib wir offenbar zur Zeit nichts wissen, die wir aber leicht identifizieren können. Unter diesen Umständen verfügen die Israelis über sehr wenige Agenten, obwohl ich persönlich tiefen Respekt und aufrichtige Bewunderung für

die Agenten des Mossad empfinde. Meiner Meinung nach—das nur als Randbemerkung—ist der Mossad der beste Geheimdienst der Welt. Zu guter Letzt wären da noch die Amerikaner. Sie sind unsere gefährlichsten Gegenspieler, einmal wegen der enormen Mittel, die sie in Bewegung setzen können, und wegen der Dekkung, unter der sie arbeiten können, weil sie möglicherweise mehr Informationen haben als wir, und weil sie versuchen, sich im Rahmen der Legalität zu bewegen. In ihrem Zynismus sind sie sogar so weit gegangen, in Frage zu stellen, daß es sich bei diesem Buch um ein historisches Erbe Spaniens handelt! Sie argumentieren damit, daß es weder von einem Spanier geschrieben noch im Katalog der spanischen Kulturgüter verzeichnet sei! Während wir hier sprechen,“ sagte er mit einem Blick auf seine Armbanduhr—es war siebzehn Uhr—„landet in Barajas eine Gruppe von acht Männern. Sie reisen alle mit Diplomatenpass und wurden hierher geschickt, um einen Spezialauftrag zu erfüllen. Sie ahnen bereits, um welchen Spezialauftrag es sich dabei handelt.“

„Was für Gauner!“ meldete Sansueña sich zum ersten Mal zu Wort.

„In der Tat,“ bemerkte der Polizeipräsident, „aber es wird ihnen schwer fallen, sich zu bewegen, ohne daß wir davon erfahren. Die amerikanische Botschaft wird seit heute morgen diskret, aber lückenlos überwacht. Seitdem bekommen wir exakte Informationen über jede ihrer Bewegungen.“

Juan Crucelles wartete, bis die beiden Beamten—zumindest oberflächlich—verdaut hatten, was gerade über sie hereingebrochen war. Nach einer kleinen Pause fragte er mit einem zynischen Lächeln auf den Lippen:

„Irgendwelche Fragen?“

Martín erwiderte sein Lächeln und bemerkte ironisch:

„Ich nehme an, Señor, wenn wir das Buch haben—auch wenn wir im Augenblick nicht einmal die entfernteste Ahnung haben, wo es sich befindet—spendieren Sie uns einen Urlaub in der Karibik.“

„Darauf können Sie sich verlassen—wenn wir das Buch bekommen,“ sagte Juan Crucelles in ernstem, fast feierlichem Ton. „Möchten Sie jetzt vielleicht einen Kaffee, einen Tee oder etwas anderes? Denn wir werden jetzt unser weiteres Vorgehen planen, soweit das möglich ist.“

Sowohl Martín als auch Sansueña entschieden sich für einen Kaffee—schön stark, wenn möglich. Jetzt wußten sie, wer ihnen in der Wohnung von Almudena Climent zuvorgekommen war.

Germán Arana hatte sich den ganzen Tag außerhalb von Madrid aufgehalten. Er war wegen einer Familienangelegenheit nach Salamanca gefahren und hatte deshalb erst vierundzwanzig Stunden nach Bekanntwerden der Nachricht von Manuel Ruiz' Tod erfahren. Seine Sekretärin überbrachte ihm die schlimme Nachricht sofort, als er gegen 13:00 Uhr, fast zweieinhalb Stunden nach seiner üblichen Ankunftszeit um Punkt 10:30 Uhr, sein Büro betrat. Niemand, nicht einmal Marta Ullá, die sein uneingeschränktes Vertrauen genoß, hatte sich entschieden, die Regel zu brechen und ihn auf einer Privatreise anzurufen.

Wenn er rein zufällig Kontakt zu seiner Firma aufgenommen hätte, wie es gelegentlich vorkam, hätten seine Mitarbeiter ihn über den schrecklichen Tod des Buchhändlers informiert. Aber dieses Mal hatte er sich von unterwegs aus nicht gemeldet.

Obwohl Manuel Ruiz ihm mit dem *Buch des Juden Abraham* so übel mitgespielt hatte, zeigte sich Don Germán zutiefst betroffen vom Tod des Mannes, der bis vor kurzem noch sein Freund gewesen war.

„Und Sie sagen, man hat ihn gefoltert, bevor man ihn erschöß?“ fragte er Marta mit verzerrtem Gesicht.

„So ist es, Don Germán, man hat ihm an verschiedenen Stellen des Körpers mit Zigaretten Verbrennungen zugefügt,“ bestätigte die Sekretärin bedrückt, ihr standen Tränen in den Augen.

„Diese Verbrecher! Was für schlechte Menschen! Und... was sagt die Polizei zu all dem?“

„Die versucht im Augenblick herauszufinden, welches Motiv hinter diesem Verbrechen stecken könnte, denn scheinbar hatte Señor Ruiz weder Feinde noch verfügte er über ein Vermögen. In die Buchhandlung wurde eingebrochen, aber anscheinend war dort alles in Ordnung.“

Don Germán fragte sie, wann und wo die Beerdigung stattfinden würde. Seine Sekretärin wußte es nicht, versprach aber, es für ihn herauszufinden.

Kurze Zeit später platzte Marta Ullá aufgeregt ins Büro ihres Chefs und rief:

„Don Germán, Don Germán! Ich habe eben im Radio gehört, daß der Inhaber des *La Marmita Bilbaína*, eines Restaurants auf der Plaza de las Descalzas, tot aufgefunden wurde. Der Name des Toten ist Gorka Uribe!“

Señor Arana, der seine Brille abgesetzt hatte und in der Hand hielt, sah sie befremdet an.

„Warum die Aufregung, Marta?“

„Don Germán, in den Nachrichten hieß es, die Polizei habe eine Verbindung zwischen diesem Mord und dem an Señor Ruiz hergestellt!“

„Was sagst du da?“ Jetzt war Aranas Erstaunen über die Aufregung seiner Sekretärin atemloser Verblüffung gewichen.

„Ja, Don Germán! Scheinbar gibt es einen Zusammenhang zwischen den beiden Morden! Aber da ist noch mehr. In den Nachrichten hieß es, das Motiv für die beiden Morde sei vermutlich ein wertvolles altes Buch! Allerdings weiß man nicht, um was für ein Buch es sich handelt. Aber Sie und ich wissen es.“

Als er das hörte, wurde Germán Arana bleich. Auf seinem Gesicht bildeten sich zahlreiche kleine Schweißperlen, die rasch an Größe gewannen und ihm dann in kleinen Rinnsalen die Stirn hinunterliefen und seine Augenbrauen durchnäßten. Er begann zu glühen und zitterte so stark, daß die Brille in seiner Hand wild auf und ab wackelte.

„Geht es Ihnen nicht gut, Don Germán?“

„Nein, nein, Marta, es geht schon. Aber diese Neuigkeit hat mich ziemlich erschüttert. Bringen Sie mir doch bitte etwas kaltes Wasser.“

Während die Sekretärin aus einem Külschrank, der hinter einem Holzpaneel verborgen war, ein Fläschchen Mineralwasser holte, versuchte Arana, die Fassung wiederzugewinnen.

„Haben Sie schon herausgefunden, wann und wo Señor Ruiz beerdigt wird?“

„Ja, Señor, der Gottesdienst findet heute Nachmittag um 17 Uhr in der Kapelle des Leichenschauhauses neben der M-30 statt, in der Nähe der Moschee. Von dort aus wird der Leichnam zum Friedhof Almudena gebracht, wo man ihn dann verbrennt.“

„Wissen Sie, ob Señor Ruiz Familie hatte?“

„Ich glaube, er sprach von einer älteren Schwester, die in einem Dorf in der Provinz Badajoz lebt. Aber ich weiß nicht, ob sie zur Beerdigung kommt. Scheinbar hatten sie so gut wie gar keinen Kontakt.“

„Irgend jemand wird sicher auftauchen, irgendein Neffe oder so etwas. Sie werden schon sehen. Der Tote hat ein wenig Geld hinterlassen, plus das, was sein Geschäft wert ist... Bereiten Sie alles vor, ich werde ihn bis zum Friedhof begleiten. Der Arme!“

Arana trank in kleinen Schlucken sein Wasser aus, während seine Sekretärin das Büro verließ.

Kapitel 23

Aaron Mayer und Salomón ben David saßen gemeinsam mit *Samuel* in einem der zahlreichen Restaurants auf der Carretera de La Coruña, in der Nähe des Zarzuela-Hippodroms. Die Mossad-Agenten und die Frau kamen getrennt, wären sich auf dem Parkplatz jedoch beinahe begegnet. Dort parkte jetzt das Auto von Marta Ullá, ein deutsches Geländefahrzeug, während das Taxi, das die beiden Israelis abgesetzt hatte, mit rasender Geschwindigkeit wieder zurück Richtung Madrid brauste. Beide Agenten trugen eine Reisetasche in der Hand.

Nach spanischen Standards war es noch sehr früh fürs Abendessen—gerade erst acht Uhr—weshalb das Restaurant, das erst vor wenigen Minuten seine Türen geöffnet hatte, noch leer war. Die drei waren die ersten und einzigen Gäste und konnten sich ihren Platz frei aussuchen. Sie setzten sich an den abgelegensten Tisch des Lokals, der es darüber hinaus gestattete, die Eingangstür im Auge zu behalten.

Sie kamen direkt zur Sache. Aaron Mayer schilderte die Lage, die sie erneut zusammengebracht hatte:

„Soweit wir es im Augenblick beurteilen können, handelt es sich bei den Mördern des Buchhändlers um russische Mafiosi, die ebenfalls hinter dem Buch her sind. Aber wie es scheint, haben sie ihr Ziel nicht erreicht. Uribe gab uns zwei Telefonnummern, mithilfe derer wir, falls nötig, herausfinden können, wer sie sind. Doch die wertvollste Information, die wir von Uribe bekommen haben, ist, daß auch die CIA an dem Buch interessiert ist.“ Marta Ullá sah ihn überrascht an, aber der Agent unterbrach seine Ausführungen nicht. „Allem Anschein nach haben diese Mafiosi einen Mann in die Reihen des amerikanischen Geheimdienstes infiltriert und auf diesem Weg ihre Informationen bekommen. So wie die Dinge liegen, kann es meiner Ansicht nach nur eine Schlußfolgerung geben: Wenn die Russen das Buch nicht bekommen haben, haben es die Amerikaner. In diese Richtung müssen wir unsere nächsten Schritte planen. Wir haben jedoch zwei ernste Probleme. Erstens: Wir haben keine Unterkunft. Aus offensichtlichen Gründen,“ er wandte sich *Samuel* zu, „mußten wir unser Hotel eiligst verlassen. Da die Polizei unsere Personenbeschreibung vermutlich bereits an alle Hotels und Pensionen der Stadt verteilt hat, können wir uns auch nicht ohne weiteres eine neue Bleibe suchen. Zweitens: Unser Auftrag hat sich drastisch verändert. Es ist

eine Sache, ein Buch zu kaufen, so hoch sein Preis auch sein mag, aber es ist etwas völlig anderes, uns dem amerikanischen Geheimdienst entgegenzustellen. Die Gringos wissen wahrscheinlich ebenso wie die spanische Polizei, daß wir hinter dem Buch her sind. Kurzum: Wir haben weder eine Operationsbasis, von der aus wir uns bewegen können, noch wissen wir, nach welchen Richtlinien wir unter diesen Umständen handeln sollen. Salomón und ich haben uns jedoch entschlossen, keinen Kontakt zur Botschaft aufzunehmen, bevor wir uns nicht noch einmal mit Ihnen getroffen haben.“ Mit diesen Worten beschloß Aaron Mayer, der die Frau ihm gegenüber die ganze Zeit unverwandt angesehen hatte, seine Ausführungen.

In diesem Moment näherte sich ihrem Tisch ein dienstbeflissener Kellner, in der Hand hielt er drei Karten mit den Gerichten und Spezialitäten des Hauses. Während er sie ihnen professionell überreichte, nahm er schon einmal die Getränkebestellungen entgegen. Alle drei bestellten Wasser für den Anfang und Rotwein für später, zum Essen. Dann bestellte jeder von ihnen einen der Salate, die auf der Speisekarte in den unterschiedlichsten Variationen vertreten waren. Als Hauptgericht folgte die Frau der Empfehlung des Kellners und bestellte Eisbein, seinen Worten nach „ein zartes Beinstück vom Schwein, im eigenen Saft gekocht und mit Bratkartoffeln serviert“. Die beiden Männer lehnten diesen Vorschlag ab und entschieden sich nach einiger Überlegung für Fisch: gebratene Seezunge für den einen und Seebarsch in Salzkruste für den anderen. Der Kellner gratulierte ihnen zu ihrer guten Wahl und zog sich zurück, um die Getränke zu holen und ihre Bestellungen an die Küche weiterzureichen. Als er fort war, begann *Samuel*, die sich verpflichtet fühlte zu antworten, von etwas zu sprechen, das nicht in direktem Zusammenhang mit Mayers Ausführungen stand.

„Ich war vorhin mit Don Germán Arana auf der Beerdigung des Buchhändlers. Señor Arana hatte erst kurz vorher von seinem Tod erfahren—durch mich. Ich mußte eine Show abziehen, als ich ihm von seinem und auch vom Tod Uribes erzählte.“ Als sie diese letzten Worte aussprach, ließ sie ihren Blick zwischen den beiden Männern hin- und herwandern.

„Kennt die Polizei das Motiv für die beiden Morde?“ fragte Salomón ben David.

„Ja, und sogar die Presse weiß davon. Die Rede ist von einem wertvollen Buch, dessen Titel sie jedoch offenbar nicht kennen. Das bedeutet,“ fuhr Marta Ullá fort, „daß ihnen gewisse Informationen vorliegen, und ich nehme an, es wird nicht allzu lange dauern, bis sie noch mehr wissen. Es ist bereits bekannt, daß Uribe von zwei Männern getötet wurde, die sich als Italiener ausgaben, und es gibt eine vage Beschreibung von Ihnen beiden. Obwohl ich glaube, daß im Augenblick keine Gefahr besteht, bin ich der Meinung, daß wir Vorsichtsmaßnahmen treffen müssen. Zunächst einmal gilt es, das Problem mit Ihrer Unterkunft zu lösen: Der einzige Ort, an den Sie im Augenblick gehen können, ist in meine Wohnung. Ich lebe allein, so daß wir niemandem etwas erklären müssen. Ich hoffe, mein Ruf unter den Nachbarn wird keinen allzu schweren Schaden nehmen.“

„Marta, das bedeutet,“ sagte Aaron Mayer sehr ernst, „daß Sie ein sehr hohes Risiko eingehen. Ein Risiko, das so nicht vorgesehen war und das einzugehen Sie darüber hinaus auch nicht verpflichtet sind.“

„Es geht hier nicht um Verpflichtungen, sondern darum, eine Lösung für das erste der beiden Probleme, die Sie genannt haben, zu finden. Ich glaube, es ist eine gute Lösung, und mir fällt auch keine andere ein.“

„Die Lösung ist für uns,“ Aaron machte eine Handbewegung, die ihn selbst und seinen Partner einschloß, „tatsächlich großartig, und ich muß Ihnen sehr danken. Weniger großartig ist jedoch das Risiko, das Sie eingehen, wenn Sie uns in Ihrer Wohnung unterbringen.“

„Ich nehme an, ein gewisses Risiko besteht wirklich, aber die Polizei wird in meiner Wohnung nicht nach Ihnen suchen. Mir scheint, sie ist im Augenblick noch sehr weit davon entfernt, eine Verbindung zwischen Ihnen und mir herzustellen. Vielleicht wird ihnen das sogar niemals gelingen—darauf vertraue ich natürlich. Wenn damit das erste Problem gelöst wäre, würde ich sagen, daß die jetzige Lage sich in der Tat so sehr von der ursprünglichen Mission, mit der Sie nach Madrid gekommen sind, unterscheidet, daß Sie um neue Instruktionen bitten müssen. Auch dabei kann ich Ihnen helfen. Ich werde noch heute Abend meinen Verbindungsmann in der Botschaft kontaktieren; von dort aus wird Ihr Problem dann gelöst werden. Ich hoffe, daß wir spätestens morgen früh wissen werden, wie wir weiter vorgehen sollen.“

Das Spezialteam, das Washington sich beeilt hatte nach Madrid zu schicken und das vor drei Stunden auf dem Flughafen Barajas eingetroffen war, hatte seine Planung so gut wie abgeschlossen. Die acht Männer—vier von ihnen waren auf Spezialeinsätze trainierte und zusätzlich zu CIA-Agenten ausgebildete Marine—hatten ihr Vorgehen geplant, sobald Ringrose sie mit allen notwendigen Informationen versorgt hatte. Es galt lediglich noch, den Zeitpunkt für ihre Aktion festzusetzen.

Ringrose, der die Nachricht von der Ankunft des Spezialteams nicht gerade freudig aufgenommen hatte, hatte sie nicht selbst am Flughafen abgeholt, sondern Lee und Halifax geschickt. In der Botschaft arrangierte er sich zähneknirschend mit der neuen Situation. Die Anwesenheit dieser Männer in Madrid kennzeichnete auf gewisse Weise einen Verlust des Vertrauens in seine Fähigkeiten und seine Ablösung als Leiter der Operation. Dennoch fügte er sich diszipliniert in die neue Rolle, die er von jetzt an spielen mußte, denn er wußte sehr genau, daß die Entscheidungen der Führung in der Zentrale niemals diskutiert wurden. Mehr als zwei Stunden lang analysierten sie die Lage der heiklen Mission, mit der man sie betraut hatte, die realistischen Optionen für ihr weiteres Vorgehen, Hindernisse und Schwierigkeiten, auf die sie möglicherweise stoßen würden, sowie taktische Erwägungen—zum Teil wurde heftig debattiert. Zwei mögliche Maßnahmen wurden sogleich verworfen: eine wegen des hohen Risikos, das mit ihrer Durchführung verbunden war, und der mehr als zweifelhaften Resultate, die sich mit ihrer Hilfe erzielen ließen, und die andere, weil sie fast eine Woche Vorbereitungszeit erfordert hätte, und alle waren sich einig, daß die Operation absolute Dringlichkeit erforderte.

Alan Ringrose versuchte in seinen Ausführungen deutlich zu machen, daß die geplante Operation nur dank seiner Vorarbeit durchgeführt werden konnte und beendete seine Rede in eben diesem Sinne:

„Wir wissen, wo die Russen ihren Sitz haben—das konnten wir anhand der Telefonnummer, die Hoover von Uribes Witwe bekommen hat, feststellen. Von der Telefongesellschaft die zugehörige Adresse zu bekommen, war ein Kinderspiel, und seit wir wissen, wo sich das Haus befindet, lassen wir es lückenlos beobachten. Alle uns vorliegenden Informationen deuten darauf hin, daß das Haus massiv bewacht wird. Wie ich bereits sagte, handelt es sich um eine Villa in einem Wohnviertel namens La Moraleja. Heute Morgen haben wir vom Städtebauamt einen detaillierten Plan des Bezirks erhalten, so daß wir nun jedes Detail über das Grundstück, auf dem die Villa steht, und ihre unmittelbare Umgebung wissen. Wir gehen davon aus, obwohl wir dies nicht weiter präzisieren können, daß sich sechs bis acht Personen im Inneren des Gebäudes befinden. Offenbar ist unter ihnen eine Frau.“

Der Mann, der seit seiner Ankunft in Madrid die Führung der Operation Abraham übernommen hatte, hieß John Fly—er war ein wichtiges Mitglied der Führungshierarchie der CIA, das nicht nur auf die Autorität seines Amtes zählen konnte, sondern auch auf die Erfahrung vieler Dienstjahre, während derer er zahlreiche andere heikle Missionen erfolgreich abgeschlossen hatte. Obwohl er bereits über vierzig war, befand er sich in hervorragender körperlicher Verfassung, so daß er nicht nur die theoretische Planung koordinierte und leitete, sondern auch aktiv an der Mission teilnahm. Sein Team bestand aus sehr erfahrenen Leuten, die schon häufiger zusammengearbeitet hatten und gut aufeinander eingespielt waren.

Sobald die Entscheidung über das weitere Vorgehen getroffen war, bat er die beiden Männer, deren Hauptaufgabe es war, die Gruppe strategisch zu beraten, um ihre Meinung, welches der geeignetste Moment für den Zugriff sei, dann stellte er Ringrose dieselbe Frage. Alle stimmten überein, daß es unter den gegebenen Umständen geboten war, die Operation so bald wie möglich durchzuführen.

„Natürlich wäre es sinnvoll, genauere Informationen über die Bewohner des Hauses zu haben, aber das würde Zeit erfordern, über die wir nicht verfügen. Das legt eine sofortige Intervention nahe, für die die Risiken bereits ausgewertet und für annehmbar befunden wurden,“ bemerkte einer der Berater.

Alle stimmten seiner Einschätzung zu.

Ein Blick auf die Uhr verriet Fly, daß es neun Uhr abends war. Er stand auf, schob den schweren Vorhang vor dem Fenster ein wenig beiseite und stellte fest, daß es bereits dunkel war.

„Dann also noch heute Nacht,“ bemerkte er zu niemandem im Besonderen. Alle Anwesenden fühlten sich angesprochen und bekundeten auf unterschiedliche Weise ihre Zustimmung; es entstand ein allgemeines Gemurmel.

„Gut, da wir uns alle einig sind, werden wir um Mitternacht aktiv.“ Ganz offensichtlich ein Mann, der es gewohnt war, Anweisungen zu geben. „Ringrose,“ er sah ihm fest in die Augen, „Sie und Mike“—das war der Berater, dem alle zugestimmt hatten, daß sofortiges Handeln das Beste wäre—„bleiben hier in der Botschaft. Von den anderen erfüllt jeder die ihm zugewiesene Aufgabe, damit wir im richtigen Augenblick bereit sind. Jetzt synchronisieren wir unsere Uhren.“

Alle Angesprochenen handelten fast instinktiv, dann ertönte Flys Stimme schneidend:

„Jetzt!“ und alle Männer drückten gleichzeitig auf die Uhren an ihren Handgelenken.

Alan Ringrose hätte gerne etwas gegen die Rolle, die John Fly ihm zugeteilt hatte, eingewendet. Er hätte lieber aktiv an der Operation teilgenommen und war der Meinung, daß seine Verdienste dies rechtfertigten. Er wußte jedoch, daß die Hierarchiestruktur der Organisation keine Diskussionen zuließ. Darüber hinaus war ihm in den zwei langen Stunden der Arbeit mit diesem Mann klar geworden, daß dieser keine Vorschläge zu bereits getroffenen Entscheidungen entgegennehmen würde. Fly hatte um Meinungen gebeten, um Einschätzungen und Analysen der Situation und um Ratschläge, aber es war offensichtlich gewesen, daß er an Plänen, die einmal gefaßt und beschlossen waren, nicht mehr rütteln würde.

„Irgendwelche Fragen?“ Fly blickte in die Runde und stellte fest, daß alle seine Männer verneinten. Keiner von ihnen sagte ein Wort—das war auch nicht nötig.

Um zwölf Uhr nachts verließen zwei Geländefahrzeuge die Madrider Botschaft der Vereinigten Staaten von Amerika lautlos durch die Garagentür. Sie waren nicht sehr sauber und sahen aus wie Fahrzeuge eines landwirtschaftlichen Betriebs. Ihr äußeres Erscheinungsbild und ihr genereller Zustand waren lediglich akzeptabel, doch ihre Motoren waren gründlich überholt und speziell präpariert—und die Benzintanks randvoll gefüllt. Sie trugen falsche Kennzeichen der Provinz Madrid, die echten gehörten zu Lastwagen einer Geflügelfarm in einem kleinen Nest in Segovia, am Ufer des Eresma. Insgesamt verteilten sich sieben Männer auf die beiden Wagen, in Gruppen von drei bzw. vier Personen; in jedem Auto fuhren zwei stämmige Marines mit.

Der Wachposten, den die Spanier aufgestellt hatten, informierte ordnungsgemäß. Doch die Instruktionen, nachdem das Hinausfahren der Wagen bekannt geworden war, lauteten, nicht zu intervenieren, obwohl sehr schnell klar war, welches Ziel die Amerikaner ansteuerten.

Es war ein entsetzliches Blutbad gewesen. John Fly selbst hatte einen oberflächlichen, aber Aufsehen erregenden Schnitt links auf der Stirn sowie eine Wunde am Hals, aus der das Blut bis vor kurzem nicht zu strömen aufgehört hatte. Er konnte sich immer noch nicht erklären, wie es zu dieser Katastrophe gekommen war. Er war in grauenvoller Stimmung, er hatte zwei Männer verloren, ein dritter war schwer verletzt. Letzteren hatten sie, nachdem er in der Botschaft notdürftig versorgt worden war, in ein privates Krankenhaus gebracht, wo man als Gegenwert für eine hohe Rechnung keine unnötigen Fragen stellte. Die vier verbleibenden Mitglieder des Spezialteams, angefangen bei ihm selbst, waren völlig niedergeschmettert und fassungslos. Wie hatten sich die Dinge so entwickeln können, wo sie doch alles minutiös geplant hatten. Jetzt war er überzeugt—doch das nützte nun auch niemandem mehr—daß die Entscheidung, so eilig zu handeln, nicht die beste gewesen war. Ganz im Gegenteil.

Der Arzt, der in der Sanitätsstation der Botschaft Dienst tat—eine improvisierte Unfallstation in der kleinen Apotheke der diplomatischen Vertretung—hatte seine Wunde am Hals mit drei Stichen genäht. Die Verletzung an der Stirn versorgte er mit zwei kleinen Heftpflastern aus durchsichtigem Plastik, und er wies ihn an, die Schrammen und Abschürfungen, die er an den Händen hatte, mit Wasserstoffperoxyd zu reinigen und mit Alkohol zu desinfizieren.

Fly drängte den Arzt zur Eile, weil er so schnell wie möglich zu Ringrose wollte. Er wurde als Erster versorgt, nachdem der Schwerverletzte eine Notfallbehandlung bekommen hatte und ins Krankenhaus abtransportiert worden war. Hinter ihm stand der Rest der an der Operation Abraham beteiligten Männer Schlange. Noch nie war die Krankenstation so frequentiert gewesen wie in dieser Nacht. Als Fly Ringroses Büro betrat, wo dieser gemeinsam mit Mike Wood wartete, war es 4:00 Uhr morgens. Seine Miene war finster. Als er eintrat, sprangen beide Männer auf. Ringrose, alarmiert von dem Aussehen des Mannes, der gerade sein Büro betreten hatte, fragte als Erstes:

„Was ist passiert? Es sieht aus, als hätte es Probleme mit der...?“

Er konnte seinen Satz nicht beenden, Fly schnitt ihm harsch das Wort ab:

„Nein, man kann eigentlich nicht sagen, daß es Probleme gegeben hätte... Die ganze Operation war ein einziges Problem! Alles, absolut alles, ist schief gegangen! Zwei Männer sind tot, ein dritter schwer verletzt! Und all das für nichts und wieder nichts!“ schrie Fly, blinde Wut färbte seine Stimme. „Das heißt, für nichts stimmt auch nicht, weil wir jetzt jede Menge Erklärungen abgeben müssen! Irgendjemand muß den Spaniern ja schließlich erklären, was wir getan haben!“

Es war, als sei seine bisher unterdrückte Wut beim Öffnen der Bürotür losgebrochen. Er schien Ringrose, der stumm und wie gelähmt in kaum zwei Metern Abstand vor ihm stand, mit Blicken erdolchen zu wollen. Mike Wood, der seit vielen Jahren mit Fly zusammenarbeitete, hatte ihn noch nie in einer solchen Verfassung gesehen. Er sprach sanft, versuchte, ihn zu beruhigen:

„Warum setzt du dich nicht und erzählst uns, was passiert ist? Beruhige dich, John. Möchtest du etwas trinken?“

John Fly nahm Platz, legte seine Handflächen mit ausgestreckten Daumen aneinander und trommelte sich leicht auf den Nasenflügeln herum. Mit verlorenem Blick sagte er:

„Ich nehme einen Whisky, einen großen. Trocken.“ Wood blickte Ringrose an, der aus seiner Versunkenheit zu erwachen schien und zu einem Tischchen ging, auf dem sich zahlreiche Flaschen mit verschiedenen Getränken drängten. Er schenkte drei großzügige Gläser Whisky ein und reichte sie den Männern. Fly trank einen großen Schluck und schnalzte laut mit der Zunge. Die beiden Männer, die die letzten, langen Stunden angespannt abgewartet hatten, warteten jetzt darauf, daß Fly sich beruhigte und ihnen erzählte, was geschehen war. Die Stille dauerte noch eine Weile an, bis Fly, der nach seinem cholерischen Ausbruch seine Gedanken geordnet hatte, Ringrose schließlich fragte:

„Woher nahmen Sie eigentlich die Gewissheit, daß sich das *Buch des Juden Abraham* in den Händen der Russen befand?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Ringrose überrascht zurück.

„Ich will damit sagen, Mister Ringrose, daß die ganze Aktion heute Nacht das Ziel hatte, ein Buch zu bekommen, das angeblich diese verdammten Russen haben sollten. Ich frage Sie daher, wie Sie zu dem Schluß gekommen sind, daß das Buch sich bei diesen Scheißkerlen befinden sollte. Haben Sie meine Frage verstanden?“

Alan Ringrose war völlig verblüfft.

„Wollen Sie damit vielleicht sagen, daß... daß... daß sie das Buch nicht hatten?“

John Fly, der in einer Hand das große Whiskyglas hielt, das er ohne Unterlass immer wieder an die Lippen setzte, so daß der Boden inzwischen nur noch knapp mit Whisky bedeckt war, strich sich mit der anderen Hand über das Kinn, wobei er seinen blutig verschrammten Handrücken sehen ließ, und schnauzte ihn unbeherrscht an:

„Genau, Mister Ringrose, die Russen hatten das Buch nicht. Die ganze Operation Abraham ist gescheitert, weil die Informationen, die Sie uns geliefert haben und die als Grundlage für unsere Arbeit dienten, auf einem sehr schwerwiegenden Irrtum basierten.“ Die Worte kamen nur langsam aus seinem Mund, zeugten von seiner mühsam unterdrückten Anspannung. Jetzt reagierte Ringrose aufgebracht:

„Das ist unmöglich, Mister Fly! Die Russen haben den Buchhändler ermordet, an dem Morgen, an dem wir uns mit ihm treffen wollten, um den Kauf abzuwickeln! Daran gibt es nicht den geringsten Zweifel!“

„Daran zweifle ich auch gar nicht, Mister Ringrose. Laut Ihren Informationen,“ ein verächtlicher Unterton schwang in seinen Worten mit, „haben die Russen den Buchhändler ermordet. Das kann ich Ihnen jetzt bestätigen! Sie haben es uns gesagt!“

„Ihr habt mit ihnen darüber geredet?“ rief Wood aus.

„Geredet nicht gerade. Aber wir haben eine von ihnen verhört.“

„Eine?“

„Die Frau, die im Haus war. Bevor sie starb, blieb ihr noch genug Kraft, uns zu verfluchen und sich über uns lustig zu machen, weil wir das, was wir suchten, nicht finden würden. Aus dem einfachen Grund, weil sie es nicht hatten. Von ihr wissen wir, daß sie den Buchhändler zwar ermordeten, das Buch aber nicht bekamen. Vielleicht hatte der Buchhändler sie angelogen, bevor er starb, vielleicht war ihnen auch jemand zugekommen. Wir haben trotzdem alles durchsucht, falls die Frau uns in die Irre führen wollte, aber das verdammte Buch war nicht zu finden. Darüber hinaus wurden ihre Worte uns in der Mansarde der Villa bestätigt. Dort fanden wir diesen Andrej, er hatte sich erhängt. In der Hosentasche trug er einen Abschiedsbrief mit einem Geständnis, adressiert an seinen Chef, Michail Garin. Laut der Uhrzeit auf dem Brief hatte er sich nur wenige Minuten, bevor wir in die Villa eindringen, das Leben genommen. Er beging Selbstmord, weil sein Boss ihm ein Ultimatum für die Beschaffung des Buchs gestellt hatte und er es nicht nur nicht hatte, sondern darüber hinaus auch nicht die geringste Ahnung hatte, woher er es bekommen sollte. Das Geständnis eines Selbstmörders, der in einigen Zeilen den Grund für seinen Freitod erklärt.“

Fly zog ein Blatt Papier aus seiner Hosentasche und warf es auf den Tisch:

„Hier ist der Beweis, von dem ich spreche!“

Ringrose schnappte sich sofort das Papier und begann zu lesen. Unter leichtem Kopfnicken verschlang er eine Zeile nach der anderen—ein untrüglicher Beweis, daß sein Ansatz falsch gewesen war.

„Gut, John,“ bemerkte Wood, der nicht das geringste Interesse an Andrejs Geständnis zeigte, „warum erklärst du uns nicht, was genau passiert ist? Wer ist gestorben? Wer liegt im Krankenhaus?“ Er stand auf und goß seinem Chef ein weiteres Glas Whisky ein.

John Fly erklärte die Ereignisse mit der gleichen Bedächtigkeit, mit der er Ringrose seinen folgenreichen Fehler vorgehalten hatte.

„Am Anfang verlief alles nach Plan. Wir fuhren in die Nähe des Hauses und parkten die Autos einen Block oberhalb. Einer der Marines, Warding, drang in den Garten ein, dessen Größe, wie wir es vorhergesehen hatten, uns zugute kam. Ohne Probleme erledigte er den Wachposten an der Tür und narkotisierte die beiden Hunde, genau wie wir es geplant hatten. Anschließend ließ er uns hinein. Bis dahin hatte die ganze Aktion kaum drei Minuten gedauert. Wir betraten das Anwesen, verschlossen die Tür hinter uns wieder und durchquerten rasch den Garten, um unsere Positionen rund um die Villa einzunehmen, ohne gesehen zu werden. Anschließend bereiteten wir uns darauf vor, die Villa zu stürmen. Wir wußten, daß der Überraschungsfaktor entscheidend sein würde. Im Erdgeschoss brannte nur in der Küche und im Wohnzimmer Licht, außerdem war nur ein Zimmer im ersten Stock erhellt. Wir konnten jedoch nicht hineinsehen, weil alle Vorhänge zugezogen waren. Wir gingen davon aus, daß bei drei beleuchteten Zimmern die sieben Leute, die maximal im Haus sein sollten (einen hatten wir ja bereits eliminiert), gut verteilt sein mußten, was uns die Arbeit erleichtern würde. Es gab einen Wachposten im Eingangsbereich, folglich konnten nicht mehr als vier Personen an einem einzelnen Punkt versammelt sein. Wir dachten, wir könnten die Situation mühelos kontrollieren, sobald wir einmal drin wären. Doch das war wieder eine Fehlinformation: Im Haus befanden sich zehn Männer und eine Frau. Fünf von uns drangen in das Haus ein, während die anderen beiden die Vorder- bzw. Rückseite kontrollierten. Und hier endete unser Glück. Beim Eindringen in die Villa eliminierten wir den Posten am Eingang, aber im gleichen Augenblick wollte einer der Männer aus dem Wohnzimmer in Richtung Küche gehen, sah uns, kehrte um und alarmierte die anderen. Der Rest war ein einziges Gemetzel—fast lautlos, weil auch sie Schalldämpfer auf ihren Pistolen hatten. Die Russen verteidigten sich wie wilde Tiere. Gut, daß wir sie überrascht hatten, ansonsten wäre die Schlacht noch ganz anders ausgegangen! Die Frau sagte, daß sie uns für die spanische Polizei gehalten hätten; vielleicht reagierten sie deshalb mit so großer Brutalität. Sie starben alle, inklusive des Mannes, der ihr Chef gewesen zu sein schien. Ein ungehobelter Riese, der bis zum Ende wie ein in die Enge getriebenes Tier kämpfte, Seite an Seite mit der Frau.“

Ringrose war aufgestanden und lief mit großen Schritten von einem Ende des Raumes zum anderen, er wirkte angespannt und misstrauisch.

„In diesem Fall... in diesem Fall...“ Er schien mit sich selbst zu sprechen, als denke er laut nach.

„Sagten Sie etwas, Mister Ringrose?“ fragte Fly unwirsch.

„Mister Fly, wenn das Buch nicht bei den Russen war, müssen es die Juden haben!“

„Und worauf begründen Sie diese Behauptung, Mister Ringrose?“

„Ganz einfach durch Ausschlußverfahren: Wenn die Russen es nicht haben und wir es auch nicht haben, muß sich das Buch in den Händen der Israelis befinden.“

„Sie irren sich schon wieder.“ Fly schleuderte Ringrose einen wütenden Blick zu und wartete auf seine Reaktion. Diese erfolgte in Form einer sanften Frage:

„Würden Sie mir meinen Fehler erläutern, Mister Fly?“

„Aber sehr gerne, Mister Ringrose. Die Russen hatten das Buch nicht, weil Uribe es nicht hatte. Wenn er gewußt hätte, wo es ist, hätten die Russen es bekommen. Vergessen Sie nicht, daß er es war, der die Mafiosi zu dem Buch führte. Der

Mossad suchte Uribe auf, um von ihm Informationen zu bekommen, nachdem ihr Versuch, über den Buchhändler an das Manuskript zu kommen, gescheitert war. Immerhin ist unser letzter Hinweis auf die Israelis und auf Uribe, daß sie gemeinsam Uribes Restaurant verließen. Auf diesem Wege konnten sie das Buch gar nicht bekommen. Ich will gar nicht mit Sicherheit ausschließen, daß sie es haben—vielleicht ja, vielleicht nein. Aber wir können nicht davon ausgehen, nur weil wir anderen es nicht haben. Fest steht, Mister Ringrose,“ wieder durchbohrte er den Chef der CIA in Spanien mit den Augen, „daß wir nicht wissen, wo sich dieses gottverdammte Buch befindet, und daß wir keine kategorischen Behauptungen aufstellen können—erst recht nicht nach dem, was heute passiert ist, weil wir Schlußfolgerungen gezogen haben, die wir nicht hätten ziehen dürfen.“

Nach diesen Worten schwieg er eine Zeit lang. Dann sagte Fly etwas, das bei den anderen atemlose Verblüffung hervorrief:

„Meiner Meinung nach ist jetzt der Moment gekommen, Kontakt zu den Israelis aufzunehmen.“

Samuels Wohnung war etwa sechzig Quadratmeter groß und lag in einem Gebäude, das zwar nicht luxuriös, aber doch von gehobenem Standard war. Sie bestand aus einem Eßzimmer, zwei Schlafzimmern, einer Küche, einem Badezimmer sowie einem kleinen Flur und war ideal für eine alleinstehende Person oder ein Pärchen, eignete sich jedoch wegen ihrer Größe und ihres Schnitts nicht allzu gut, um sie mit anderen Leuten zu teilen: Es fehlte an Privatsphäre. Sie lag an der Plaza de Castilla, am Ende des Paseo de la Castellana—also relativ zentral und mit guter Verkehrsanbindung. Tagsüber war das Viertel ein einziges Gewimmel, denn hier befanden sich alle wichtigen Gerichtsgebäude der spanischen Hauptstadt. Am Nachmittag, wenn die Gerichte geschlossen hatten, wurde die Gegend dann viel ruhiger, um sich aber später, sobald die Nacht hereingebrochen war, wieder zu beleben. Die vielen Bars und Kneipen in den umliegenden Straßen sowie die Prostituierten, die in vielen Apartments des Viertels ihrer Arbeit nachgingen, zogen zahlreiche Menschen an.

Marta Ullá hatte in ihrer Wohnung eine freundliche Stimmung geschaffen—in allen Zimmern dominierte der gute Geschmack. Die Möbel waren von guter Qualität und die Dekoration ausgesucht, es gab sogar ein paar Luxusartikel, jedoch keinen Prunk.

Die beiden Mossad-Agenten teilten sich das kleinere Schlafzimmer, das für Gäste reserviert war. Trotz seiner geringen Größe war es ebenso gemütlich wie der Rest der Wohnung. Es gab ein Sofa, das man zur Schlafenszeit ausziehen konnte und das tagsüber größere Bewegungsfreiheit zuließ, weil sich das zweite Bett unter das andere einschieben ließ. Ein kleiner Einbauschränk bot genügend Platz für das Gepäck der beiden Männer.

In der Küche war zu erkennen, daß Marta Ullá eine Freundin der modernen Küche war, aber auch ein Faible für gewisse Delikatessen hatte. Sie trank die unterschiedlichsten Sorten Tee und aß gern verschiedene Pâtés und Käse. Darüber hinaus liebte sie es, Salate mit leicht exotischem Touch zuzubereiten, und in ihrer kleinen Speisekammer standen ein paar Flaschen Sekt und Rotwein—Experten konnten die hervorragende Qualität erkennen.

Auch sah man der Wohnung auf den ersten Blick die Musikbegeisterung ihrer Besitzerin an: Sie besaß eine erstklassige Hi-Fi-Anlage und zahlreiche CDs mit klassischer Musik sowie Folk und Country bis hin zu zeitgenössischen Balladen, darunter alle CDs von Bob Dylan.

Nach der ersten Nacht, die die Agenten des israelischen Geheimdienstes in dieser Wohnung verbracht hatten, waren sie für lange qualvolle Stunden des Wartens hier eingeschlossen. Ohne Verbindung zur Außenwelt, abgesehen von Radio und Fernsehen, warteten sie in fast unerträglicher Anspannung darauf, daß es 14:00 Uhr werden und Marta Ullá zurückkehren würde. Sie saßen auf glühenden Kohlen, seit überall in der Presse zu hören war, daß es in La Moraleja eine Schießerei gegeben hatte, bei der zwischen zehn und zwölf Menschen ums Leben gekommen waren. Alles deutete darauf hin—so verbreiteten es die Radio- und Fernsehnachrichten—daß es sich um eine offene Rechnung zwischen kriminellen Banden gehandelt habe, denn eine der beteiligten Parteien war die mächtigste russische Mafiagruppe Spaniens.

Die Mossad-Agenten waren jedoch fest davon überzeugt, daß es einen Zusammenhang mit dem Buch gab; die wenigen Informationen, die sie den Medien entnehmen konnten, stimmten mit denen überein, die sie selbst besaßen.

Marta Ullá kam nach Hause, nachdem sie den ersten Teil ihres Arbeitstages als Sekretärin hinter sich gebracht hatte. Darüber hinaus hatte sie an diesem Morgen auch eine Antwort auf ihre Anfrage an die israelische Botschaft in Madrid erhalten, und sie brachte konkrete Instruktionen für Salomón ben David und Aaron Mayer mit nach Hause. Sobald sie ihre Wohnungstür geöffnet hatte, bombardierten sie die beiden ungeduldigen Männer mit einem Trommelfeuer von Fragen. Mit einer vielsagenden Handbewegung bat sie sie um Ruhe.

„Ein kleines bißchen Geduld, ein kleines bißchen Geduld. Alles zu seiner Zeit.“

Sie zog die Jacke ihres makellosen Kostüms aus, darunter trug sie eine schwarze Bluse, die sich perfekt an ihren Körper anschmiegte und ihre opulenten Formen betonte.

Ruhig erläuterte sie ihnen die Instruktionen, die die Botschaft ihnen ausrichten ließ—empfangen über den üblichen Kommunikationskanal, den der Geheimdienst eingerichtet hatte. Allerdings hatte die Antwort diesmal länger als üblich auf sich warten lassen, weil man sich erst mit Tel Aviv in Verbindung setzen mußte, um Anweisungen von ganz oben zu erbitten. Diese Anweisungen waren absolut eindeutig. Da man sich in Tel Aviv jedoch bewußt war, daß sie bei den beiden Agenten, die sie ausführen sollten, großes Befremden auslösen würden, hatten sie sie wiederholt und mit der Anmerkung versehen, daß es sich nicht um einen Irrtum handelte, daß die Instruktionen korrekt seien und haargenau befolgt werden mußten.

Tatsächlich hatte man in Tel Aviv alles vorhergesehen, inklusive der Reaktion von Aaron Mayer und Salomón ben David. Als *Samuel* ihnen mitgeteilt hatte, was man ihr in der Botschaft aufgetragen hatte, sahen sie sie perplex an.

„Bist du ganz sicher, daß es sich nicht um einen Irrtum handelt?“ fragte Mayer mit weit aufgerissenen Augen.

„Ohne den geringsten Zweifel,“ antwortete die Frau mit dem Nachdruck einer Person, die vorher auf die gleiche Weise reagiert hatte wie jetzt die beiden Männer.

„Und es ist nicht möglich, daß zwei Nachrichten vertauscht wurden?“ beharrte Mayer.

„Alles wurde mehrfach bestätigt. Es gibt nicht den geringsten Zweifel daran, welches Vorgehen Tel Aviv anordnet.“ Marta Ullá ließ ihren Blick zwischen den beiden Agenten hin- und herwandern und versuchte, ihre Ruhe auf sie zu übertragen. Sie wußte, daß sie die gleichen Zweifel plagten, die sie selbst auch gehabt hatte.

Obwohl Aaron Mayer während dieser ganzen Operation nicht den geringsten Anlaß gehabt hatte, an *Samuel* zu zweifeln, konnte er eine gewisse quälende Unruhe nicht ganz ausräumen. In diesem Augenblick traf er eine riskante Entscheidung: Heute Nacht würde er seinen Vorgesetzten in der israelischen Hauptstadt kontaktieren, den obersten Chef des Geheimdienstes. Er wußte, wie gefährlich diese Entscheidung war. Er würde einen Kommunikationskanal benutzen, für dessen Benutzung er nur in absoluten Notfällen autorisiert war—und die augenblickliche Situation stellte keine Notsituation für sein Land dar. Der Besitz des *Buchs des Juden Abraham* war für Israel mehr eine Frage der Kulturpolitik und, wenn man so wollte, auch des Nationalstolzes als alles andere. Allerdings wußte er auch genau, wie wichtig die Israelis den Stolz auf ihr Volk nahmen. Er würde diese Kommunikationslinie öffnen, weil ihm die Instruktionen, die er erhalten hatte, zu unglaublich erschienen. Er war überzeugt, daß hier ein Irrtum vorlag, und er war es weder gewöhnt, Fehler zu begehen, noch, was schlimmer wäre, daß jemand unbemerkt ihre Codes veränderte. Während seiner langjährigen Arbeit für den Mossad hatte er diese Möglichkeit der Kontaktaufnahme nur ein einziges Mal genutzt. Jetzt würde er es von neuem tun, obwohl diese Entscheidung schwerwiegende Konsequenzen für seine bislang makellose Personalakte haben würde.

In tiefschwarzer Madrider Nacht kontaktierte Aaron Mayer das Hauptquartier des Mossad und bat darum, mit dem höchsten Verantwortlichen des Geheimdienstes zu sprechen. Sein Anruf erreichte Tel Aviv, als in der jüdischen Hauptstadt gerade der Tag anbrach, und er löste bei Oberst David Simon, der sich bereits in seinem Büro befand und seinen Arbeitstag begann, größtes Erstaunen aus. Nachdem er sich von seiner Überraschung erholt hatte, ging er hinunter in den Keller des Gebäudes, wo in einer gepanzerten Kammer ein hoch entwickeltes Kommunikationssystem stand.

Von dort aus sprach er mit Kommandant Mayer, ohne ihn seine Reaktion auf dessen Anruf spüren zu lassen. Er beschränkte sich darauf, ihm die Richtigkeit der Instruktionen, die die beiden Agenten in Spanien empfangen hatten, Punkt für Punkt zu bestätigen, und fügte hinzu, daß die Sache keinen Aufschub duldete. Anschließend unterbrach er die Verbindung, ohne sich zu verabschieden. Mayer klappte das Mini-Funkgerät zu—ein Wunder der modernen Technologie: Es war nicht einmal halb so groß wie eine Streichholzschachtel und konnte von Scannern oder anderen Kontrollsystemen nicht erkannt werden—und steckte es sorgfältig in das Fach, das sich speziell für diesen Zweck an seinem Gürtel befand. Dann verließ er die Dachterrasse des Gebäudes, auf die er hinaufgestiegen war, um seinen Anruf zu tätigen.

Kapitel 24

Als das Mobiltelefon, das man den beiden Mossad-Agenten speziell für diesen Anruf ausgehändigt hatte, klingelte, zuckten sie nervös zusammen. Sie wechselten einen verschwörerischen Blick, und Kommandant Mayer, dem seine Müdigkeit deutlich anzusehen war—offenbar hatte er schlecht geschlafen—sprang hastig auf. Es war 9:30 Uhr. Exakt die Uhrzeit, für die ihre gestern erhaltenen Instruktionen ihnen diesen Anruf angekündigt hatten. Mayer hob ab und hielt den Hörer an sein Ohr, sagte aber nichts, bis er gefragt wurde:

„Aaron Mayer?“ Eine sehr durchdringende Stimme.

„Wer will das wissen?“ fragte der jüdische Agent zurück.

„Abraham,“ lautete die knappe Antwort—so sollte die Kontaktperson sich identifizieren.

„Gut, Abraham, ich bin Mayer.“

Am anderen Ende der Leitung blieb es kurz still, bis Aaron von neuem die durchdringende Stimme hörte:

„Hören Sie mir genau zu, Mayer, wissen Sie, wo das Restaurant ALCALDE ist?“

„Nein, weiß ich nicht, aber das ist kein Problem.“

„Gut, dann machen Sie sich jetzt sofort auf den Weg in das Café des Restaurants. Dort werden wir sie kontaktieren. Kommen Sie allein. Viel Glück.“

Mayer wollte mehrere Dinge fragen, doch dazu hatte er keine Gelegenheit. Kaum hatte sein Gesprächspartner ihm viel Glück gewünscht, hörte er schon ein Knacken, das zweifellos bedeutete, daß der andere aufgelegt hatte.

„Armleuchter!“

„Kam der Anruf aus einer Telefonzelle?“ fragte Salomón ben David.

„Ja, kam er. Wie *Samuel* es uns angekündigt hat—sie gehen kein Risiko ein. Schlag bitte mal im Telefonbuch ein Restaurant namens ALCALDE nach, wir brauchen die Adresse. Ich habe nicht viel Zeit.“

„Du hast nicht viel Zeit?“ Die Verwunderung in Salomons Frage war nicht zu überhören.

„Ja, ich. Ich gehe alleine zu diesem Treffen.“

Ben David runzelte die Stirn, während er in einem voluminösen Telefonbuch die Adresse des Restaurants heraussuchte. Diese Reaktion ging nicht unbemerkt an seinem Chef, der gerade einen Stadtplan von Madrid auf dem Tisch ausbreitete, vorbei.

„Sie haben sich knapp, aber sehr deutlich ausgedrückt: *Kommen Sie allein.*“

„Alamar... Alanís... Albalá... Alcábalá... Alcalá, Alcalá... Alcalde... *Alcalde*, Restaurant.“ Salomons Finger stoppte unter dem gesuchten Eintrag. „Schreib auf: Calle de Recoletos...“

„Recoletos, ist das nicht ein Paseo?“ fragte Aaron unwillig.

„Nun, hier schreiben sie Calle.“ Salomón unterstrich seine Aussage, indem er mit dem Zeigefinger auf die entsprechende Stelle des Telefonbuchs pochte.

Aaron fand die Straße, in der das Restaurant lag, auf der Karte und machte sich auf den Weg, nachdem er seinem Partner gesagt hatte, er solle hier auf seine Rückkehr warten.

„Du kannst fernsehen oder eine Zeitschrift lesen,“ sagte er mit sarkastischem Grinsen.

Es dauerte keine fünfzehn Minuten, bis Mayer vor dem Treffpunkt aus dem Taxi stieg. Er sah auf die Uhr: 9:50 Uhr—es war also erst zwanzig Minuten her, seit er den einsilbigen Telefonanruf bekommen hatte. Er bezahlte den Taxifahrer und vergewisserte sich durch eine beinahe instinktive Bewegung mit der Innenseite seines Arms, daß sich seine Pistole noch an ihrem Platz an der Seite seines Oberkörpers befand. Er drückte die Tür auf und betrat das Café. Ein flüchtiger Blick genügte ihm, um sich ein allgemeines Bild von den Räumlichkeiten zu verschaffen. Abgesehen von der Tür, durch die er hereingekommen war, gab es noch eine weitere aus Glas, durch die man ins Restaurant gelangte, wie ein Schild über dem Türrahmen ihm mitteilte. An der gegenüberliegenden Wand öffneten sich zwei Doppeltüren, auf einer stand *Privat*, und die andere führte zu den Toiletten. Gegenüber der Eingangstür befand sich die Theke, hinter der zahlreiche Flaschen der unterschiedlichsten Formen, Größen und Inhalte aufgereiht standen. Das eigentliche Café erstreckte sich über eine große Fläche zwischen der Theke und der Tür zum Restaurant, hier standen die Tische, an denen die Gäste frühstücken, einen Drink nehmen, Zeitung lesen oder in Ruhe plaudern konnten. Die Hauptfrühstückszeit war bereits vorbei, und die Zeit, zu der die Spanier ihren Vormittagskaffee trinken, noch nicht gekommen, daher war in dem Café nicht viel los. Drei einzelne Personen saßen an der Bar vor ihren Getränken, alle völlig mit sich selbst beschäftigt: Zwei von ihnen lasen Zeitung, während der Dritte ganz in seine Gedanken versunken schien. Der Sitzbereich war menschenleer, nur die beiden Kellner, die hier für die Bedienung zuständig waren, beeilten sich, die Tische für den Ansturm der Vormittagskaffeetrinker vorzubereiten. Hinter der Bar stand ein Mädchen.

Aaron Mayer ging an die Theke, woraufhin die Bedienung sich dienstefrig näherte.

„Was darf ich Ihnen bringen?“

„Einen Tee mit Milch bitte, aber, wenn es Ihnen nichts ausmacht, servieren Sie mir bitte beides einzeln, damit ich mir selbst einschenken kann.“

Die Kellnerin, ein hübsches Mädchen, lächelte ihn freundlich an:

„Natürlich, Señor.“

Er überlegte, ob einer der Männer an der Bar wohl seine Kontaktperson war, obwohl bisher nichts darauf hindeutete. Er sah sie verstohlen an, aber keiner von ihnen schien jemanden zu erwarten. Er beschloß, daß es besser war, auf seinen Tee zu warten und Ruhe zu bewahren, bis die Ereignisse sich von alleine entwickelten. Der Kerl am Telefon hatte ihm ohnehin keine andere Wahl gelassen. Aaron hatte getan, was er tun mußte.

Die Kellnerin servierte ihm den Tee.

„Und hier ist Ihre Milch, Señor.“

In diesem Moment nannte jemand hinter seinem Rücken fragend seinen Namen:

„Herr Mayer?“

Aaron drehte sich um und sah sich Auge in Auge zwei großen Männern gegenüber. Einer der beiden war ein Schwarzer, während der andere, der eine Verletzung am Hals und ein kleines Heftpflaster auf der Stirn sowie eine verbundene

Hand hatte, exakt dem Bild entsprach, das die Filmindustrie als das eines typischen Amerikaners verbreitet.

„Ja, ich bin Aaron Mayer. Mit wem habe ich das Vergnügen...?“

Der mit der verbundenen Hand übernahm die Vorstellung.

„Mein Name ist John Fly, und das hier,“ er deutete auf den schwarzen Mann, „ist Alan Ringrose. Ich bedaure, Herr Mayer, daß wir Sie warten lassen mussten, wo wir doch eigentlich vor Ihnen hier sein sollten, aber dieser verdammte Verkehr... Was halten Sie davon, wenn wir uns an einen der Tische setzen? Da haben wir es viel bequemer.“

Sie nahmen einen diskreten Tisch an der Wand, von dem aus sie das ganze Café überschauen konnten, lediglich die Theke war vor ihren Blicken verborgen.

„Gut, Señor Mayer, ich glaube, wir alle sind uns der heiklen Lage bewußt, in der wir uns befinden, und wir alle wissen, warum wir hier sind.“ Fly sprach gewandt und selbstsicher. „Wir brauchen also nicht um den heißen Brei herumreden oder viel Zeit mit Vorreden verschwenden. Wir wissen, wer Sie sind, und Sie wissen, wer wir sind. Sie sind ein Agent des Mossad, und wir sind CIA-Agenten. Unsere Anwesenheit in Spanien hat den gleichen Grund wie die Ihre, wenn sich auch Ihre Motive von unseren unterscheiden: Für Sie besitzt das *Buch des Juden Abraham* einen... einen kulturellen, ja sentimentalen Wert, wenn Sie mir dieses Wort gestatten. Unsere Interessen sind wesentlich prosaischer. Nicht, daß wir der Kultur und dem, was dieses Buch symbolisiert, keinen Wert beimessen, aber zum jetzigen Zeitpunkt machen uns die wirtschaftlichen Konsequenzen, die sich ergeben würden, falls das Werk in die falschen Hände fiel, wesentlich größere Sorgen. Im Übrigen bin ich sicher, Herr Mayer, daß Ihre Regierung im Hinblick auf solche Konsequenzen ebenfalls nicht unempfindlich ist.“ Falls John Fly von dem Mossad-Agenten eine Reaktion oder irgendein Zeichen der Zustimmung zu seinen Worten erwartete, wurde er enttäuscht. Mayer hörte ihm aufmerksam zu, doch sein Gesicht war unbeweglich wie eine Maske. In diesem Augenblick näherte sich der Kellner.

„Wer bekommt den Tee?“ Mayer hob die Hand. „Wir haben die Milch noch einmal erhitzt, passen Sie auf, daß Sie sich nicht verbrennen. Was möchten die Herren trinken?“

Die beiden Nordamerikaner bestellten *café americano*—Kaffee in großen Tassen und mit viel Wasser. Während sie bedient wurden, unterhielten sie sich über Belanglosigkeiten: das Wetter, den Verkehr in Madrid oder die beachtliche wirtschaftliche Entwicklung, die Spanien in den letzten Jahren durchlebt hatte. Sobald der Kellner sich wieder entfernte, kam Fly auf das eigentliche Thema ihrer Zusammenkunft zurück.

„Herr Mayer, ich nehme an, Sie wissen bereits, daß die Russen das Buch nicht hatten.“

Zum ersten Mal äußerte sich der Mossad-Agent zum Thema ihres Treffens.

„Ich weiß nur, was Sie mir jetzt sagen. Natürlich habe ich gehört, daß es eine Schießerei in einer Villa in La Moraleja gab und daß sie in einem Blutbad endete. Ich weiß auch, daß es Ihre Agenten waren, die versuchten, die Russen dort zu überraschen, aber ich habe den Eindruck, die Sache ist nicht allzu gut gelaufen,“ bemerkte er mit leicht provokantem Unterton, begleitet von einem indiskreten Blick auf Flys Verletzungen.

„Es war schlimmer als das, Kommandant Mayer.“ Fly sprach den jüdischen Agenten bewußt mit seinem militärischen Rang an. „Die Sache lief offen gesagt ganz katastrophal. Alle unsere Pläne sind gescheitert. Die Russen hatten das, was wir suchten, nicht. Allein aus diesem Grund war die Operation schon ein Mißerfolg. Aber nicht genug damit, daß wir unser Ziel nicht erreicht haben, es ist uns darüber hinaus auch nicht gelungen, sie so rasch zu überwältigen, wie wir gehofft hatten, so daß der Angriff auf die Villa tatsächlich zu einem Blutbad wurde. Wir haben zwei Männer verloren. Ihre Leichen befinden sich im Augenblick noch in der Botschaft, und wir versuchen, sie so diskret wie möglich in ihre Heimat zu überführen, um einen Konflikt mit den spanischen Behörden zu vermeiden. Unsere Diplomaten tun ihr Bestes, damit die Schießerei von La Moraleja als Abrechnung zwischen zwei Mafiabanden in die Akten eingeht—schließlich haben wir den Spaniern einen der gefährlichsten Verbrecher vom Hals geschafft: Mädchenhandel, Luxusprostitution, Rauschgifthandel...“

„Wenn Sie so weitermachen, Fly, müssen die Spanier Ihnen noch einen Verdienstorden verleihen.“

„Spotten Sie nicht, Mayer, Sie wissen ebenso gut wie ich, was für Probleme diese kaukasischen Clans in den Ländern verursachen, in die sie ihre Tentakel gesteckt und ihre Netze aufgebaut haben. Wir haben einen dieser Clans enthauptet: Unter den Toten befinden sich Michail Garin, einer der größten Paten des internationalen Drogenhandels, sowie sein Vertrauensmann in Spanien, ein gewisser Andrej. Dennoch kann das, was wir getan haben, zu einem diplomatischen Konflikt mit Spanien führen, vor allem, weil wir so ziemlich alle Gesetze dieses Landes gebrochen haben. Aber der spanischen Polizei haben wir einen Gefallen getan, auch wenn die das nicht anerkennt, weil sie nicht zulassen kann, daß ausländische Agenten auf ihrem Territorium operieren. Es ist nun einmal, wie es ist, und Sie wissen das genauso gut wie ich.“

Mayer sah Ringrose an, der sich bis zu diesem Moment noch nicht an dem Gespräch beteiligt hatte, sondern nur wie versteinert dasaß, und er bemerkte lächelnd:

„Endlich geben Sie mir Recht, was die Tapferkeitsmedaille betrifft.“

Fly tat, als hätte er die Bemerkung des Israelis nicht gehört und nahm den Faden seiner Rede wieder auf:

„Dies ist die Situation, mein lieber Kommandant, in der wir anderen, die wir versucht haben, das *Buch des Juden Abraham* zu bekommen, an diesem Tisch zusammensitzen. Sie und wir. Da wir es nicht haben, vertritt Ringrose hier,“ Fly deutete mit einem drohenden Finger auf seinen Kollegen, „die Ansicht, daß das Buch, das innerhalb weniger Tage zu einem der begehrtesten Objekte des Erdballs geworden ist, sich in Ihrem Besitz befindet. Kommandant Mayer, vielleicht möchten Sie selber auf die Vermutung des Herrn Ringrose antworten.“

Nach Flys letzten Worten rutschte Ringrose nervös auf seinem Stuhl nach vorne. Aaron Mayer verschränkte die Arme und sah die beiden Amerikaner abwechselnd mit herausforderndem Lächeln an. Endlich brach er sein Schweigen.

„Bemühen Sie Ihren gesunden Menschenverstand nur ein ganz klein wenig, und dann sagen Sie mir: Wäre ich jetzt hier, wenn wir das Buch hätten?“

Fly feixte hämisch—sehr zur Verärgerung von Ringrose. Die beiden Amerikaner wechselten einen Blick, der nicht weniger beredt war als ein hitziges Wortgefecht. Mayer begann die Situation, die er unbeabsichtigt provoziert hatte, zu genießen.

„Meine sehr verehrten Kollegen, ich sage doch nur, daß sich das Buch nicht in unserem Besitz befindet. Das müssen Sie doch bereits gewußt haben,“ lächelte er boshaft. „Sie sagten mir gerade, daß die Russen es ebenfalls nicht hatten und Sie selbst auch nicht wissen, wo es ist. Daraus läßt sich nur folgern, daß wir entweder ein ernsthaftes Problem haben oder daß jemand lügt. Und ich lüge selbstverständlich nicht.“

„Wollen Sie damit vielleicht andeuten, daß wir es sind, die lügen?“ Flys Augen schienen Funken zu versprühen.

„Ich deute gar nichts an. Ich stelle nur etwas fest. Ich sage, daß ich das Buch nicht habe, und Sie sagen, daß sie es ebenfalls nicht haben. Und ich glaube Ihnen, denn wenn Sie es hätten, wären Sie nicht hier. Darüber hinaus behaupten sie, daß es auch nicht bei den Russen war. Sind Sie sich ganz sicher, was das betrifft?“

„Absolut,“ antwortete Fly.

„Ohne den geringsten Zweifel?“ beharrte Mayer.

„Ohne den geringsten Zweifel.“

„Entschuldigen Sie, daß ich insistiere, aber ich würde gerne wissen, auf welche Beweise Sie diese Gewißheit stützen.“

„Auf den Abschiedsbrief eines Selbstmörders, der sich im Dachgeschoß der Villa in La Moraleja erhängt hatte.“ Fly holte Andrejs Geständnis aus der Hosentasche. „Hier haben sie ihn. Als wir in die Mansarde hinaufgingen, fanden wir den Mann dort erhängt, die Leiche war noch warm. Sie können ihn lesen, wenn Sie möchten.“

Mayer las den Brief—für ihn ein wichtiges Beweisstück—in Ruhe durch, er sah sich jede Zeile und jedes Wort genau an. Als er geendet hatte, faltete er ihn bedächtig zusammen und gab ihn Fly zurück. Mit einem Schnauben urteilte er:

„Ganz offensichtlich haben wir ein Problem.“

Jetzt war es John Fly, der ihn herausfordernd ansah.

„Genau aus diesem Grund, mein lieber Freund,“ die drei letzten Worte spuckte er geradezu aus, „sind wir hier zusammengekommen. Sie haben klare Anweisungen bekommen, ebenso wie wir. Diese Anweisungen lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß wir unsere Informationen austauschen müssen—wie ich es gerade bereits getan habe, indem ich Ihnen dieses Schreiben vorgelegt habe—und daß wir unsere Kräfte vereinen sollen, um das Buch zu bekommen. Was dann letzten Endes mit diesem Werk geschehen wird, darüber entscheiden unsere jeweiligen Regierungen. Da wir bereits alle vorhandenen Fragen geklärt haben... oder haben Sie vielleicht noch eine, Herr Mayer?“—die Frage war eine Bosheit in sich— „...glaube ich, daß der Moment gekommen ist, einen Schlachtplan zu entwerfen, der uns an unser gemeinsames Ziel führt.“

Mayer machte eine zustimmende Geste.

„Gut. In diesem Fall bin ich dafür, daß wir uns an einen Ort begeben, an dem wir bequemer arbeiten können. Ich glaube, Kommandant, Sie haben bereits dahingehende Anweisungen erhalten, ist das richtig?“

„In der Tat, allerdings muß Kapitän ben David noch zu uns stoßen.“

„Selbstverständlich, selbstverständlich.“ Fly holte ein Stück weißer Pappe aus der Tasche; es war etwa so groß wie eine Visitenkarte, auf ihm stand in Schreibmaschinenschrift eine Adresse. „Merken Sie sich diese Anschrift, und zerstören Sie die Karte anschließend. Wir treffen uns in fünfundvierzig Minuten dort wieder.“

Sie bezahlten ihre Getränke und verließen das Café—die beiden Amerikaner durch den Ausgang, der in das Restaurant führte, der Israeli durch die Tür, durch die er auch hereingekommen war. Als er auf die Straße kam, hatte sich der Himmel über Madrid mit grauen, teils sehr dunklen Wolken zugezogen. Es wehte ein leichter Wind, der ankündigte, daß es in Kürze regnen würde.

Von einer Telefonzelle aus—er wollte kein Risiko eingehen—rief er Salomón an und sagte ihm, er solle sich bereitmachen, das Haus zu verlassen, er würde in wenigen Minuten vorbeikommen, um ihn abzuholen. Als er in das Taxi stieg, das er angehalten hatte, fielen bereits die ersten dicken Regentropfen.

Es war 14:00 Uhr, als die Inspektoren Martín und Sansueña im Vorzimmer des Polizeipräsidenten warteten und ohne ernsthaftes Interesse ein paar Zeitschriften durchblättern. Zum dritten Mal innerhalb von weniger als achtundvierzig Stunden waren sie hier, um mit dem höchsten Chef der Policía Nacional zu sprechen. Ebenso wie bei den vorherigen Treffen, ließ er sie auch diesmal nicht lange warten. Der Sekretär, der bei Martín einen so schlechten Eindruck hinterlassen hatte—eine Meinung, die er seither nicht revidiert hatte—führte sie zu Juan Crucelles, der in seinem Schreibtischsessel saß und damit beschäftigt war, einen großen Stapel von Dokumenten zu unterzeichnen, ohne sie zu lesen.

„Inspektor Martín und Inspektor Sansueña,“ kündigte der Sekretär sie fast feierlich an.

Crucelles sah auf und forderte die beiden Polizisten mit einem Lächeln auf, Platz zu nehmen. Der Sekretär führte sie zu einem der Sofas, mit denen das Büro möbliert war.

„Setzen Sie sich, ich bin in einer Minute bei Ihnen.“

Die beiden Inspektoren nahmen Platz, und der Sekretär verließ lautlos das Zimmer. Martín und Sansueña mußten noch einige Minuten warten, während ihr Vorgesetzter in frenetischem Rhythmus Papiere unterschrieb. Es blieb immer noch ein beträchtlicher Stapel ohne das Namenszeichen des Polizeipräsidenten übrig, als er beschloß, diese Aufgabe aufzuschieben und sich seinen Männern zu widmen. Die standen auf, um ihn zu begrüßen.

„Verdammte Bürokratie!“ seufzte Crucelles. Während er sich setzte, bot er ihnen seine Zigaretten an—er schien sehr darum bemüht, eine kollegiale Atmosphäre zu schaffen.

„Gut, erzählen Sie mir, wie die Sache läuft. Gibt es Neuigkeiten?“

„Ja, die gibt es, und wir sind der Meinung, daß sie wichtig sind, Señor.“ Gleichzeitig mit seinen Worten drang eine dicke Rauchwolke aus Martins Mund. „Die Informationen, die uns vorliegen, scheinen es nahe zu legen—obwohl wir noch nicht ganz sicher sein können—daß die Amerikaner mit dem Überfall auf die Villa in La Moraleja ihr Ziel nicht erreicht haben. Anscheinend hatten die Russen das Buch nicht. Im Hinblick auf die dort verübten Morde haben wir uns darauf beschränkt, unseren Anweisungen zu folgen: Der Fall wurde als Abrechnung zwi-

schen rivalisierenden Mafiabanden abgeschlossen. Irgendein Journalist wollte seine Nase hineinstecken, wir sind aber bei der offiziellen Version geblieben. Von unserer Seite aus ist der Fall beendet, aus Mangel an möglichen Polizeimaßnahmen. Wir haben das Szenario *gesäubert*, um die offizielle Version glaubwürdig aussehen zu lassen. Die eventuellen losen Enden, die noch übrig bleiben, lassen sich problemlos bereinigen, wie man uns mitteilte.“

„In der Tat ist die einzige Komplikation, die auftreten könnte, die Überführung der Leichen der beiden bei der Schießerei getöteten Amerikaner. Aus unserer Sicht existieren die beiden Leichen nicht, ebenso wenig, wie es eine amerikanische Beteiligung an dieser Schießerei gab.“

Martín gefielen diese Machenschaften nicht, aber er hatte keine andere Wahl, als die ihm zugedachte Rolle zu spielen. Der Polizeichef drückte seine Zigarette aus und bat, über die Ereignisse der letzten Stunden informiert zu werden.

Inspektor Martín atmete tief ein und erläuterte die Lage, ohne sich zu sehr in Details zu verlieren. Er wußte aus den vorherigen Zusammenkünften, daß Crucelles nachfragen würde, falls er wünschte, über gewisse Einzelheiten genauer informiert zu werden.

„Wenn das Buch bei den Russen gewesen wäre, hätten es jetzt die Amerikaner. Das ist jedoch nur eine sehr unwahrscheinliche Hypothese, denn unserer Meinung nach hatten die Russen das Buch nicht. Folglich bleibt zumindest theoretisch nur noch eine Möglichkeit, und das sind die Israelis.“

„Wissen wir schon, wo die Mossad-Agenten sich im Augenblick aufhalten?“ unterbrach Crucelles.

„Nein, Señor. Sie sind wie vom Erdboden verschluckt. Im Augenblick haben wir nicht die geringste Ahnung, wo sie sich befinden. Laut unseren Ermittlungen haben sie in keinem Hotel in Madrid oder Umgebung eingeklinkt, und ich kann Ihnen versichern, daß wir einen sehr großen Bereich abgedeckt haben. Wir haben sämtliche Unterkünfte registriert, bis hin zu Pensionen der allerniedrigsten Kategorie. Es gibt auch keinen Hinweis darauf, daß sie Spanien per Flugzeug verlassen haben. Im Moment haben wir ihre Spur völlig verloren—wir wissen einfach nicht, wo sie sein könnten.“

„Könnten sie das Buch bekommen und Spanien über Portugal oder Frankreich verlassen haben? Das wäre doch das Logischste, oder nicht?“ fragte Crucelles.

„Das wäre logisch—wenn sie das Buch hätten,“ bemerkte Martín. „Aber bisher können wir das noch nicht bestätigen.“

„Wenn es weder die Russen noch die Amerikaner haben, bleiben nur noch sie—wie Sie selbst gerade sagten,“ beharrte der Polizeipräsident.

„So ist es, Señor, aber ich habe diese Aussage differenziert: Ich sagte, zumindest theoretisch. Doch der letzte Kontakt der Israelis zu einer Person, die mit dem Buch zu tun hatte, war—soweit wir wissen—Uribe. Wir sind ziemlich sicher, daß die Israelis ihn eliminiert haben. Aber nach unseren Informationen wußte Uribe nicht, wo sich das Buch befand. Erwiesenermaßen war Urbes Handeln die ganze Zeit über darauf ausgerichtet, den Russen das Buch zu beschaffen, was ihm jedoch nicht gelang, daher...“ Martín schien einen Zweifel zu haben, den er sich nach kurzem Zögern entschied auszusprechen. „Das heißt, falls Uribe nicht noch eine neue Information bekam, die er vor seinem Tod an die Mossad-Agenten wei-

tergab, aber das ist sehr unwahrscheinlich. Ansonsten ergibt es einfach keinen Sinn, daß er etwas wußte und es nicht sofort den Russen mitteilte.“

„Welche Schritte sollten wir Ihrer Meinung nach als nächstes unternehmen?“ Crucelles zündete sich noch eine Zigarette an. „Beim augenblicklichen Stand der Ermittlungen?“

„Uns bleiben nicht viele Möglichkeiten, Señor. Wenn es unser Ziel ist, das Buch zu beschaffen, können wir wenig mehr tun, als auf einen Glückstreffer zu hoffen. Nur das würde die augenblickliche Lage ändern, denn eine polizeiliche Lösung für diesen Fall ist im Augenblick sehr problematisch. Meiner Meinung nach ist das Buch an irgendeinem unbekanntem Ort, wenn ich es einmal so sagen darf. Wir haben sowohl Ruiz' Wohnung als auch seine Buchhandlung von oben bis unten durchsucht, aber das Buch befindet sich weder da noch dort. So intensiv ich diesen Fall auch analysiere, die Ereignisse rekapituliere und die vorliegenden Fakten zusammensetze, ich komme zu keiner Schlußfolgerung, die eine halbwegs zusammenhängende Hypothese zuläßt. Wie gesagt, falls wir nicht einfach einen unerwarteten Glückstreffer landen, haben wir sehr wenig Handlungsspielraum. Eine Möglichkeit wäre vielleicht...“ Martín schien zu zweifeln, ob er seinen Gedanken aussprechen sollte, und sah den Polizeichef an, der ihn mit einem Blick ermunterte, „wenn man von den höheren Instanzen aus auf die israelische Botschaft zuginge—vielleicht ergibt sich ja so ein Ausweg. Vielleicht wissen sie ja mehr als wir. Allerdings fürchte ich, wenn diese Mistkerle wirklich etwas wissen,“ er entschuldigte sich sogleich für diesen Ausdruck, „werden sie nichts herausbrücken.“ ganz Ihrer Meinung, Martín. Wir werden sehen, was wir tun können. Gleich heute Abend treffen wir uns noch einmal, ich erwarte Sie pünktlich um acht. In der Zwischenzeit lassen Sie sich nicht entmutigen, Fortuna ist manchmal sehr launisch—vielleicht hält sie in den nächsten Stunden ja eine Überraschung für uns bereit. Arbeiten Sie weiter wie bisher. Denn wenn weder die Russen noch die Amerikaner noch die Israelis dieses Buch haben—irgendwo muß es sein. Es kann sich schließlich nicht in Luft aufgelöst haben. Obwohl... wenn ich genauer darüber nachdenke, wäre das vielleicht gar keine allzu schlechte Lösung... Dieses Manuskript ist ein wahrhaftiger Sprengsatz.“

Edward Andrews machte die schlimmste Zeit seines Lebens durch. Er hätte nie gedacht, daß sein friedliches Dasein als Universitätsprofessor und Wissenschaftler einmal in einem solchen Zustand der Verzweiflung und der Angst enden könnte, wie er ihn jetzt erlebte. Er litt unter einem derartigen Alpdruck, verspürte eine solche Beklemmung, daß er im Laufe dieser endlos langen Tage kaum ein Auge zugetan hatte. Er war schon völlig ausgezehrt, und unter seinen Augen, die von der Müdigkeit all der unfreiwillig durchwachten Nächten gerötet waren, lagen tiefe, dunkle Schatten. Er wirkte beinahe gebrechlich. Neben dem Schlafmangel war es auch die Angst, die an ihm zehrte—die ständigen Zweifel und die qualvolle Unentschlossenheit.

Er hatte es in all den Stunden dieser bitteren Tage nicht geschafft, zu arbeiten, dennoch hatte sein Verstand keinen einzigen Augenblick lang geruht.

Er hatte versucht—erst aus dem Bauch heraus, später mit dem Wunsch nach Ausgewogenheit—die Pros und Kontras der schwierigen Entscheidung, die er treffen musste, abzuwägen. Noch nie in seinem Leben hatte er sich in einer solchen

Gemütslage befunden. Wieder und wieder verwünschte er sich für das, was er getan hatte, wußte aber nur zu gut, daß er sein Handeln jetzt nicht mehr rückgängig machen konnte. Er mußte die Konsequenzen—die entsetzlichen Konsequenzen—die sich daraus ergaben, tragen. Diese Schlußfolgerung war vielleicht das einzige greifbare Ergebnis der vielen Stunden fieberhaften Grübelns, die er in diesen leidvollen Tagen hinter sich gebracht hatte. Er hatte kaum einen Bissen gegessen, sein Körper weigerte sich, mehr als die absolut zum Überleben notwendige Nahrung zu sich zu nehmen.

Seine langen Spaziergänge durch die Straßen, Plazas und Parks von Madrid hatten ihm ein verzerrtes Bild der Stadt vermittelt—eine Stadt, deren klimatische und landschaftliche Reize im Frühling sowohl ihre Bewohner als auch ihre Besucher verzauberten. Auf ihn wirkte die urbane Landschaft Madrids, die er schon so viele Male, allein oder in Gesellschaft, genossen hatte, in diesen Tagen traurig, ja düster. Nicht einmal der Besuch, den er Velázquez' Werk im Museo del Prado abstattete, konnte seine Melancholie zerstreuen, ja, es war ihm nicht einmal möglich gewesen, die Arbeit des Mannes zu genießen, der für ihn das größte Genie der Malerei war: Don Diego de Silva y Velázquez. Selbst die strahlenden Farben der erst kürzlich gesäuberten *Meninas* erschienen ihm düster und trübe. Er wußte zwar, daß das alles nur die Frucht seines Gemütszustands, man konnte fast sagen, seiner augenblicklichen Gemütskrankheit war, aber es gelang ihm nicht, sich der Bitterkeit in seinem Inneren zu widersetzen.

Er wußte, daß er eine Entscheidung treffen mußte. Und daß diese Entscheidung schmerzhaft sein würde, wie auch immer sie ausfiel. Er wußte auch, daß die Zeit gegen ihn spielte und daß seine Lage mit jedem Tag, den er wartete, schlimmer wurde. Es gab Momente, in denen er glaubte, sich entschieden zu haben, aber unmittelbar darauf plagten ihn doch wieder Zweifel, und die alte Unentschlossenheit kehrte zurück. Er befand sich in einer unerträglichen Situation, und es gelang ihm nicht, sich daraus zu befreien. Ihm war zwar klar, daß seine Schlaflosigkeit und überhaupt sein Martyrium weitgehend beendet wären, sobald er eine Entscheidung getroffen hatte—aber genau dazu fühlte er sich unfähig. Er konnte nicht handeln. Wie ein Film, der wieder und wieder in seinem Kopf ablief, mußte er ständig an seine Verbindung zur CIA denken, an seine Arbeit für den Geheimdienst, an die Hilfe, die er erhalten hatte, und an die Gehorsamkeit und die Solidarität zur Institution, die man ihm eingetrichtert hatte. Die vielen Jahre gegenseitiger Loyalität. Die Dollars, die ihm regelmäßig ins Haus geflattert waren, brannten ihm wie glühende Kohlen auf dem Gewissen. Und er konnte nicht vergessen, wie unmöglich es ihm als jungem Studenten erschienen war, die Ziele, von denen er damals träumte, zu verwirklichen: seinen Doktor zu machen und Dozent an der UCLA zu werden, und nach Spanien zu reisen, um sich tief in die historischen Archive zu versenken, mit Papieren und Dokumenten zu arbeiten, die vor ihm schon historische Persönlichkeiten in den Händen gehalten hatten, die für ihn als jungen Studenten alles bedeuteten. Daß all das Wirklichkeit geworden war, verdankte er der CIA.

Wenn diese Gedanken in seinem niedergeschlagenen Verstand die Oberhand hatten, war er überzeugt, der Institution, der er angehörte, seine Treue beweisen zu müssen. Er mußte das Gleiche tun, was er schon einige Tage zuvor getan hatte: Die Informationen, an die er rein zufällig gekommen war, zu Alan Ringrose weiter-

leiten. Die Zweifel, die ihn damals geplagt hatten, diese leichte Unsicherheit, ob er das Richtige tat, waren nichts gewesen im Vergleich zu der Last, die jetzt mit Macht auf sein Gewissen drückte. Wäre er doch an jenem Tag nur nicht zur Botschaft gegangen, hatte er sich während dieser schrecklichen Tage der Unrast zahllose Male gesagt. Wenn er jetzt nicht ginge, so wußte er, wäre das ein schweres Vergehen. Sollte die Zentrale jemals erfahren, daß er in einer solch wichtigen Sache eine entscheidende Information unterschlagen hatte, wäre das unverzeihlich. Es war sogar mehr als wahrscheinlich, daß er seine Entscheidung mit dem Leben bezahlen müßte. Der Gedanke an seine Frau und seine drei Kinder erfüllte ihn mit Traurigkeit und auch mit Angst. Er hatte schreckliche Dinge darüber gehört, was die CIA mit Verrätern tat. Mitunter wuchs seine Furcht so sehr an, daß sie seinen ganzen Körper erfüllte, zu einer regelrechten Panikattacke wurde. Er hatte sich mehr als einmal entschieden, in die Botschaft zu gehen und Ringrose, oder wer auch immer diese Operation zurzeit leitete, seine gepeinigste Seele bloßzulegen. Er war sogar schon mehrmals in die Calle de Serrano gegangen, doch jeder dieser Versuche—und es waren in diesen schrecklichen Tagen nicht wenige gewesen—hatte mit einer reuevollen Umkehr geendet. Er war verwirrt und verzweifelt.

Auf der anderen Seite der Waagschale lag ein anderer drastischer Verrat. Ein persönlicher, individueller Verrat, der aber deshalb nicht weniger schwer wog.

Wenn sein Betrug gegenüber der CIA bedeutete, daß er sein Vaterland verriet—abgesehen von den persönlichen Ängsten, die er mit dieser Option verband—so wäre die gegenteilige Entscheidung ein Verrat an sich selbst, sich selbst als menschlichem Wesen.

Er verfluchte sich ein ums andere Mal dafür, in einem Augenblick hingesehen zu haben, den er nicht schlechter hätte wählen können.

Kapitel 25

Das nächste Treffen Martíns und Sansueñas' mit dem Polizeipräsidenten verlief sehr kurz. Um 20:05 Uhr empfing Juan Crucelles die beiden Inspektoren und teilte ihnen mit, daß der Fall in den wenigen Stunden, die seit ihrem letzten Gespräch vergangen waren, eine Hundertachtzig-Grad-Wendung genommen hatte. Mit offenem Mund hörten die beiden Polizisten an, was er ihnen zu sagen hatte. Sie hatten sich noch nicht von ihrer Verblüffung über die Neuigkeiten erholt, als der Polizeipräsident ihnen abschließend, in kategorischem Befehlston sagte:

„Insofern ist jetzt der Fall, der sich mit der Suche nach dem so genannten *Buch des Juden Abraham* befaßt, nun abgeschlossen. Das gilt jedoch nicht für die beiden Morde, die Sie untersuchen—der am Buchhändler Manuel Ruiz und der am Gastwirt Gorka Uribe. Wie bei jedem anderen Mordfall auch, müssen Sie versuchen, die Ereignisse aufzuklären. Aber von jetzt an haben Sie nie etwas von einem Buch gehört, hinter dem CIA und Mossad her sind. Welche Rolle die russische Mafia in diesem Fall gespielt hat, interessiert mich keinen Pfifferling. Wenn Sie ihr diese Morde anhängen müssen, so ist das kein Problem. Aber das andere—*alles andere*,“ er hob mahnend einen Finger und ließ seinen Blick zwischen den beiden

Polizisten hin- und herwandern, „hat niemals existiert. Das muß völlig klar sein, ohne den geringsten Zweifel.“

Mit diesen nachdrücklichen Worten betrachtete Crucelles die Angelegenheit als erledigt. Doch dann hörte er zu seiner Überraschung die entschlossene Stimme Inspektor Martins entgegen:

„Aber, Señor, sehr wahrscheinlich werden uns doch die Nachforschungen im Fall Uribe zu den Mossad-Agenten führen. Da wir nur eine einzige Spur haben, werden wir bei unseren Ermittlungen genau diesen Weg gehen müssen,“ protestierte er vorsichtig.

„Inspektor Martín, Sie haben mich offenbar nicht verstanden. Möglicherweise habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt. Ich wiederhole es noch einmal, aber nur noch ein einziges Mal.“ Keine Spur mehr von der Herzlichkeit, die der Polizeipräsident bei den vorherigen Treffen an den Tag gelegt hatte. „Vergessen Sie die CIA und den Mossad! Es gibt keine Agenten im Dienst ausländischer Mächte, die in Spanien operieren! Sie wissen nichts über das *Buch des Juden Abraham!* Das ist nur eine Legende, den Fantasien einiger armer Irrer entsprungen. Was wir haben, sind zwei Leichen, Männer, die aus ganz gewöhnlichen Motiven von ganz gewöhnlichen Mördern getötet wurden—Raub, Leidenschaft, ein Seitensprung oder was auch immer. Aber alles andere existiert nicht!“ Wieder sprach er diesen letzten Satz mit besonderem Nachdruck aus. „Und das ist so klar wie Kristall! Daran darf es nicht den geringsten Zweifel geben, auch nicht den allerkleinsten Zweifel!“

Die beiden Polizisten wollten ihren Ohren nicht trauen. Um nicht zu explodieren, flüchtete Sansueña sich in die Ironie:

„Wenn Sie es wünschen, Señor Polizeipräsident,“ er wollte schon sagen: *Dafür sind Sie ja schließlich Polizeipräsident*, wagte es dann aber doch nicht, „können wir auch die Leichen vergessen.“

Crucelles erdolchte ihn mit Blicken. Er war nicht dumm, und er hatte die Spitze des Polizisten sehr wohl registriert. Er entschloß sich zum Gegenangriff, schließlich befanden sie sich auf einem Terrain, auf dem alle Vorteile bei ihm lagen.

„Das ist keine schlechte Idee, Sansueña, keine schlechte Idee. Sie beide sind mit sofortiger Wirkung von dem Fall entbunden. Das ist ein Befehl. Wenn Sie morgen Früh aufs Kommissariat kommen, werden Ihrem Vorgesetzten diesbezüglich konkrete Anweisungen vorliegen, und Ihnen werden neue Aufgaben zugeteilt. In Madrid fehlt es, wie Sie beide ja am besten wissen, nie an Arbeit für die Polizei. Sie dürfen sich jetzt zurückziehen.“

Es dämmerte schon, als die zwei Inspektoren das riesige Gebäude verließen. Sie waren so in Gedanken versunken, daß sie nicht einmal den Gruß der Wachposten an der Pforte erwiderten.

Im Laufe des Tages waren mehrere heftige Regengüsse niedergegangen und hatten die Luft erfrischt. Jetzt regnete es nicht mehr, aber ein leichter Westwind wehte ihnen sanft und angenehm ins Gesicht. Die letzten Sonnenstrahlen hatten den Abendhimmel in Aufsehen erregenden Violett- und Rosatönen gefärbt, die sich mit dem Schein der Straßenlaternen verbanden, um in der Stadt in eine gespenstische Atmosphäre aus Licht und Schatten zu schaffen. Die beiden Männer gingen schweigend nebeneinander her, mit gesenkten Köpfen in Gedanken versunken. Der Befehl, den sie gerade erhalten hatten, lastete wie ein Grabstein auf ihrem Gewissen. Die beiden waren sehr gute Polizisten—Vollprofis—und würden den

Anweisungen Folge leisten, wenn auch zähneknirschend. Dieser Fall hatte sie fasziniert, ihre Fantasie beflügelt und sie tagelang völlig gefangen genommen... Und jetzt war er abgeschlossen. Das bedeutete, daß sie alles vergessen und mit der Arbeit an einem neuen Fall beginnen mußten. Die beiden waren zutiefst enttäuscht von ihrem Polizeipräsidenten, der ihnen zuerst Flügel geschenkt und sie fliegen lassen hatte, um ihnen diese Flügel dann plötzlich, ohne jedes Mitgefühl, wieder abzuschneiden.

„Scheißpolitik!“ rief Sansueña seine Gedanken plötzlich laut heraus.

„Scheiß alles, Sansueña! Aber da ich keine Lust habe, mich noch mehr aufzuregen, sage ich dazu nur, daß ich ganz deiner Meinung bin.“

Sansueña blickte Martín aus dem Augenwinkel an, und zum ersten Mal lag wieder so etwas wie ein Lächeln auf seinem Gesicht.

„Was hältst du davon, wenn wir ein paar Bier trinken gehen? Und die Sache abhaken?“

„Das klingt nach einer verdammt guten Idee! Die können uns mit diesem ganzen Mist am Arsch lecken!“

Die zwei Polizisten betraten die erste Bar, die sie sahen—sie hatten nicht weit laufen müssen. Sie war sehr gut besucht. Eine dichte Rauchwolke lag über dem ganzen Lokal, und der Geräuschpegel war so hoch, daß die Gäste ihre Unterhaltungen schreiend führen mußten. Thema Nummer eins war Fußball und die Spitzenmannschaften mit ihren millionenschweren Spielerkäufen. Daß sich in der so genannten *Liga de las Estrellas* auch einige Mannschaften aus kleineren Städten tummelten und entgegen aller Prognosen um die Meisterschaft mitspielten, stieß auf allgemeine Begeisterung. Über all die lautstark geführten Unterhaltungen erhob sich in rhythmischen Abständen das schrille Schreien eines Kellners, der Bestellungen an die Küche weitergab oder Gerichte einforderte, die zu lange brauchten.

„Wo bleiben denn die Calamares!“

„Eine Portion Kutteln! Gut gesalzen!“

Martín und Sansueña gingen an die Bar und bestellten bei einem Kellner, der sie von der anderen Seite der Theke aus bediente:

„Zwei Bier, bitte, vom Faß,“ bestellte Sansueña. „Willst du auch ein paar Tapas?“

„Ich habe keinen Appetit.“

„Komm, Mann! Mit dem Essen ist es wie mit dem Kratzen, man muß nur anfangen!“

Aber Martín blieb bei seinem Nein. Er ließ langsam seinen Blick durch das ganze Lokal schweifen, saugte das Ambiente der Kneipe in sich auf. Er zuckte vielsagend mit den Achseln, dann griff er energisch zum Krug mit schäumendem Bier, den man gerade vor ihn hingestellt hatte, und nahm einen so großen Schluck, daß er fast die Hälfte des Glases leerte. Er schmatzte laut, um den Geschmack des Blondens, das er sich gerade einverleibt hatte, richtig zu genießen. Aus seiner Jackettasche zog er ein Päckchen Zigaretten und hielt es Sansueña hin. Bevor er sich eine anzündete, fragte er seinen Kollegen:

„Gegen wen spielt Madrid diesen Sonntag?“

„Gegen Betis.“

Am gleichen Abend fand in einer Villa am Stadtrand von Madrid eine ungewöhnliche Versammlung statt. Ungewöhnlich natürlich nur für den uneingeweihten Betrachter, der nicht ahnen konnte, welcher Anlaß diese unterschiedlichen Leute an einem Tisch zusammengebracht hatte. Sie waren zu sechst: zwei Agenten des spanischen Geheimdienstes CESID, zwei Agenten des israelischen Geheimdienstes Mossad, die unter der Identität zweier italienischer Verleger nach Spanien eingereist waren, und zwei Agenten des nordamerikanischen Geheimdienstes CIA, die offiziell zum Personal der Botschaft der Vereinigten Staaten gehörten.

Gegen 3:00 Uhr war die Zusammenkunft, die mitunter nicht ganz spannungsfrei verlaufen war, beendet. Die Versammelten hatten enorme Mengen Mineralwasser und Softdrinks getrunken und eine bemerkenswerte Anzahl von Kanapees verspeist. Im Verlauf der Unterredung hatte es zahlreiche Unterbrechungen gegeben—so viele, wie die Anwesenden für nötig gehalten hatten, um ihre Zweifel auszuräumen, wenn das Gespräch an einem Punkt angelangt war, an dem es unverzichtbar erschien, Ratschläge oder konkrete Weisungen einzuholen, um die Verhandlungen weiterführen zu können. Zu diesem Zweck war am Abend eigens ein hoch entwickeltes Kommunikationssystem mit abhörsicheren Telefonleitungen installiert worden. In unterschiedlichen Zimmern der Wohnung, die Schauplatz der Verhandlungen war, gab es jeweils einen eigenen Anschluß für jede Gruppe, und jeder der Anschlüsse war mit der Operatorzentrale des jeweiligen Geheimdienstes verbunden. Die Installation des Kommunikationssystems war unter den wachsamen Augen eines von jeder Gruppe abgestellten Technikers durchgeführt worden; sobald diese ihr Okay gegeben hatten, wurde ein Überwachungssystem eingerichtet.

Vor wenigen Minuten war man zu einem Konsens gekommen, der die Interessen aller Parteien wahrte. Die sechs Männer, die beinahe fünf Stunden lang verhandelt hatten, um zu dieser Kompromißlösung zu kommen, waren sichtlich erschöpft.

Die trilaterale Vereinbarung hatte drei grundlegende Punkte geklärt: erstens die Behandlung der Aktivität von Geheimdienstagenten ausländischer Mächte auf spanischem Boden, zweitens die Zusammenarbeit der drei hier repräsentierten Länder (Spanien, USA und Israel) im Falle des *Buchs des Juden Abraham* und drittens das Eigentumsrecht an dem genannten Buch.

Hinsichtlich des ersten Punkts war man übereingekommen, die Anwesenheit und folglich auch die Tätigkeit sowohl der CIA- als auch der Mossad-Agenten auf spanischem Boden schlicht zu leugnen. Die *Nichtexistenz* der Geheimdienstler ließ Spanien nach außen hin das Gesicht wahren und befreite die betreffenden Agenten von jeglicher Strafverfolgung. Spanien schluckte die bittere Pille, die dieser Angriff auf seine staatliche Souveränität darstellte, und erreichte im Gegenzug, daß die Interessen der in Kuba ansässigen spanischen Unternehmen geschützt wurden, die nach amerikanischer Gesetzgebung durch die US-Regierung bestraft würden. Was Israel betraf, so würde sich die Verärgerung der israelischen Regierung über das Liebäugeln der spanischen Führung mit der Idee eines Palästinenserstaats in Wohlgefallen auflösen. Das Gemetzel in der Villa in La Moraleja würde in den Papierkorb wandern, und die beiden Leichen der Nordamerikaner, die in diesem Scharmützel ums Leben gekommen waren, könnten in einem Flugzeug der US-Luftwaffe in ihre Heimat überführt werden. Die Morde an dem Buchhändler

Manuel Ruiz und dem Gastwirt Gorka Uribe würde man der russischen Mafia in die Schuhe schieben.

Der zweite Punkt, in dem es um das *Buch des Juden Abraham* ging, verursachte die größten Probleme. Die Vereinbarung, die man in dieser Hinsicht erzielte, hing buchstäblich an einem seidenen Faden, der jederzeit reißen konnte. Sowohl Israelis als auch Amerikaner und Spanier wußten sehr genau um die Bedeutung dieses außergewöhnlichen Werks. Sie waren sich auch einig, welche katastrophale Folgen der Einsatz dieser Kenntnisse haben würde: Würde Gold zu minimalen Preisen hergestellt, bedeutete das den weltweiten Kollaps der Handels- und Finanzwelt. Sie stimmten ebenfalls überein, daß dieses Szenario unter allen Umständen vermieden werden müsse. So weit reichte die Einigkeit und nicht weiter. Anschließend wurde die Diskussion sehr kontrovers, weil jede Partei die Frage, in wessen Besitz sich das Buch jetzt befinde und welchen Gebrauch diese Person von ihm machen wolle, auf sehr unterschiedliche Weise beantwortete.

Nach langen Diskussionen, und nachdem jede Seite ihre Fakten auf den Tisch gelegt hatte, wurde übereinstimmend festgestellt, daß die russische Mafia zwar hinter dem Buch her gewesen war, es aber nicht bekommen hatte. Das bedeutete, daß theoretisch jede der drei anderen hier anwesenden Parteien im Besitz des Buches sein konnte. Indessen leugneten alle, es zu haben, und deuteten mit dem Finger auf die anderen. Die Spanier verdächtigten die Israelis, die Amerikaner tippten auf die Spanier, und die Israelis waren nicht sicher, ob sie glauben sollten, daß die Spanier oder daß die Amerikaner das wertvolle Manuskript hatten. Nach zahlreichen Erklärungen—mehr oder weniger überzeugend, je nachdem, wer sie abgab und wer sie anhörte—kam man zu dem Schluß, daß die Tatsache, daß sie alle dort saßen und nach einem Kompromiß suchten, ein wichtiger, wenn auch kein eindeutiger Beweis sei, daß niemand von ihnen das Buch besaß. An diesem Punkt angelangt, stellte sich aus purer Logik die Frage: Wenn keiner der Anwesenden das Buch hatte, wo war es dann?

Man entwickelte zahlreiche Hypothesen und entwarf diverse Schlachtpläne. Auf der Grundlage der von allen Gruppen zusammengetragenen Fakten rekonstruierte man die turbulenten Ereignisse, die sich entsponnen hatte, seit das *Buch des Juden Abraham* zum wichtigsten Ziel aller Anwesenden sowie einiger, die nicht hier waren, geworden war. Jeder Einzelne formulierte die unterschiedlichsten Mutmaßungen und Ideen zu den Ereignissen. Man veranstaltete sogar ein kurzes Brainstorming, in der Hoffnung, so ein wenig Licht in das Dunkel der Situation zu bringen. Doch all das führte zu nichts. Auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens—obwohl niemand niemandem traute—gingen sie davon aus, daß keiner der Anwesenden das Buch hatte, und gelangten zu der einzigen Schlußfolgerung, die unter diesen Umständen halbwegs realistisch erschien: Niemand hatte das Buch, und niemand wußte, wo es zu finden war.

Doch Alan Ringrose, einer der beiden amerikanischen Geheimdienstagenten, die an der Sitzung teilnahmen, hatte im Verlauf der Diskussion, nach einer der zahlreichen Äußerungen, die hier gemacht wurden, eine Idee—eine Spur, der er folgen konnte, um herauszufinden, warum das Buch so plötzlich aus dem Blickfeld aller Anwesenden verschwunden war. Doch, wie sollte es auch anders sein, der CIA-Agent erwähnte mit keinem Wort, daß ihm im Laufe der stundenlangen Debatten möglicherweise eine Lösung des Problems eingefallen war. Er war nicht einmal be-

reit, seine Überlegung, die einer gewissen Plausibilität nicht entbehrte, mit dem anderen hier anwesenden amerikanischen Agenten zu teilen: John Fly. Ringrose dachte, wenn er es vorerst für sich behielte, hätte er die große Chance, sich zu rehabilitieren—nicht nur vor diesem verhassten Chef der Operation Abraham, den man ihm aus Washington aufgehast hatte, sondern auch vor seinen höchsten Vorgesetzten. Vielleicht war dies die Chance seines Lebens, und er war bereit, sie zu nutzen bis zur letzten Konsequenz.

Der letzte Beschluß, den die Männer in diesem ungemütlichen Hinterzimmer faßten—der wichtigste des Treffens—war, daß sie angesichts der unter diesen Umständen drohenden Gefahr zwar wachsam bleiben mußten, aber zunächst einmal Gras über die Sache wachsen lassen würden. Man würde die Existenz des Buches leugnen, und falls es im Zusammenhang mit diesem Fall eine neue Entwicklung gäbe, würde die spanische Polizei sofort handeln, im Rahmen ihrer Kompetenzen und der spanischen Gesetze. Die Spanier verpflichteten sich, in diesem Fall sowohl Amerikaner als auch Israelis unmittelbar über ihre Ermittlungen und ihr Vorgehen zu informieren und gegebenenfalls mit den beiden Staaten zu kooperieren. Man beschloß sogar informell—eine andere Form des Beschlusses konnte es in diesem Rahmen ja nicht geben—ein Notfallkomitee einzurichten, um beim ersten Alarmsignal sofort koordiniert handeln zu können.

Die dritte Entscheidung—in Bezug auf die Eigentumsrechte an dem Buch—fiel zugunsten der Spanier, obwohl die Mossad-Agenten sich hartnäckig widersetzten, indem sie kulturelle und historische Rechte geltend machten, die sie jedoch nicht ausreichend untermauern konnten.

Bei der Erörterung dieser Frage—es ging schließlich um den Grund für ihre Anwesenheit in Spanien—mußten die Israelis immer wieder ausführlich Rücksprache halten und Befehle erbitten. Die Anweisungen, die sie schließlich erhielten, besagten, daß sie so lange wie möglich Widerstand leisten sollten und sich nur als letztes Mittel, wenn sie keinen anderen Ausweg mehr sähen, geschlagen geben sollten. Doch die CESID-Agenten brachten im Laufe der Diskussion zwei Argumente von unwiderlegbarer Schlagkraft vor: Erstens befand sich das Buch seit mindestens fünfhundert Jahren in Spanien und zählte daher, ungeachtet der verschlungenen Pfade, die es durchlaufen hatte, bis es Ende des 15. Jahrhunderts ins Land gekommen war, zum spanischen Erbe—seit einer Zeit, in der die souveränen Staaten USA und Israel noch nicht einmal existiert hatten. Zweitens bestand das kulturelle Erbe Spaniens generell aus einer reichen Mischung diverser Ursprünge; es war die Summe aus kulturellen Beiträgen der unterschiedlichsten Völker, zu denen auch das jüdische zählte. Dieses hatte bei der historischen Gestaltung des mittelalterlichen Spaniens eine fundamentale Rolle gespielt, und daher waren die Werke und das Wirken der Juden in diesem Land Teil seines künstlerischen und kulturellen Erbes. Das Argument der Mossad-Agenten, daß ihre Vorfahren genau in der Epoche, in der das wertvolle Manuskript in Toledo versteckt wurde, aus Spanien vertrieben wurden, ließen die Spanier nicht gelten. Die Vertreibung, so entgegneten sie, sei ein historisches Ereignis, vergleichbar mit dem, was die Palästinenser durchmachen mußten, als sie vor bloß einem halben Jahrhundert—hier konnten sie sich einen sarkastischen Unterton nicht verkneifen—aus den Gebieten vertrieben wurden, wo die Juden den Staat Israel gegründet hatten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gaben die Israelis ihre Haltung nur deshalb auf, weil sich das *Buch des Juden Abraham* zumindest im Augenblick an einem unbekanntem Ort befand und es daher etwas absurd schien, seinen Besitz einzufordern. Für den Fall, daß das Buch wieder auftauchte, hätten sie sich selbstverständlich deutlich anders verhalten. Unausgesprochen war klar, daß die Vereinbarung, die sie in dieser Nacht trafen—unausgesprochen aus den verschiedensten Gründen, weshalb im Falle der Nichteinhaltung auch niemand zur Verantwortung gezogen werden konnte—sie nur für den Augenblick verpflichtete. Sollte das Buch auftauchen, so würde die Regierung in Tel Aviv sich so verhalten, wie sie die Interessen Israels am besten wahren konnte. Indem sie jetzt nachgaben, erreichten sie, was in diesem Augenblick für sie am wichtigsten war: Sie retteten zwei ihrer Geheimdienstagenten aus einer äußerst heiklen und höchst illegalen Situation auf dem Hoheitsgebiet eines fremden Staates.

Und so beendeten die Spanier den jüdischen Widerstand letztlich mit einem besonders überzeugenden Argument: Sie erklärten, daß der erste Punkt des Kompromisses—die illegalen Aktivitäten der beiden Mossad-Agenten inklusive des Mordes an einem spanischen Staatsangehörigen unter den Tisch fallen zu lassen—daran geknüpft sei, daß die Israelis sich im dritten und letzten Punkt der spanischen Position anschlossen.

Ganz früh am nächsten Morgen erhielt Edward Andrews in der Wohnung, die er als sein Domizil in Madrid angegeben hatte—die Wohnung des Onkels seiner Frau, Don Germán Arana—einen dringenden Anruf. Der Anruf kam aus der Botschaft seines Landes. Dies war keine übliche Art der Kontaktaufnahme der Zentrale, woraus er schloß, daß es einen besonders wichtigen Grund geben mußte. Der Anrufer war sehr kurz angebunden. Das wiederum entsprach genau den Regeln des Hauses.

„Sie müssen so schnell wie möglich in die Botschaft kommen und sich am Reisesepaßschalter melden. Die Dokumente, die Sie angefordert haben, liegen für Sie bereit.“

Andrews hatte wieder eine schlaflose Nacht hinter sich. Zwar war er aus purer Erschöpfung hin und wieder eingnickt, doch es gelang ihm einfach nicht, in den erholsamen Schlaf zu fallen, den er so dringend brauchte. Ihm tat jeder einzelne Knochen im Körper weh, und er war so müde, daß es ihn schon anstregte, ein Blatt Papier hochzuheben. Die Ringe unter seinen Augen wurden immer tiefer, die Schatten immer dunkler.

Er lag noch im Bett, besser gesagt, er hing kraftlos zwischen den Laken, als der Anruf kam, der seinen Seelenzustand noch verschlimmerte. Ihm wurde schwindelig, und er hatte das Gefühl, er müsse sich übergeben, was jedoch gar nicht möglich war, weil er seit drei Tagen kaum einen Bissen herunterbekommen hatte; er hatte immer noch nicht den geringsten Appetit. Er ging ins Badezimmer und hängte sich über die Toilettenschüssel. Ihm blieb kaum genügend Kraft, die Brechreizkrämpfe zu ertragen, die seinen Körper schüttelten und ihn kleine Mengen Galle ausspucken ließ. Anschließend hatte er einen unglaublich intensiven, bitteren Geschmack im Mund, und sein Körper schmerzte noch mehr. Er fühlte sich, als habe er eine Tracht Prügel bezogen.

Er schaute in den Spiegel, und ihm lief ein kalter Schauer den Rücken herunter, als er sich sah. Er tauchte sein Gesicht mehrmals in lauwarmes Wasser und legte sein Rasierzeug bereit. Als er sich rasiert hatte, zog er seinen Pyjama aus und stellte sich unter die Dusche. Der warme Wasserstrahl übte eine wohltuende Wirkung aus, die verspannten Muskeln lockerten sich und sein Körper verlor nach und nach die Steifheit, die ihn gepeinigt hatte. Er wünschte sich, daß dieser Moment nie vorbeigehe. Vor allem wünschte er sich, für immer unter diesem Wasserstrahl bleiben zu können, der ihm so gut tat. Für eine Weile vergaß er die Ängste, die ihn quälten, und den Anruf aus der Botschaft. Flüchtig, wie ein Film, der zu schnell abgespielt wird, rasten Bilder aus vergangenen Zeiten durch seinen Kopf, von damals, als er noch Doktorand war und Beatriz den Hof machte. Er blieb über eine halbe Stunde unter der Dusche.

Als er auf die Straße hinaustrat, sah er deutlich besser aus. Er stieg in ein Taxi und ließ sich in der Nähe der Botschaft absetzen. Unter anderen Umständen wäre er die Strecke zwischen seiner Wohnung und der diplomatischen Vertretung zu Fuß gegangen, aber im Augenblick schien es ihm, als könne er eine solche Anstrengung unmöglich bewältigen.

Nachdem er alle Sicherheitskontrollen, die für das Betreten des Geländes vorgeschrieben waren, passiert hatte, stand er Ringrose gegenüber. Das Benehmen des großen schwarzen Mannes, der ihn vorher kaum eines Blickes gewürdigt und ihn die Überlegenheit seines Amtes spüren lassen hatte, war jetzt korrekt, sogar freundlich. Zumindest hatte Andrews diesen Eindruck.

Nachdem er ihm Kaffee oder Tee angeboten hatte, was Edward ablehnte, offenbarte Ringrose, der seine Sekretärin angewiesen hatte, ihn auf keinen Fall zu stören und ihn nötigenfalls sogar zu verleugnen, ihm den Grund seines Anrufs. Im Telegrammstil brachte er ihn über alle Aspekte der Operation Abraham aufs Laufende, die Andrews kennen mußte. Er ließ ihn wissen, daß weder die Russen noch die Israelis noch die Spanier und selbstverständlich auch nicht sie selbst das Buch hatten. Sehr oberflächlich erklärte er ihm, daß es nach dem Scheitern ihrer Aktion gegen die russischen Mafiosi eine Annäherung zwischen den interessierten Parteien gegeben hatte und daß sie am Abend zuvor eine inoffizielle trilaterale Vereinbarung getroffen hatten, mit der man die Unregelmäßigkeiten, die durch die Intervention der Zentrale und der Mossad-Agenten entstanden seien, bereinigt hatte. Darüber hinaus habe man auch Richtlinien für die zukünftige Zusammenarbeit festgelegt für den Fall, daß man etwas über das *Buch des Juden Abraham* erfahre. Das wichtigste Ergebnis des Treffens—Ringrose sprach das Wort *wichtig* mit besonderem Nachdruck aus—sei jedoch gewesen, daß niemand etwas über den Verbleib des Manuskripts wusste und daß alle behauptet hatten, sie hätten es nicht gefunden...

„Wir wissen mit Sicherheit, daß die Russen es nicht bekommen haben, obwohl sie sehr nahe dran waren. Auf der anderen Seite lassen auch die Informationen der Spanier und der Israelis, die wir überprüft haben, kaum einen Zweifel offen, daß sie es auch nicht haben... Mit anderen Worten, das Buch ist spurlos verschwunden.“

Andrews, der Ringroses Ausführungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte, als er unter diesen Umständen geglaubt hatte, aufbringen zu können, meldete sich zum ersten Mal zu Wort:

„Aber das ist doch nicht möglich. Das Buch kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben.“

„In der Tat, Andrews, in der Tat. Das Buch kann sich nicht in Luft aufgelöst haben, irgendwo muß es sein. An einem Ort, den keiner von uns, die wir das Buch zu bekommen versucht haben, gefunden hat. Aber meiner Meinung nach ist die Suche nicht so schwierig, wie es vielleicht auf den ersten Blick scheint, denn der Bewegungsspielraum der letzten Person, die das Buch besaß—der Buchhändler von der Plaza de las Descalzas—war sehr klein.“

„Warum denken Sie das?“

„Pure Logik, mein Freund, pure Logik. Gehen wir noch einmal die Ereignisse des Tages durch, an dem wir in die Buchhandlung gehen und das Manuskript kaufen wollten. Wer wußte zu diesem Zeitpunkt von seiner Existenz?“ fragte Ringrose, auch um seine eigene Erinnerung zu aktivieren. „Der Buchhändler, dem das Buch zu diesem Zeitpunkt gehörte. Die Person, wer auch immer sie war, die es ihm verkauft hatte. Der Onkel Ihrer Frau, Señor Arana, der ursprüngliche Käufer, über den Sie von der Existenz des Buchs erfuhren. Wir, weil Sie es uns gesagt hatten. Eine der zahlreichen in Spanien aktiven russischen Mafiagruppierungen, die wußte es von Uribe, einem Freund des Buchhändlers, dem dieser selbst von der Bedeutung und dem Wert des Buches erzählt hatte—eine Dummheit, die den Mann das Leben kostete, da die russischen Mafiosi ihn ermordeten.“

Andrews unterbrach Ringrose:

„Woher wissen Sie, daß Uribe die Russen über das Buch informierte, und wieso sind Sie so sicher, daß es die Russen waren, die den Buchhändler ermordeten?“

Alan Ringrose atmete tief ein, als wolle er so seine Verärgerung über diese Unterbrechung unterdrücken. Er atmete langsam wieder aus und antwortete mit scheinbarer Ruhe:

»Unsere Ermittlungen haben ergeben, daß Uribe in enger Verbindung zu den Russen stand, ein Umstand, der uns auf unterschiedlichen Wegen bestätigt wurde. Von dem Mord wissen wir, weil die Russen es uns selbst bestätigt haben. Jetzt unterbrechen Sie mich bitte nicht mehr, bis ich ausgesprochen habe. Ich werde versuchen, mich kurz zu fassen.“ Er trank einen Schluck Wasser aus einem Glas, das vor ihm auf dem Tisch stand, und fuhr fort: „Neben denjenigen, die ich gerade aufgezählt habe, wußten noch weitere Personen, daß Ruiz das Buch hatte. Ich spreche von den beiden Israelis... An dem Morgen, als wir versuchen wollten, das Manuskript zu kaufen, hatte der Mossad zwei Männer auf der Plaza de las Descalzas. Es gab also einen Informationskanal, den wir weder damals kontrollierten noch im jetzigen Augenblick kontrollieren. Ich möchte, daß sie sich erinnern, Herr Andrews. Wissen Sie noch, was der Buchhändler zum Onkel Ihrer Frau sagte, als er ihm eröffnete, daß er ihm das Buch nicht verkaufen würde?“ Er hielt kurz inne. „Wissen Sie noch, daß Sie mir erzählten, wie der Buchhändler zu Don Germán sagte, er habe ein Angebot erhalten, das nicht zu überbieten sei? Sie deuteten an, daß Ihnen dieses Angebot merkwürdig vorkam. Erinnern Sie sich, Herr Andrews? Erinnern Sie sich?“

Edward Andrews war puterrot angelaufen und hatte begonnen, heftig zu schwitzen. Mit brüchiger Stimme beantwortete er die scheinbar anklagenden Fragen, die Ringrose ihm stellte, als wolle er ihn beschuldigen.

„Ja... ja, ich erinnere mich.“ Er holte ein Taschentuch hervor und versuchte sich mit zitternden Händen das schweißnasse Gesicht abzuwischen.

„Wer, glauben Sie, könnte ihm dieses mysteriöse Angebot unterbreitet haben?“

„Ich weiß es nicht, Mister Ringrose.“ Andrews kämpfte darum, seine Fassung wiederzugewinnen.

„Ich werde es Ihnen sagen. Das mysteriöse Angebot stammte, nach deren eigener Aussage, von den Mossad-Agenten.“

„Wissen Sie das mit Sicherheit?“

„Absolut. Die Agenten, die Tel Aviv nach Spanien geschickt hat—sie reisten unter der Identität italienischer Verleger ein, sehr clever, diese Juden—haben es uns selbst bestätigt. Sie kamen aus dem gleichen Grund nach Spanien wie unsere Agenten: um das Manuskript zu kaufen. Aber das ist in diesem Augenblick nicht die entscheidende Frage. Viel wichtiger ist, wie diese Information nach Tel Aviv gelangen konnte. Das ist der Punkt, bei dem wir noch im Dunkeln tappen, aber ich bin sicher, daß wir dieses Geheimnis sehr bald lüften können.“

„Wie glauben Sie, es lüften zu können?“ Es strengte Andrews ungemein an zu sprechen. Er war aufgewühlt, fast panisch, und die belebende Wirkung der Dusche war bereits wie weggeblasen. Er fühlte sich müde, buchstäblich erschöpft.

„Gehen wir noch einmal durch, wer alles von der Existenz des Manuskripts wußte. Zuerst der Buchhändler. Wenn Señor Ruiz den Israelis das Buch hätte verkaufen wollen, hätte er es nicht zuerst dem Onkel Ihrer Frau angeboten, sondern die Komplikationen und den Ärger vermieden. Dann Señor Uribe, der es den Russen sagte, was ihn als Informationskanal nach Tel Aviv ausscheiden läßt. Die Russen, die es für sich selbst wollten. Wir, die es auch haben wollten. Señor Arana, der Onkel Ihrer Frau, der es ebenfalls für sich wollte und der wütend wurde, als er erfuhr, daß man dem Buchhändler ein besseres Angebot gemacht hatte, nachdem er das Geschäft praktisch schon in der Tasche hatte. Niemand von all denen, die ich gerade aufgezählt habe, hatte ein Interesse daran, daß die Israelis von dem Manuskript des Buchhändlers an der Plaza de las Descalzas erfuhren. Ich nehme an, darin stimmen Sie mit mir überein.“

Ringrose wartete keine Antwort ab. Er schien es für selbstverständlich zu halten, daß es seiner Argumentation nichts entgegenzusetzen gab. Er fuhr fort:

„Folglich bleibt nur noch eine weitere Person, die von der Existenz des *Buchs des Juden Abraham* wußte. Nur eine, Mister Andrews, nur eine...“

Die Röte war aus dem Gesicht des Professors gewichen, jetzt war er bleich, geradezu bläulich, er sah fast aus wie eine Leiche.

„Sie denken doch nicht...? Sie denken doch nicht... daß ich?“

„Ich denke gar nichts, Señor Andrews, Sie sind es, der für mich denkt.“ Ringroses Blick war Furcht erregend. Andrews hatte das Gefühl, von dem Gewicht, das da auf ihn niedersauste, zermalmt zu werden. Er schrumpfte unwillkürlich zusammen, machte sich in seinem Sessel so klein er konnte, als könne er so verschwinden und diesem aggressiven Blick entkommen.

„Ihr Verhalten,“ beharrte Ringrose, „ist der greifbare Beweis dafür, daß meine Argumentation richtig ist. Es ist unbestreitbar. Diese Wahrheit ist für Sie sehr gefährlich, Señor Andrews.“

Der Boss der CIA in Spanien stand auf und näherte sich dem kraftlosen Professor, dessen Zustand für Ringrose ein unwiderlegbarer Schuldbeweis war: Andrews

mußte die Juden über die Existenz des Manuskripts informiert haben. Er stellte sich ganz dicht vor ihn, sein Gesicht war so nahe an Andrews', daß allein dies schon eine Bedrohung darstellte. Seine Stimme klang wie ein Donnerschlag in Andrews' geschwächten Ohren:

„Ich frage Sie nur ein einziges Mal! Und ich will die Wahrheit! Warum haben Sie den Mossad über das Auftauchen des Buchs informiert? Aus welchem Grund haben Sie Ihr Vaterland verraten? Sagen Sie es mir, Andrews, nennen Sie mir den Grund!“

Andrews sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an—es war erstaunlich, daß er in seinem Zustand überhaupt noch über genügend Kraft für eine solche Mimik verfügte. Aus seinem Mund drang nur ein unverständliches Ächzen. Ringrose beugte sich nach vorne, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn brutal.

„Sagst du mir jetzt endlich, warum du das getan hast, du verdammter Verräter!“

Mit einer verächtlichen Geste ließ er ihn wieder los, worauf Andrews in den Sessel zurückfiel wie eine Marionette, der man die Fäden durchgeschnitten hat. Mit hauchdünner Stimme gelang es ihm mühsam, zu antworten:

„Ich habe mein Vaterland nicht verraten. Ich habe den Mossad über gar nichts informiert, ich habe noch nie in meinem Leben Kontakt zum israelischen Geheimdienst gehabt.“

Diese Antwort gegeben zu haben, schien ihn zu beruhigen und ihm einen Teil seiner Energie zurückzugeben. Leise und ruhig, aber mit immer festerer Stimme fuhr er fort:

„Sie haben keinen Beweis, nicht den geringsten, daß ich getan habe, was Sie mir unterstellen wollen. Das ist eine Verleumdung, die Sie nicht aufrechterhalten können. Glauben Sie im Ernst, Mister Ringrose, daß ich hierher gekommen wäre, um Sie über die Existenz des Buchs zu informieren, wenn ich Kontakt zu den Israelis gehabt hätte? Los, beantworten Sie mir diese Frage!“

„Vielleicht als Tarnung, um Ihren Verrat zu decken.“ Ringrose war jetzt in der Defensive und versuchte, Andrews' Vorwurf der Verleumdung abzuwenden.

„Als Tarnung, sagen Sie? Wofür hätte ich denn eine Tarnung gebraucht? Wenn ich dem Mossad die Information geliefert hätte, wie Sie es mir hinterhältigerweise unterstellen, wäre es gar nicht notwendig gewesen, mein Handeln zu vertuschen. Wenn ich nicht gekommen wäre und Ihnen davon erzählt hätte, hätten Sie nicht einmal gewußt, daß dieses Manuskript aufgetaucht ist, bis es zu spät gewesen wäre, etwas zu unternehmen. Nein, Mister Ringrose, diese Theorie ist nicht zu halten. Das ist die Logik eines verwirrten Geistes, Ihr Scheitern in diesem Fall und die Lächerlichkeit, der Sie preisgegeben wurden, lassen Sie...“

„Sie nennen mich verrückt?“

„Nicht wirklich verrückt! Aber ich habe den Eindruck, daß Sie durch Ihr persönliches Versagen verstört sind und daß Sie versuchen, einen Sündenbock zu finden, dem Sie die Schuld zuschieben können.“

Andrews stützte sich mit aller Kraft auf die Armlehnen seines Sessels, um aufstehen zu können. Als er stand, sah er dem Mann, der ihn an den Rand eines Nervenzusammenbruchs gebracht hatte, fest in die Augen. Er sprach bedächtig und artikulierte jedes Wort, das er sprach, ganz präzise:

„Für mich hat dieses Gespräch nie stattgefunden. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken, aber es ist mir auch gleichgültig. Ich hoffe, daß ich sie nie wiedersehe, solange ich lebe.“

Mit ruhigen Schritten—und einem Hauch von Überheblichkeit im Gang—verließ er das Büro. Er ließ die Tür ein klein wenig zu fest ins Schloß fallen, um dem Mann, der drinnen zurückgeblieben war, seine Geringschätzung zu demonstrieren. Während er das Botschaftsgelände verließ, fühlte er, wie die Anspannung aus seinem Körper wich und sich eine angenehme Entspannung in ihm ausbreitete. Ihm war eine schwere Last von den Schultern genommen, und mit jedem Schritt fühlte er sich ein wenig leichter. Die Zweifel, die ihn so sehr gequält hatten, waren innerhalb von Augenblicken verschwunden und mit ihnen die schreckliche Angst.

Je weiter er die Calle de Serrano hinunterlief, desto mehr heiterten sich sowohl sein Körper als auch sein Geist auf. Er hatte eine Entscheidung getroffen, und zum ersten Mal seit all diesen Tagen war er völlig ruhig. Darüber hinaus besaß er die Sicherheit, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Nach außen hin sah er aus wie ein müder Mann, manche hätten sogar gesagt, er wirke völlig erschöpft, aber er war glücklich.

Aus einem Café strömte ein verlockender Duft nach frischem Brot und Gebäck, und er bekam Appetit. Er hatte tatsächlich Lust zu essen! Er ging in den Laden und bestellte einen Milchkaffee und ein Croissant mit Butter. Und als der Kellner, der ihn bediente, nach hinten schrie: „Ein Cross mit Butter!“ während er gleichzeitig an der Kaffeemaschine hantierte, sah Edward Andrews die Welt in einem völlig anderen Licht als noch an diesem Morgen beim Aufstehen.

Kapitel 26

Am gleichen Tag, an dem Edward Andrews sich endlich von den Ängsten und Gewissensbissen, die ihn seit Tagen quälten, befreit hatte und während das Leben in der spanischen Hauptstadt seinen üblichen Gang ging, ereigneten sich eine Reihe von Dingen, die so gewöhnlich waren, daß sie die meisten Menschen gar nicht bemerkten.

Vom Madrider Flughafen Torrejón de Ardoz startete ein Flugzeug der US Navy, dessen Basis in Rota war. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Amerikaner gelegentlich den Militärflugplatz am Stadtrand von Madrid nutzten; früher hatten sie hier, im Rahmen der bilateralen Abkommen zwischen den beiden Staaten, einen ihrer spanischen Militärstützpunkte unterhalten. Die Abfertigung von US-Flugzeugen gehörte hier also fast zur Routine. Weit ungewöhnlicher war jedoch die Fracht, die das Flugzeug an Bord hatte—doch darüber wußten nur sehr wenige Bescheid. Es waren die Leichen der beiden CIA-Agenten, die in der Villa in La Moraleja getötet worden waren und jetzt zu ihren Familien in die USA überführt werden sollten. Es hatte keine Zeremonien gegeben, ihnen waren weder offizielle Ehrenbekundungen noch all das andere Drumherum zuteil geworden, das die Amerikaner so sehr lieben. Keine Salutschüsse, keine wehenden Flaggen, keine Korsettfanfaren. Die Zinksärge, hermetisch verschlossen und so verpackt, als handele es sich um Waren, waren in den Frachtraum der Herkules verladen worden, ohne

mehr Blicke zu ernten als jede andere Transportkiste, die einen *Zerbrechlich*-Aufkleber trägt. Man hatte die Kisten direkt aus der amerikanischen Botschaft hierher gebracht, kurz vor der Landung des Flugzeugs, das sie transportieren sollte. Anwesend waren ein spanischer Beamter, der Militärattaché der amerikanischen Botschaft in Spanien sowie John Fly.

Auch die übrigen an der Operation Abraham Beteiligten, die aus den Vereinigten Staaten angereist waren, gingen an Bord der Hercules. Offiziell reisten sie als Personal der Botschaft, wie ihren Diplomatenpässen zu entnehmen war. Nur John Fly würde noch einige Tage lang in Spanien bleiben, um in Zusammenarbeit mit den Spaniern die letzten losen Enden der gescheiterten Operation zusammenzuknüpfen.

Kurz nachdem das Flugzeug, das die CIA-Agenten inklusive der beiden Toten in die Vereinigten Staaten bringen würde, von der Startbahn in Torrejón abgehoben hatte, erklang über die Lautsprecher im Flughafen Barajas die Ansage, daß der Flug 663 von Alitalia nach Mailand zum Einstieg bereit sei. Um 17:15 Uhr hob die Maschine von der Rollbahn des Madrider Flughafens ab. An Bord der Boeing 727, die zwischen der spanischen Metropole und der lombardischen Stadt pendelte, saßen zwei italienische Verleger namens Paolo Senatore und Aldo Mancini. Den beiden Mailänder Unternehmern war nicht entgangen, daß sie seit ihrer Ankunft am Flughafen von zwei Männern—dem Aussehen nach Polizisten in Zivil—diskret, aber gewissenhaft überwacht wurden. Sie hatten sie nicht aus den Augen gelassen, bis sie sich überzeugt hatten, daß die Israelis in das Flugzeug gestiegen waren, das sie außer Landes bringen würde.

An diesem Morgen hatten sich Aaron Mayer und Salomón ben David noch telefonisch von *Samuel* verabschiedet—über das Mobiltelefon, das sie in ihrer Wohnung zurückgelassen hatten, zusammen mit der Anweisung, es unmittelbar nach diesem Abschiedsanruf loszuwerfen. Im Anschluß an das Treffen, bei dem sie sich mit den anderen in die Operation Abraham verwickelten Parteien über das weitere Vorgehen geeinigt hatten, waren die beiden Mossad-Agenten in ein Hotel gezogen, das ihnen Mitarbeiter ihrer Botschaft besorgt hatten. Sie mußten ihre Anwesenheit in Spanien jetzt nicht mehr geheim halten, und, was noch wichtiger war, sie mußten auch *Samuel* als Agentin nicht *verbrennen*. Aus Sicherheitsgründen begleitete sie sie nicht zum Flughafen, denn die Spanier hatten zwar versprochen, ihnen nach dem langen, nächtlichen Treffen nicht zu folgen, hatten jedoch gleichzeitig angekündigt, ihre Abreise aus Spanien zu kontrollieren. Die Mossad-Agenten hatten zugesagt, sie zu informieren, mit welchem Flug sie Madrid verlassen würden, und daß sie unter der gleichen Identität ausreisen würden, mit der sie auch ins Land gekommen waren. Von ihrer Ankunft am Flughafen bis zum Start des Flugs würde die spanische Polizei sie unauffällig überwachen.

Marta Ullá hatte Don Germán Arana mit der Begründung um einen freien Tag gebeten, daß sie im Zusammenhang mit einem Garagenplatz, den sie vor einigen Monaten gekauft hatte, ein paar Behördengänge erledigen müsse. Señor Arana hatte keinen Einwand gegen die Bitte seiner tüchtigen Sekretärin, unter anderem, weil er in Toledo sein würde, um die Baustelle des Wohn- und Einkaufszentrums zu besuchen, das sie für eine katalanische Immobilienfirma mitten im Stadtzentrum der manchegischen Hauptstadt bauten. Es war ein unerwarteter Besuch, der so gar nicht in die überaus methodische Planung passen wollte, die Don Germáns

Geschäftsmethoden normalerweise prägten. Anscheinend hatten sich die Gründe für diese Reise aus dem Treffen mit Manuel Pareja am Vorabend ergeben. Dieser war nach Madrid gekommen, um ihn über eine Reihe von Änderungen zu informieren, um die die Techniker von IMBARSA gebeten hatten—der Immobilienfirma, für die Don Germáns Firma das *Projekt Millennium* durchführte.

Der leitende Architekt der Bauarbeiten, Ignacio Idígoras, war der Ansicht, daß diese Modifikationen wichtig genug waren, um sie Don Germán persönlich vorzustellen. Begleitet wurde er von Manuel Pareja, dem Polier der Baustelle. Nachdem der Architekt gegangen war und das Treffen eigentlich hätte enden sollen, saßen Don Germán und Pareja noch mehr als zwei Stunden zusammen. So etwas war im Terminkalender des Bauunternehmers nicht vorgesehen. Nachdem eine Zeitspanne verstrichen war, die sie für angemessen hielt, kam Marta Ullá ins Büro und machte ihren Chef darauf aufmerksam, wie spät es sei und daß er noch zwei weitere Besprechungen vor sich habe. Don Germán bat sie, diese Termine abzusagen, weil er nicht wisse, wann er hier fertig würde.

Der Anlaß für die lange Unterredung hatte sich zufällig ergeben—einer dieser merkwürdigen Zufälle, wie sie von Zeit zu Zeit vorkommen. Es war Manuel Parejas erster Besuch im Büro des Inhabers der Firma, für die er seit mehr als fünf Jahren arbeitete—die Baustelle in Toledo war allerdings die erste, bei der er als Polier beschäftigt war—und ihm fiel auf, wie viele Bücher Don Germán in seinem Büro hatte. Als der Architekt und er bereits im Gehen waren, fragte er Arana, ob er Bücherliebhaber sei, und dieser bejahte. Zwischen den beiden entspann sich eine Unterhaltung, die für Idígoras nicht von Interesse war, so daß er einen unumgänglichen Termin vorschob, um rasch gehen zu können. Don Germán und Pareja plauderten weiter, bis der Polier zu seinem Boss sagte:

„Nun, wenn ich das gewußt hätte, Don Germán, hätte ich Ihnen ein Geschenk gemacht, das Ihnen sehr gefallen hätte.“

„Ach, und was wäre das gewesen, Pareja?“ fragte der Bauunternehmer neugierig.

„Vor zwei Wochen tauchte im Abbruchmaterial genau dieser Baustelle unter dem Boden eines Wandschranks ein altes Buch auf, eine Rarität—handgeschrieben. Ich schenkte es meinem Sohn, der im vierten Jahr Architektur studiert, und ich glaube, er hat ein hübsches Sümmchen bekommen, als er es hier in Madrid einem Antiquariat verkaufte. Es hatte einen ungewöhnlichen Einband, aus Messing.“

Germán Arana konnte nicht glauben, was er da hörte. Er sah Pareja mit gerunzelter Stirn an und fragte ihn sehr ernst:

„Pareja, würden Sie bitte wiederholen, was Sie da gerade gesagt haben?“

Der Polier, der das Buch nur erwähnt hatte, um seinem Chef ein wenig zu schmeicheln, fühlte sich, als habe er einen Schlag in die Eingeweide bekommen, als er sah, wie Don Germáns Gesichtsausdruck sich gewandelt hatte. Er bereute bereits, den Mund aufgemacht zu haben, denn die ganze Sache war für ihn nur eine Lappalie, obwohl die 900 Euro, die er für das Buch bekommen hatte, für seinen Sohn ein Geschenk des Himmels gewesen waren. Mit stockender Stimme tat er, worum Señor Arana ihn gebeten hatte und wiederholte seine Worte, dann wollte er sich dafür entschuldigen, daß er das Buch seinem Sohn gegeben hatte:

„Sehen Sie, Don Germán, wenn ich von Ihrer Liebhaberei gewusst hätte, hätte ich es Ihnen persönlich gebracht. Aber dafür ist es jetzt leider zu spät. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß...“

„Pareja, setzen Sie sich, und erzählen Sie mir ganz genau, wie und unter welchen Umständen das Buch aufgetaucht ist. Sagen Sie mir alles, was Sie wissen, und sparen Sie nicht mit Details, auch wenn Sie sie für bedeutungslos halten. Setzen Sie sich, setzen Sie sich. Machen Sie es sich bequem und nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen. Möchten Sie etwas trinken?“

„Gerne, Señor. Ein Glas Wasser, wenn möglich.“

Nachdem sein Wunsch erfüllt war, erklärte der Polier minutiös, wie sie den Keller entdeckt hatten. Er erinnerte Don Germán daran, daß er ihn angerufen hatte, um Anweisungen zu erbitten, und daß dieser ihn an Barcelona verwiesen hatte. Er erzählte ihm von der Ankunft eines hohen Tiers aus der katalanischen Immobilienfirma, von der Besichtigung des Kellers und der Entscheidung, die anschließend getroffen wurde. Er beichtete ihm, leicht abgeschwächt, von seinem eigenen Verhalten, als er den doppelten Boden im Wandschrank entdeckt hatte, und bat Don Germán, niemandem zu erzählen, daß er das Buch behalten habe. Schließlich habe er die Anweisung gehabt, alles, was unter der Baustelle aufgetaucht war, mit Beton zuzuschütten, damit das Denkmalschutzamt weder eine Spur noch einen Beweis für die Existenz des Kellers hätte—schließlich hatten die Katalanen als Träger des *Projekts Millennium* ohnehin schon unendlich viele Probleme lösen müssen, bevor sie mit dem Abriß und den Bauarbeiten beginnen konnten. Pareja beteuerte wieder und wieder—bei der Gesundheit seiner Familie—daß er sich nichts Böses dabei gedacht habe, das Buch zu behalten, auch wenn er gesehen hatte, daß es sehr gut erhalten war. So wenig Bedeutung hatte er diesem Manuskript beigemessen, daß er es seinem Sohn geschenkt hatte, damit der es verkaufen könne. Er erzählte Don Germán auch, daß die Polizei mehrere Morde mit dem Buch in Verbindung brachte und daß sein Sohn freiwillig zur Polizei gegangen war, um auf dem Kommissariat seine Aussage zu machen. Sie hätten sich bei all dem sehr schlecht gefühlt.

Pareja war so mitgenommen, daß Arana ihn mehrmals beruhigen musste. Aber da er ihn gleichzeitig immer wieder nach neuen Einzelheiten fragte, reagierte Pareja von Minute zu Minute nervöser.

„Und Sie sagen, der Keller wurde mit Beton zugeschüttet?“

„So ist es, Don Germán. Wir haben fast 200 Kubikmeter gebraucht, um ihn aufzufüllen.“

Als Don Germán alle Einzelheiten rund um den Fund des Buchs kannte, bat er Pareja, eine Reihe von Aufträgen für ihn zu erledigen, unter Einhaltung absoluter Diskretion.

„Pareja, ich schlage ihnen einen Pakt zwischen Ehrenmännern vor: Wir bewahren gegenseitiges Stillschweigen. Sie vergessen alle meine Anweisungen in dem Augenblick, in dem sie sie erledigt haben, für immer. Und ich werde mich an nichts erinnern, was Sie mir über das Buch erzählt haben. Sind wir uns einig?“

„Voll und ganz, Don Germán.“

„Schlagen Sie ein.“

Und mit einem kräftigen Händedruck besiegelten die beiden Männer ihren Pakt.

Als Don Germán Arana in Toledo ankam, regnete es in Strömen. Die Schleusen des Himmels hatten sich geöffnet, und das Wasser stürzte wie aus Eimern vom Himmel. Ein wenig später als verabredet hielt sein Wagen vor der Baustelle, wo Manuel Pareja ihn erwartete. Mit einem luftdicht schließenden Metallkoffer in der Hand stieg er aus dem Auto und versuchte sich, so gut er konnte, vor dem sintflutartigen Regen zu schützen, während er auf den Polier zuing. Es war 14:20 Uhr. Auf der Baustelle war außer ihnen niemand, die Maurer, die zurzeit die Grundmauern des Gebäudes hochzogen, waren vor einer Viertelstunde Mittagessen gegangen und würden erst um 15:00 Uhr zurück sein.

Ohne innezuhalten traten die beiden Männer in den Wald von Stützpfeilern, die dort emporragten, wo noch bis vor wenigen Tagen nur ein Baugrundstück gewesen war. Neben einer Seitenwand, genau an der Stelle, wo vor ein paar Wochen der Keller aufgetaucht und dann mit Beton zugeschüttet worden war, hatte Pareja mit dem Preßlufthammer eine etwa sechzig Zentimeter breite, kastenförmige Vertiefung in den Beton geschlagen. Auf sie steuerten die beiden Männer jetzt zu. Die einzigen Geräusche waren das Prasseln des Regens auf dem Metallgerüst über ihren Köpfen, das sie vor den Unbilden des Gewitters schützte, sowie das Dröhnen einer kleinen Betonmischmaschine, die sich neben der Bodennische drehte. Als sie vor ihr standen, überreichte Pareja Don Germán ein Stück uralt aussehendes, eigenwillig gefaltetes Leder, das er in einer Tasche bei sich getragen hatte. Arana öffnete den Metallkoffer und entnahm ihm ein Buch mit einem Einband aus Messing, den goldene hebräische Schriftzeichen zierten. Das Leder krachte, als er es auseinander faltete, um anschließend das Buch darin einzuwickeln. Dann legte er es wieder in den Koffer und verschloß ihn.

Feierlich, fast ehrfurchtsvoll, legte Don Germán den Koffer in die Bodennische, schwieg einige Augenblicke lang, während er ihn unverwandt ansah, dann machte er eine vielsagende Geste in Richtung Pareja. Dieser verschloß die Vertiefung mit einem exakt zugeschnittenen Brett, dann schüttete er sie mit Beton auf, bis das Loch vollständig gefüllt war. Mit einem Spaten glättete er die Oberfläche und legte ein paar Planken darüber, um den Beton zu schützen, bis er ausgehärtet war. Als das erledigt war, beschied Don Germán im Tonfall eines Schwurs:

„Auf daß es weitere 500 Jahre hier liegen bleibe!“

Während er in den Rücksitz seines Wagens zurückgelehnt wieder nach Madrid fuhr und vom Fenster aus in den nicht nachlassen wollenden Regen blickte, erinnerte sich Germán Arana, alleiniger Inhaber der GERMÁN ARANA AG und leidenschaftlicher Büchernarr, wie er nur wenige Abende zuvor über ein leer stehendes Gebäude in den Hof der Buchhandlung ANTIQUITAS geklettert war, die Hintertür des Geschäfts aufgebrochen und sich des Wunderwerks in Manuel Ruiz' Schreibtischschublade bemächtigt hatte.

Als er zu Hause ankam, war es erst kurz nach 16:00 Uhr. Er hatte nicht zu Mittag gegessen, hatte aber auch keinen Appetit. Edward teilte ihm mit, daß er beschlossen hatte, seine Rückkehr in die Vereinigten Staaten vorzuverlegen. Er wollte schon am nächsten Tag abreisen. Der Flug—via New York nach Los Angeles—würde um 12:00 Uhr mittags vom Flughafen Madrid-Barajas aus starten.

„Stimmt etwas nicht, Eduardo?“ fragte Don Germán beunruhigt.

„Nein, es ist alles in Ordnung. Aber meine Arbeit hier ist für den Augenblick praktisch abgeschlossen, und ich vermisse Beatriz und die Kinder.“

„Ach so, gut, dann ist es ja gut. Es schien dir in den letzten Tagen nicht gut zu gehen. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Allerdings siehst du jetzt schon viel besser aus.“

„So ist es, Germán, ich habe ein paar schlimme Tage hinter mir, genau wie du.“

„Genau wie ich?“

„Ja. Ich habe dir angesehen, wie erschöpft du warst—und irgendetwas schien dir Sorgen zu machen. Gibt es Probleme in der Firma?“

„Ganz und gar nicht, die Geschäfte laufen hervorragend. Die Baubranche in Madrid durchlebt gerade goldene Zeiten, ganz ausgezeichnet.“

„Trotzdem hatte ich den Eindruck, daß dich etwas belastet. Ich bin mir ganz sicher.“

„Das hast du dir nur eingebildet, das lag sicher an deiner eigenen Verfassung.“

„Ja, vielleicht. Ich habe wohl die schlimmsten Tage meines Lebens hinter mir. Dieses verdammte Buch hat mir viel Kopfzerbrechen bereitet.“

„Von welchem Buch sprichst du, Eduardo?“ fragte Germán mit leichtem Argwohn.

„Von welchem Buch spreche ich wohl, Germán? Von dem Buch, über das du und ich so viel wissen. Von dem Buch, das zwei Menschen das Leben gekostet hat, ganz im Einklang mit der Tradition, die seine Existenz begleitet. Von dem Buch, für das immer noch viele bereit sind zu morden. Das Buch, von dem im Augenblick nur du weißt, wo es sich befindet.“

Germán Arana sah den Mann seiner Nichte Beatriz einfach nur an, sein Gesichtsausdruck war unmöglich zu deuten. Er überlegte kurz, ob er ihn fragen sollte, woher er wußte, daß er das Buch hatte, das die spanische Polizei händeringend suchte, weil es offenbar das Motiv für zwei Morde war. Dann entschied er sich jedoch, es nicht zu tun. Das war die einzig logische Konsequenz aus der Entscheidung, die er getroffen hatte: das Manuskript des Abraham an den gleichen Ort zurückzulegen, an dem es fünf Jahrhunderte lang geruht hatte. Er hegte die Hoffnung, daß, wenn es durch eine Fügung des Schicksals wieder ans Licht käme, dies in besseren Zeiten geschähe und sein Auftauchen nicht Anlaß zu Morden und Kämpfen gäbe. Und so sagte er nur, als hätte er nicht gehört, was Edward Andrews gesagt hatte:

„Wenn du morgen abreist, muß ich noch einmal losgehen und ein paar Geschenke für Beatriz und die Kinder kaufen, die ich dir mitgeben möchte.“

Andrews dachte, das sei wahrscheinlich die beste Antwort, die er ihm hatte geben können. Sie setzte all dem Kummer und den Sorgen der letzten Tage endlich ein Ende. Und all das nur, weil er ins Schlafzimmer von Onkel Germán gegangen war und hingesehen hatte, wo er nicht hätte hinsehen dürfen.

Was Germán Arana nicht wußte, war, daß der bibliografische Schatz, der durch seine Entscheidung nun von neuem in toledanischer Erde verborgen lag, zum primären Ziel von CIA und Mossad geworden war, weil zwei Menschen, die ihm sehr nahe standen, die Geheimdienste darauf aufmerksam gemacht hatten, daß eines der außergewöhnlichsten und mysteriösesten Bücher der Geschichte aufgetaucht war.



[Ed. Note: Die Übersetzung des Textes ist schlecht und unprofessionell. Ein Teil der Fehler wurde beseitigt.]